4° H. As. 619

Fi O <36616466520015
<36616466520015
Bayer. Staatsbibliothek S

4° H. As. 619

A J Knudsen

April 1916.

4° H. As. 619

Darstellung

der

Brahmanisch-Indischen

Götterlehre,

Religionsgebräuche und bürgerlichen Verfassung.

Nach dem lateinischen Werke des Vater Paullinus
a St. Bartholomaeo bearbeitet.

Mit dreissig Kupfertafeln.

Gotha,
bey Carl Wilhelm Ettinger
1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VORBERICHT

des deutschen Bearbeiters.

Der Werth einer genauern Bekanntschaft mit der Welt und ihren Bewohnern ist entschieden, und jeder Beytrag dazu schätzbar, wenn er mit Wahrheitsliebe ausgeführt ist. Oft aber hält es überaus schwer, gegründete Nachrichten dieser Art einzuziehen, und sich bey dem besten Willen nicht hinter das Licht führen zu lassen. Eher als sonst wo, kann dieser Fall bey den Nachforschungen über die Brahmanen eintreten, weil die Geheimhaltung ihrer Lehren und Grundsätze so vorzüglich strenge beobachtet wird. Verlaufene Brahmanen sind mehrentheils Unwissende, deren Genossen keinen reellen

Verrath von ihnen zu fürchten haben, und, wie ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit folgern läſst, Nichtswürdige, die ſich noch weniger ein Gewiſſen daraus machen werden, unſern Europäern bare Lügen aufzuheften, als ſie Anſtand nahmen, ihre Caſte, und mit derſelben alles zu verlaſſen, was man ſonſt von Jugend auf, als heilig und ehrwürdig hat verehren gelernet.

Dieſe Zweifel gelten, einem groſsen Theile nach, gegen dasjenige, was uns Reiſende und Gelehrte bisher von dem Weſentlichen des Brahmanenthums erzählt haben, und vielleicht lieſsen dieſe Zweifel ſich noch weiter treiben, wenn ihnen gleich ein oder das andre Mahl die Benutzung brahmaniſcher Originalſchriften entgegen zu ſtehen ſcheint. Doch, wir wollen unſern Scepticism nicht bis zum Undanke treiben, ſondern ihn bloſs darum bemerkbar machen, damit man ſorgſamer in der Prüfung, nicht ſogleich alles annehme, was ſich erſt künftig als mehr oder minder wahr beſtätigen kann. Bis dahin aber jede Nachricht zur Seite legen, hieſse ſehr verkehrt gehandelt, indem wir uns dadurch den geradeſten Weg abſchneiden würden, auf welchem wir allein mit der Zeit zu gegründeten Reſultaten zu gelangen im Stande ſind.

In ſoferne iſt alſo das Werk, welches ich itzt dem Publikum in einer deutſchen Bearbeitung übergebe, keineswegs unnütz oder überflüſſig, ſondern um ſo ſchätzbarer, je reichhaltiger es an intereſſanten Notizen iſt, und je kenntniſsvoller es bearbeitet zu ſeyn ſcheint. Um dies im Voraus, ſo viel als möglich iſt, zu belegen, wird es hier am rechten Orte ſeyn, meine Leſer, nach Anleitung der Vorrede zu dem Originale, mit dem Verfaſſer dieſes Werkes, und mit ſeinem Verfahren bey demſelben, einigermaſsen bekannt zu machen. Nachher werde ich Gelegenheit finden, von meiner gegenwärtigen Bearbeitung, ſo viel als nöthig iſt, zu ſagen.

Der Verfaſſer, Pater Paullinus a S. Bartholomaeo, *hielt ſich längere Zeit auf der malabariſchen Küſte als Miſſionär auf. Dieſes Amt verſchafte ihm Gelegenheit genug, einen Theil Indiens und ſeiner Bewohner näher kennen zu lernen. Um aber auch im Stande zu ſeyn, dieſe Gelegenheiten gehörig zu benutzen, ſuchte er ſich vor allen Dingen eine genauere Kenntniſs der malabariſchen Landesſprache zu erwerben, und als er dieſe nun erlangt hatte, bemerkte er alles Wiſſenswürdige, was er ſelbſt ſah, oder erfuhr, in ſeinem Tagebuche, verglich dieſes gegen einander, lieſs ſich von*

kundigen Leuten, was ihm noch dunkel war, aufhellen, und that alles, was in seinen Kräften stand, um hinter die Wahrheit zu kommen.

*Da er indessen bald gewahr wurde, dass es ohne Kenntniss des Samscrid *), oder der heiligen Sprache nicht möglich sey, öftern Irrthümern auszuweichen, so wählte er sich die besten Lehrer, welche er in seiner Gegend vorfand, schafte sich die vorzüglichsten Werke an, und brachte es durch den Umgang mit den erstern, so wie durch das Studium der letztern, bald dahin, dass er nicht nur das brahmanische Wörterbuch Amarasinha — welches, beyläufig gesagt, diesem seinem Werke zum Grunde liegt — ohne Fehl übersetzen konnte, sondern er las nun auch einige epische Gedichte, war im Stande, sich in handschriftliche Werke einzustudiren, und übertrug die in der heiligen Sprache abgefassten Schriften, in die gewöhnliche Landessprache.*

*) *Man schreibt diesen Nahmen auch Samscrit und Sanscrit. Zu merken aber ist, dass die Sylbe Sam oder San ohngefähr mit dem Laute des spanischen ão, oder mit Hülfe eines Nasentones muss ausgesprochen werden.*

Wie weit des Verfassers Kenntnisse in der heiligen Sprache der Brahmanen gehen, hat er in seiner zu Rom im Jahre 1790 erschienenen Sprachlehre des Samscrid bewiesen. Was sich mit diesen Kenntnissen aber bewürken lasse, dies wollte er durch das gegenwärtige Werk darthun, welches gleichfalls zu Rom, aber ein Jahr später als jene Sprachlehre, unter folgendem Titel erschien: Systema brahmanicum, liturgicum, mythologicum, ciuile ex monumentis indicis Musei Borgiani Velitris, dissertationibus historico-criticis illustrauit FR. PAULLINUS a ST. BARTHOLOMAEO, Carmelita discalceatus, Malabariae missionarius, academiae Volscorum Veliternae socius. 4. 326 *Seiten.*

Bey diesem Werke legte der Verfasser, wie schon der Titel besagt, die indischen Zeichnungen und Erztgebilde zum Grunde, welche sich im Museum des um die Wissenschaften überaus verdienten Cardinal Borgia *zu* Veletri *befinden, und bey Gelegenheit der Erläuterung dieser Denkmähler, bringt er denn alles bey, was er für die nähere Kenntniss des Brahmanenthums, sowohl in Indien selbst mit der grösseſten Sorgfallt gesammelt, als was er für eben diesen Gegenstand aus dem ge-*

ſchätzten Wörterbuche A m a r a ſ i n h a *geſchöpft hatte. Zugleich bediente er ſich der handſchriftlichen Nachrichten anderer Miſſionäre, die er mit ſeinen eignen Bemerkungen verglich, und mehrerer indiſcher Werke. So viel von dem Verfaſſer, der Entſtehung und Bearbeitung des Originales gegenwärtiger Schrift.*

Meine erſte Abſicht bey der deutſchen Einkleidung dieſes Werkes gieng dahin, es zu der Grundlage einer für bloſse Dilettanten genieſsbaren Darſtellung des Brahmanenthums zu machen, in der ich nach einem beſtimmten Faden, und mit Auswahl, alles an einander reihen wollte, was wir bis itzt etwa ſicheres davon wiſſen. Aber ſo leicht dieſes Unternehmen dem auch ſcheinen mag, der nie ſelbſt etwas ähnliches erprobte, ſo viele Schwierigkeiten hat es doch, die nichts deſtoweniger wohl noch würden zu überwinden geweſen ſeyn, wenn bey den vielen und groſsen Lücken, welche alle bisher über dieſen Gegenſtand erſchienene Werke, noch immer in ihm übrig gelaſſen haben, es nicht beynahe ganz unmöglich geweſen wäre, einen gewiſſen ſyſtematiſchen Ueberblick über ihn zu geben. Zu dem ſind ja die Akten, auch nur dem dringendſten Erforderniſſe gemäſs, noch lange nicht geſchloſſen,

ſchloſſen, und daher war auch dieſe Schrift nur als ein Beytrag zu ihnen anzuſehen. Als einen ſolchen behandelte ich ſie denn auch, und nach dieſem Geſichtspunkte änderte ich nun, wie natürlich, die Art und Weiſe der Bearbeitung ſelbſt ab, doch ſuchte ich das Werk, ſo viel es, ſeiner einmaligen Anlage nach, und bey meinen andern mannigfachen Arbeiten möglich war, den etwanigen Wünſchen der Dillettanten nicht minder, als den Anforderungen des gelehrten Forſchers anzupaſſen.

Durch eine bloſse Ueberſetzung, die ihrem Originale Schritt vor Schritt folgen muſs, wär' es mir unmöglich geworden, dieſen Endzweck zu erreichen, da das lateiniſche Werk ganz im italiäniſchen Geſchmacke abgefaſst iſt, das heiſst, mit ausführlichen Citaten alter Autoren, oft nicht zur Sache gehörigen Auswüchſen, und derben Ausfällen gegen Andersdenkende überladen iſt. Hätte ich hier nicht manches weglaſſen und mildern wollen, ſo würde Langeweile den Dilettanten bald von der weiter Lektüre abgeſchreckt, und der Gelehrte ſie nur mit fühlbarer Abmattung beendiget ha-

ben). Demohngeachtet will und kann ich es meinen Lesern nicht bergen, daſs dieſes Werk noch um einen Bogen etwa kürzer hätte ausfallen können, wenn ich gleich anfänglich denſelben Plan in der Bearbeitung befolgt wäre, welchen ich bey der letzten gröſsern Hälfte beobachtet habe. Aber ich war zu ſchüchtern etwas wegzulaſſen, wovon ich glauben durfte, daſs einer meiner Leſer es brauchen könnte, bis ich endlich gewahr ward, daſs dagegen, wenn ich ſo fortführe, der gröſsere Theil der Leſer, übel berathen ſeyn würde.*

*) Was würde es z. B. wohl gefrommt haben, wenn ich folgende Perioden auch meinen deutſchen Leſern zum Beſten gegeben hätte? *Eximius iſte Germaniae pſeudapoſtolus* (De Paw), *qui materialiſmum aſiaticis gentibus commendatum habere vellet, cum nihil credat, neque poſt mortem aliquid ſperandum habet. Mirum itaque non eſt, quod ipſe ſubinde criminetur, et mordeat, dum praeconceptis ſuis praeiudiciis philoſophicis, et turgidae ſuae mentis opinionibus oppoſitum aliquid apud alios reperit. De animae immortalitate multa tradit Plato in Phaedone, in libris de republica, Menone, Gorgiâ, aliisque dialogis. Pindarus vero ait: Vis ſumma leti corpora deſtruit, ſupereſt imago viva at aeui.* Und dazu das Citat aus *Iuuenal. Lib. I. ſat. 2. v. 23. Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus.* Dies ſey eine Probe von vielen.

Was nun die Darlegung der Worte betrift, ſo folgte ich auch darin dem Originale nichts weniger als ſtrenge, doch verfuhr ich dabey immer mit beſtändiger Rückſicht auf Deutlichmachung des Sinnes, deſſen richtige Auffaſſuug durch des Verfaſſers ſchlechte Latinität, und durch ſeine Nachläſſigkeit im Vortrage, nicht ſelten erſchweret wird. Ueberflüſſige Umſchreibungen, unnöthige Wiederholungen, und peinliche Genauigkeiten in einzelnen Wörtern, wie in ganzen Sätzen, übergieng ich gleichfalls, was aber allein den Gelehrten intereſſiren konnte, das ſuchte ich, ſo viel es ſich thun lieſs, aus dem Texte in die Anmerkungen überzutragen.

Ob es mir bey einer ſolchen Behandelung gelungen iſt, dieſes Werk dem deutſchen Publikum in einer ſchicklichern Einkleidung zu übergeben, darf ich nicht entſcheiden, ſo ſehr ich es auch wünſche. Hätte ich mich, was nun ſo ganz und gar nicht der Fall war, dieſer Arbeit mit wenigerer Unterbrechung widmen können, dann freylich dürfte ich mir mit dem Beyfalle meiner Leſer vielleicht ſicherer ſchmeicheln. Das Unternehmen ſelbſt

bedarf meiner Empfehlung wohl nicht bey, der Seltenheit des Originals unter uns, und den Lobsprüchen, die dasselbe auch schon in Deutschland, wo es irgend bekannt ward, erhalten hat.

Demohngeachtet giebt es so manchen Uebelstand des Originals, den ich wohl einsah, aber auch in meiner Bearbeitung nicht ganz wegwischen konnte, wenn ich nicht manches zur Sache gehörige mit übergehen wollte. Dahin gehören z. B. manche Unbestimmtheiten und scheinbare Widersprüche, die ich zwar hin und wieder in den Anmerkungen bezeichnet habe, zu deren Lösung sich aber, ihrer Dunkelheiten wegen, gemeinhin wenig thun liess. Ferner die schon von Jones in den Gang gebrachte, und von unserm Verfasser beynahe noch weiter getriebene Vergleichung der indischen und griechisch - römischen Mythologie, nebst den offenbaren Unrichtigkeiten in der Darstellung der letztern. Ja endlich, das mannigfach fremdartige, was mit unterläuft, und die Nachträge zu dem einen Artikel, in dem darauf folgenden. Aber wie gesagt, dies hätte sich nur durch eine gänzliche Umschmelzung des Werkes

heben lassen, zu der ich anfänglich nicht Muth genug hatte, und die dadurch nachher ganz unausführbar geworden war. Meine eignen Bemerkungen habe ich häufig, aus sehr begreiflichen Ursachen, unterdrückt. Nur im Vorbeygehen sey es mir itzt erlaubt, da der Lingamdienst so vieles im Bildlichen gegen sich hat, auf die Idee von einer sonstigen allmähligen Producirung aller Dinge, welche endlich nachliess, so dass itzt nichts neues mehr erzeugt wird, hinzudeuten. Diese Idee scheint dem Lingam im Joni zum Grunde zu liegen. Man denke an Osiris und Kronos. Dass übrigens die indischen Nahmen von dem Verfasser italiänisch nachgebildet sind, und dass man daher bey ihnen die italiänische Aussprache anwenden müsse, die ich aus guten Gründen nicht in unsre Sprache übertragen wollte, wird jeder wohl ohne mein Erinnern bemerken.

Uebrigens ist der Verfasser dieses Werkes reich an kühnen Vermuthungen, besonders im Felde der Etymologie; aber viele dieser Conjecturen und Muthmassungen werden schwerlich den Beyfall unter uns finden, welchen der Verfasser sich vielleicht

*von ſeinen Landsleuten verſprechen durfte**). *Demohngeachtet glaubte ich, mir auch hier nicht immer die Freyheit des Wegſcheidens zugeſtehen zu dürfen.*

*) Z. B. wenn der Verfaſſer die Nahmen Titan und Satan, von *deitjà* oder *ditjà* aus dem Samſcrid herleitet.

INHALTS-VERZEICHNIS

Der Götterdienst.

Jagam, oder das der Sonne und den übrigen Planeten gewöhnlich dargebrachte Opfer. Hier gehört Kupfertafel 1. Seite 1
Homam, oder das Feueropfer. Kupfertaf. 2. - - — 12
Das Opfer *Tukam*, und die anderweitigen Menschenopfer. Kupfertaf. 3. - - - — 18
Pidrujagnam, oder das Opfer für die Hingeschiedenen. — 24
Bhudajagna, das Opfer für die bösen Genien. Kupfertaf. 4. — 34
Opfer und Verehrung des *Lingam*. Kupfertaf. 5. - — 41
Sühnungen, Waschungen, Gebethe, Wallfahrten Taf. 6. — 51
Gnánamádjam, oder die Einweihung zum Leben der Weisen. — 64
Ciaduráshrama, oder von den vier vorzüglichsten brahmanischen Instituten, insbesondre von den Samanen. Taf. 7. — 70
Sambhavam, oder die Entstehungsgeschichte der Welt und der Dinge bey den Indiern. - - — 82

Die Götterlehre.

Brahma. Taf. 8. - - - — 94
Vishnu. Taf. 9. - - - — 99
Shiva. Taf. 10. - - - — 108
Sarasvadi. Taf. 11. - - — 113
Laekshmi. Taf. 12. - - - — 115
Párvadi oder *Bhavani*. Taf. 13. 14. - — 118
Trimurti, oder die indische Dreyeinigkeit. Taf. 15. - — 124
Von der Kupfertafel 16 f. die kürzern Zusätze im Anhange.

Shrirâma. Taf. 17. 18. - - - S. 127
Krshna. Taf. 19. - - - — 135
Budha Taf. 20 - - — 143
Die zehente irdische Erscheinung Vishnu's. Taf. 21. — 150
Gaenavadi oder *Ganésha.* Taf. 22. - - — 154
Jama. Taf. 23. - - - — 160
Indra. Taf. 24. - - - — 164
Kâmadêva Taf. 25. - - — 169
Subramannja. Taf. 26. - - — 174
Vom Thierdienste. Taf. 27. - - — 179

Die bürgerliche Verfassung.

Nalevarnnam, oder die vier brahmanische Kasten. Taf. 28. — 187
Kshetria, von der Regierung und dem Kriegsdienste. Taf. 29. — 196
Vajshjer, von dem Ackerbaue Taf 30. - - - — 205
Von dem Gebrauche des gemünzten Geldes in Indien. - — 215
Bemerkungen über die indischen Münzen im Museum des Cardinals Borgia zu Veletri. Taf. 31. - - - — 221
Shudra, oder von den mechanischen Künsten. Taf. 32. — 230

DAS

Tab. I.



Yágam
nach einem Gemählde im Museo Borgiano.

Tab. II.



Hómam
nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.

DAS OPFER JAGAM,

welches der Sonne und den übrigen Planeten dargebracht zu werden pflegt.

Die Sonne erhält, dem Wörterbuche Amarasieha zufolge, im Brahmanischen mehrere Benennungen. So heisst sie z. B. Surya, ein Nahme, den viele Indische Könige führten. Fimala Dermasuriada ist daher der verdorbne Nahme des Königes von Candy auf der Insel Ceylan; denn da er aus der heiligen Samscridsprache entlehnt ist, wie sich dies sowohl aus dem genannten Wörterbuche, als auch aus der oben angeführten Benennung der Sonne ergiebt: so müsste er eigentlich Vimala Dharma Suryada geschrieben werden, da er denn eine Sonne von vorzüglicher Kraft oder Eigenschaft bezeichnet *). Aus diesem Nahmen des Königs nun leuchtet hinreichend ein, dass die heilige Samscridsprache auf jener Insel im Gebrauch war, und noch itzt bey religiösen Verrichtungen gewöhnlich ist. Bhagavadam, ein heiliges Indisches Werk, leitet die Abstammung der ersten Könige Indiens von der Sonne und dem Monde her **).

Ein andrer Nahme der Sonne ist Dvadashadma, d. h. die Seele der zwölf Zeichen des Thier-

*) Im siebenten Theil der *India orientalis Frfrt.* 1606. *Tab. X.* findet man richtige Abbildungen verschiedner Völker, Könige, Cäremonien u. s. w. durch die Georg Spielbergs und Caspar Balbus Seereisen erläutert werden.

**) S. *Sidharûbam seu grammatica Samscrdamica. Romae* 1790. *p.* 160. 161.

kreifes. Auch finden noch folgende acht Benennungen von ihr Statt: Ahaftara, d. i. der heftige Tag; Prabhagara, die leuchtende, Licht heraufführende; Taranni, das Geftirn; Grehabadi, der Herr und Gemahl der Sterne; Mitra, Sonne und Freund. Bey diefem letztern Nahmen ift zu bemerken, dafs fich urfprünglich nach der Samfcridfprache kein H in ihm befinde, und dafs demnach Mithra, wie die Perfier und Griechen es fchrieben, eine Verfälfchung ift *). Auch ift der Tadel fehr grundlos, welchen Thomas Hyde dafür hat erfahren müffen, dafs er dem Worte Mithra die Bedeutung Freund gab. Diefe Bedeutung hat es offenbar, wie das in der Samfcrid- und Malabarifchen Sprache abgefafste Wörterbuch des, der Sache völlig kundigen, Johann Ernft Hanxleden beweifet **).

Die achte Benennung der Sonne ift Hamfa, d. i. ein Schwan. Eben diefer Nahme wird in dem Buche Ciandrodayam einem Indifchen Könige beygelegt. Auch Ibn Ahmed, ein Betrüger, der aus Perfien gebürtig war, und in einem Dorfe, nahe bey Cahira lebte, hiefs Hamfé ***). Es fcheint daher, dafs diefer Nahme vielleicht aus Indien zu den Perfern und andern Nationen übergieng. Dies können die Brahmanen wenigftens mit vielem Rechte behaupten, fo lange es nicht ausgemacht ift, dafs die beygebrachten Nahmen, auch in der Perfifchen und Coptifchen Sprache urfprünglich und eigenthümlich find.

*) Mitra, das einige fälfchlich Mifra nennen, ift auch der Nahme vieler Brahmanen, von dem gleichfalls Mitridates abzuleiten ift.

**) Dies Wörterbuch befindet fich No. IX. unter den Handfchriften in der Bibliothek der Congregation *de propaganda fide*, und führt den Titel: *Vocabulario da lingua Malavar.*

***) S. Adleri *Mufeum Cuficum Borgianum Velitris. Romae* 1782. *T. I. p.* 109.

Der neunte Nahme der Sonne ist Aditya, durch welchen sie als das erste erschaffene, oder vom Urbeginn an daseyende Wesen charakterisirt wird. Von ihm sind gleichfalls viele Indische Könige benennt, z. B. Vikramaditya, die ausserordentliche, oder heftige Sonne, von welchem Könige auch eine gewisse Zeitrechnung oder Aera ihren Nahmen erhalten hat *). Zehentens heifst sie schlechtweg Mártánda, d. i. die Sonne. Diesen Nahmen führte der Vorfahr des itzigen Königes von Travancor: er hiefs nähmlich Víra Mártánda, oder die starke Sonne. Die Sonne hat im Brahmanischen noch mehrere Beynahmen, die ihre verschiednen Kräfte und Eigenschaften darlegen, deren Erwähnung indessen hier überflüssig ist. Uebrigens sind alle Nahmen der Sonne sowohl, als des Mondes in der heiligen Schriftsprache der Brahmanen männlichen Geschlechts, worüber man ausführlicher das genannte Wörterbuch Amarasieha in dem Abschnitte nachsehen kann, der die Ueberschrift Sorggavarggam hat **).

Dafs die Brahmanen die Sonne und den Mond verehren, scheinen wenig englische und französische Reisende bemerkt zu haben, ob wohl die mehresten unter ihnen mit vieler Redseligkeit behaupten, sie hätten die Lehrsätze der Brahmanen genau inne, und trügen sie aufs beste und bestimmteste vor. Was Plutarch sehr richtig an einem Orte ***) von der allmähligen Entstehung der Gestirne- und Götterverehrung sagt, dies wird im Verfolg des gegenwärtigen Werks, in Bezug auf die Brahmanen, aufs vollkommenste bestättigt werden. Macrobius †) nennt

*) S. die *Asiatik reskearches p.* 286.

**) Vergl. auch des Verf. *Grammat. Samscrdam. p.* 118.

***) *De placitis philosophor. Lib. I. Paris* 1572.

†) *In Somnium Scipionis cap* 2 19. 20. *Saturnal. Lib. I. c.* 17. 18. 19. und an andern Stellen. Vergl. auch den Lactanz in seinem Buche der *diuinarum institutionum.*

die Sonne, ganz in der Idee der Alten, „ein Gott höchſtähnliches Weſen, eine Quelle des himmliſchen Lichts, einen Leiter, Regierer und eine Intelligenz der Welt, das Herz des Himmels, die Mäſsigung der Welt, die Urheberin der irdiſchen Fruchtbarkeit, das Haupt und die Befruchterin der Welt, das Auge Jupiters, die Urheberin des Lebens aller Dinge, die Urſache der Fäulniſs, den Urſtof des Feuers." Darin, daſs die Sonne, unter verſchiedner Geſtalt und Form, eben ſo auch von den Aegyptiern, Chaldäern, Perſern und Scythen verehrt und angebetet würde, ſtimmt Clemens von Alexandrien, Curtius, Strabo, ja ſelbſt die heilige Schrift (*) mit Macrobius überein.

Wenn die Brahmanen der Sonne und den übrigen Planeten ein Opfer darzubringen beſchlieſsen, das Yágam heiſst, und ihr erſtes und vorzüglichſtes Opfer iſt, ſo bereiten ſie ſich auf folgende Art zu demſelben zu **): Hundert vorzüglich ſachkundige Brahmanen werden abgeſchickt um auf einem offenen und geräumigen Felde einen ſchicklichen Platz auszuwählen, auf dem das Opfer verrichtet werden kann. Iſt dieſer ausgemittelt, ſo begrenzen ſie ihn von vier Seiten, weihen die Erde unter vielen Gebeten ein, und vertreiben ſorgfältig die böſen Genien durch das Reinigungswaſſer, welches Tirtam heiſst, durch Beſprengung, oder durch einen Zweig des Baumes Máva, der ſonſt auch gewöhnlich Mangueira genannt wird, ein Symbol der Fruchtbarkeit und zugleich der Göttin Lekshmi, d. i. der Erde, geweiht iſt. Kurz, ſie exorciſiren den Ort, und reinigen ihn ganz nach der Art, wie

*) 4. B. d. Könige 23. 4.

**) Auch hat davon gehandelt der Capuciner Pater Norbert, Miſſionär auf Pondichery, in einem handſchriftlichen Werke, und zwar in demjenigen Paragraphen deſſelben, welcher die Ueberſchrift führt: *De initiatione Brahmanum.* Gleichfalls der Pater Johannes in einem Manuſcript das den Titel hat: *Noticia dos erros, que tem os gentios de Concáo da India.*

ſie ihnen in dem Geſetze, von Verrichtung des Opfers Yagam, welches den Nahmen Yagiurvédam führt, vorgeſchrieben iſt. Dieſes Geſetz ſowohl, als überhaupt die Werke, welche von den Opfern handeln, ſollen, der Behauptung mehrerer Indiſchen Miſſionarien und vieler andern Schriftſteller zufolge, in einigen Vorſchriften mit denen übereinkommen, welche im dritten und vierten der Bücher Moſis gegeben ſind, und ſo könnten ſie vielleicht Nachahmung oder verderbte Uebertragung dieſer letztern ſeyn.

Iſt jener Ort nun eingeweiht, ſo wird eine Hütte oder ein Zelt errichtet, das mit gewebter Leinwand, oder Laub und Zweigen von Palmen umdeckt wird, und wenigſtens geräumig genug ſeyn muſs, um hundert Brahmaniſche Lehrer in ſich faſſen zu können, die beſonders zur Verrichtung des Opfers gewählt werden. Um dieſe ſtehen aber noch eine Menge andrer Brahmanen her, welche mit ihnen die Gebete verrichten, und deren Zahl ſich zuweilen auf zweytauſend beläuft. Ja, als im April des Jahrs 1787 der König von Cravancor das Opfer Yágam auf einer blühenden Wieſe beym Fluſſe Feira d'Alva verrichten lieſs, waren viertauſend Brahmanen dabey zugegen. Um jene Hütte ferner, ſind für die Amtsverrichtenden Brahmanen, mehrere Wohnungen angelegt, doch ſo, daſs ein viereckigter Zwiſchenraum übrig bleibt, und nun in der Mitte von allen die eigentliche Opferhütte ſteht. In dieſer ſelbſt aber befindet ſich eine viereckigte heilige Feuerſtelle, welche Kunda heiſst, und aus deren Mitte eine hölzerne Säule hervorragt. Auf dem obern Theile derſelben iſt ein Strick befeſtigt, der von beyden Seiten herab hängt, und von dem daher einige behaupten, es zeige die Freyheit an, welche der Mann habe, zwo Frauen zu heurathen; andre hingegen ſagen, es bezeichne die beyden Theile des Geſetzes, nähmlich Védángam und Védáſáram, d. h. die Form und das Weſen des Geſetzes, die Säule ſelbſt aber, welche Yúbam heiſst, ſey ein Bild der Feſtigkeit des Geſetzes. Bey dieſer pflegten ſonſt die Brahmaniſchen Frauen, auch wohl die Männer derſelben, ihrem

Guru, oder höchſten Lehrer, ein Bekenntniſs ihrer Vergehungen abzulegen, doch iſt dies itzt auſſer Gewohnheit gekommen.

An der heiligen Feuerſtelle, und um die Säule umher, werden neunerley Arten von Holz, welche den neun Planeten — denn ſo viele nehmen ſie an — heilig ſind, zuſammengetragen. Eben ſo viele Holzarten haben die Opfernden in den Händen, welche ſie, nachdem ſie dieſelben angezündet haben, auf die Feuerſtelle werfen, da ſie denn durch Hinzuthuung der Butter die Lebhaftigkeit und Gröſse des Feuers rege zu machen und zu unterhalten ſuchen. Zuvor aber, wenn jener Holzhaufe zuſammengetragen iſt, wird durch das ſchnelle Aneinanderreiben zweyer Stücke Holz vom Baume Araſu, ein Feuer erzeugt, und mit demſelben jener Holzhaufe angezündet. Wenn dies verrichtet iſt, ſo wird auf der Küſte von Coromandel von einem Hirten, auf der Malabariſchen Küſte aber von einem angeſehenen kriegeriſchen Nayre, ein Bock oder Widder, der ohne Fehl ſeyn muſs, in den Kreis der Opfernden, und vor den Altar geführt *). Alsdenn werden über dem Thiere viele Gebete verrichtet, ja ſogar mehrere Worte heimlich in die Ohren deſſelben geflüſtert, und mit der Hand ihm der Schlund zugedrückt. Iſt es nun auf dieſe Art geſtorben, ſo wird ſein Leib geöffnet, und die Leber herausgezogen. Dieſe wäſchet man denn in lauer Milch, beſtreicht ſie mit friſcher Butter, und ſetzt ſie weg, nachdem ſie zuerſt an der Sonne, dann aber über dem Feuer gebraten iſt. Mittlerweile wird der Bock ſelbſt geopfert, und der üble Geruch, indem er verbrennt, dadurch gemindert, daſs man Weihrauch, Muſscatennuſs und rothes Sandelholz zugleich ins Feuer wirft, wobey denn viele und innige Gebete an den Gott Mitra, Brahma, und

*) Die Indier ſchlachten das Opferthier nicht, ſondern tödten es durch Verhinderung des Odemholens, damit nichts mangelhaftes, ſondern etwas vollkommnes der Gottheit dargebracht werde. *Strabo* B. 15.

die übrigen Gottheiten gerichtet werden. Iſt das Brandopfer nun auf dieſe Art verzehrt, ſo werden die Stückchen der übriggebliebnen Bockleber, nebſt kleinen Broden von geknetenem Roggenmehl an die umherſtehenden Brahmanen ausgetheilt, welche dieſelben zu der nähmlichen Zeit, wie der oberſte Opferprieſter niederſchlucken und aufeſſen müſſen.

Der Vorſteher des Opfers, oder der groſse Lehrer, welcher Yágiamán heiſst, muſs etwas von dieſem heiligen Opferfeuer zu ſich nehmen, nach Hauſe bringen, und es dort ſein ganzes Leben hindurch bewahren und unterhalten, damit es nicht verlöſche. Daher halten die Indier auch diejenigen Prieſter, welche, wenn gleich nur einmahl, dieſes öffentliche und feyerliche Opfer verrichtet haben, dennoch ſehr hoch, und ſehen ſie für groſse Lehrer und vorzügliche Prieſter an. Wenn dieſe ſterben, ſo werden ſie auf einem Holzſtoſse verbrannt, der durch einen Funken von dieſem heiligen Feuer in Flammen geſetzt wird, damit ſie auf dieſe Art gereinigt und entſündigt, von der Strafe der Seelenwanderung frey ſeyn, und den Ruhm des Gottes Brahma erlangen mögen.

Dies iſt auch die Urſache, warum die alten Gymnoſophiſten ſich lebendig ins Feuer ſtürzten, um ihren Körper in demſelben verbrennen zu laſſen. Nach Strabo im 15ten Buche, befand ſich auf dem Denkmahle eines Indiſchen Geſandten, der an den Kaiſer Auguſt nach Rom abgeſchickt, aber von den Beſchwerden der Reiſe ſo mitgenommen war, daſs er zu Athen ſtarb und verbrannt wurde, folgende Inſchrift: „Hier liegt Larmaochagas (vielleicht ſollte es Dharmociaguen heiſsen) ein Indier aus Bargoſa, (Baroch) der ſich nach der väterlichen Gewohnheit der Indier unſterblich machte." Eben dieſem Geſchick unterzog ſich der Brahmane, Calánus, welchen Alexander der Groſse aus Indien nach Perſien geführt hatte, mit männlicher Standhaftigkeit. Von ihm kann man den Plutarch, in ſeiner Biographie Alexanders nachſehen, und den Porphyrius im vierten Buche von der Enthaltſamkeit,

wo folgende Worte eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen: „Die Brahmanen benehmen ſich in Rückſicht des Todes ſo, wie wenn ſie ihr Leben, bloſs als einen der Natur nothwendig zu leiſtenden Dienſt, wider Willen ertrügen, und daher eilten, die Seelen von den Körpern zu trennen. Für ſo gewiſs und beſtimmt alſo halten ſie ein Leben der Seele nach dem Tode.“ Es iſt daher läppiſch und falſch, wenn einige den Brahmanen den Materialismus, Spinocismus oder Atheïsmus haben aufbürden wollen. Oder ſollte wohl jemand lebendig ins Feuer ſpringen, um ſeinen Körper zu vernichten, wenn er nicht die Hoffnung hegte, ein gröſseres Gut zu erlangen?

Ob das Opfer Yágam mit irgend einem ägyptiſchen, oder dem iſraelitiſchen Widderopfer verglichen werden dürfe, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. In einigen Indiſchen Tempeln wird die Sonne auf einem Wagen und Viergeſpann dargeſtellt *). Bey dieſer, und andern Abbildungen, vorzüglich bey denjenigen, welche auf Triumphwägen, in welchen zur Zeit eines öffentlichen Aufzugs, die Götterbildniſſe pflegen geführt zu werden, dargeſtellt ſind, hält die Sonne, oder Súrya, als Urheberin der irdiſchen Fruchbarkeit, eine Lotusblume in der Hand. Dieſe nämlich iſt, das erſte Erzeugniſs der Sonne und des Waſſers, der erſte Spröſsling der Wärme und der Feuchtigkeit, und als ſolcher das Symbol der Fruchtbarkeit. Unter denjenigen Gottheiten des alten Tempels auf der Elephanten-Inſel, welche Niebuhr **) beſchrieben, und in Kupferſtichen beygefügt hat, befindet ſich auch eine Darſtellung der Indiſchen Dreyeinigkeit, nähmlich des Brahma, Viſchnu und Shiva, welche einige Hamſá,

d. i.

*) S. *Aſiatik reſhearches or Transactions of the ſociety inſtituted in Bengal. Volume the firſt. p.* 262. *Calcutta* 1788. Ins deutſche überſetzt von Fink und Kleuker. Riga 1795.

*) Reiſebeſchreibung nach Arabien. Bd. II. Taf. 6. Kopenhagen, 1778.

d. i. Schwäne oder Gänse unter sich hat. Aus diesem Attribut scheint es als gewiss angenommen werden zu können, dass eine jener drey Figuren symbolisch die Sonne darstelle *).

Der Mond heisst bey den Brahmanen Ciándra oder Soma, und ist männlichen Geschlechts. Man bringt ihm Opfer von Kräutern, welche zerstossen werden, und deren Saft die Opfernden alsdenn trinken. Der, welcher als Oberopferer diese Darbringung verrichtet, heisst Somabadi, und das Opfer selbst Somayágam. Die Kräuter werden durch kurze Ausdrücke, die sich mit Hum anfangen, und mit Om enden, und deren Bedeutung diese ist: „Willst du? ich will, es geschehe. Amen!" eingeweiht **). Dass die Perser auch von diesem Opfer Kenntniss gehabt haben, ersieht man aus Plutarchs Beschreibung des der Mitra dargebrachten Opfers in seinem Buche über die Isis. Zugleich aber wird man bey ihm auch gewahr, auf welche sonderbare Art dies alles von den Griechen umgebildet und verunstaltet wurde.

Von dem Nahmen des Mondes Ciandra, oder wie einige fälschlich schreiben, Chandra oder Shandra, haben gleichfalls viele Indische Könige Benennungen erhalten, daher sie als zwo besondre Linien unterschieden werden, in deren einer sich nämlich nach Angabe des ersten Verses im Gedichte Bhágavadam, die von der Sonne, in der andern aber die von dem Monde abstammenden Könige befinden.

*) Von der Mitra und ihren Opfern bey den Persern, wie bey andern Völkern, sehe man Calmet *Diss. de Moloch Deo Ammonitarum.* de Paw *Recherches philosophiques sur les Chinois. Vol. I. p.* 315. Plvtarch. *de Iside.* Q. Cvrtivs *Lib. III. c.* 3. und das *Alphabet. Tibet. p.* 81.

**) Ueber die Wörterchen Hum und Om, s. m. in des Verfass. *Diss. in linguam samscrdamicam.*

Dafs die Indier die Tage der Woche von der Sonne, vom Monde, und von andern Planeten benennen, hat fchon der Pater Befchi *) und neulich der Abt Laurentius Hervas **) bemerkt. Wie aber die Sonne, der Mond, und die übrigen Planeten in der heiligen Schriftfprache, dem Samfcrid nämlich, mehrere Nahmen und Epithete haben, was wir vorhin bey dem aus dem Wörterbuche Amarafieha beygebrachten Nahmen der Sonne fahen, eben fo bezeichnen die Indier auch mit diefen mancherley Nahmen und Benennungen jene Planeten, obwohl fie alle eine und diefelbe dem Subject eigenthümliche Bedeutung haben. So bezeichnete Aaditya und Surya die Sonne, daher die Tamuler Aaditya Kilami, oder Vháyarakilami, d.i. Tag der Sonne, fagen. Auf gleiche Weife weichen mehr oder minder die Ceylaner, Indoftaner, Marafter, Canariner, Talinganer, Carnatenfer, Bengaler und Nepalenfer von einander ab, obwohl alle Benennungen jener Völker überall aus einer und derfelben, nähmlich aus der heiligen Samfcrid - Schriftfprache, herkommen, daher bey ihnen der Mond Tin, Soma, oder Ciandra genannt wird, woraus nachher Tinguelafzicia und Sòmaváram entfteht, welches eins wie das andre, den Tag des Mondes (Montag) anzeigt.

Der Mars heifst Ciova, Mangalen, oder der gute und glückliche; der Merkur Budha, Budhin, Bodh, Budho, welches einen Geift, Verftand, oder eine Intelligenz, d. i. den herrfchenden Genius des Planeten bezeichnet. Jupiter heifst Brahafpadi, gewöhnlich Vyàfha. Die Venus, welche männlichen Gefchlechts ift, heifst bald

*) *Grammatica latino - tamulica, Trangambariae typis Miffionis Danicae.* 1739. *p.* 159.

**) *Aritmetica delle nazioni e divifione del tempo fra gli orientali; opera dell' Abate Don Lorenzo Hervas. In Cefena.* 1786. *p.* 188. wo die Tage der Woche in mehrern Indifchen Sprachen, obwohl nicht ohne Fehler, beygebracht find.

Shucra, bald Ushena, bald Velly. Der Saturn endlich bestimmt unter den Nahmen Ciani, Shani, Manda, Pangu, Gauri und Kàla, den letzten Tag der Woche. Zu diesen kann man noch zween andre Planeten, Ràhu und Kédu, zählen, von welchen die Brahmanen, dem Pater Hanxleden zufolge im allgemeinen Index zu seinem Samscrid - Malabarisch - Portugisischen Wörterbuche, behaupten, daſs sie bloſs zur Zeit einer Verfinsterung sichtbar sind. Daher es ein Irrthum von Sonnerat ist, wenn er sagt, daſs jene beyden Brahmanischen Planeten unser groſser Bär seyen *). Diesen neun Planeten also bringen die Brahmanen das Opfer Yágam, und verbrennen zu ihrer Ehre neunerley verschiedne Holzarten.

*) S. seine Reisen Th. I. S. 220. der Octav-Ausgabe.

HOMAM

das Feueropfer.

Das Feuer, dem das Opfer Homam dargebracht wird, heiſst Aghni, oder nach franzöſiſcher Ausſprache, Aguini. Im Abſchnitte Brahmavarggam des Wörterbuchs Amaraſieha, ferner im Buche Sambhavam, und an andern Stellen, wird dieſer Gottheit, welche ein Genius iſt, eine Frau zugeſchrieben, welche Aghnay oder Sváhà heiſst. Das Opfer Homam, oder das Feueropfer, wird an den angezognen Stellen der genannten Bücher, ſeines Vorzugs wegen, auch Devayagna, oder das göttliche Opfer genannt, welches deutlich genug beweiſet, welch eine groſse Gottheit das Feuer bey den Indiern iſt, und wie hoch dieſes Feueropfer geachtet wird. Auch wird keine ſchwierige, vorzügliche, heilige und bedeutende Handlung ohne vorhergegangne Verrichtung dieſes Opfers unternommen. Wenn die Knaben zum erſten Mahl in die Schule gehen, müſſen ſie dieſer Gottheit opfern. Wird eine Braut für den Sohn gewählt, ſo bringen die Aeltern zuvor dem Feuer ein Opfer. Wenn der in das Haus ihres neuvermählten Gatten geführten Braut, das Tály, oder Verheurathungszeichen angehängt wird, muſs ſie und ihr Bräutigam dieſem Gotte opfern. Lactanz behauptet etwas ähnliches von den Alten im allgemeinen *).

*) *De origine erroris*, *ſect.* 21. *A veteribus inſtitutum eſt*, *vt ſacramento ignis et aquae nuptiarum foedera ſanciantur*, *quod foetus animalium calore et humore corporentur*, *atque animentur ad vitam.*

Von diesem Indischen Opfer reden verschiedentlich die Schriftsteller, wie z. B. Sonnerat *), der Pater Norbert, der Pater Johannes von Brito **), und die Verfasser der obenangeführten Asiatischen Untersuchungen ***), wo sie das feyerlichere Opfer dieser Art beschreiben. Wird es weniger feyerlich begangen, so ist auch zur Verrichtung desselben ein Brahmane hinreichend, nur muss er ohne Fehl seyn, seinen Körper gebadet, und sich weiss angekleidet haben. Dieser beginnet das Werk, indem er auf einer kleinen Bank, welche Pidam genannt wird, sitzt, und Gebete (Slogam) oder gewisse Verse hersagt. Vor ihm muss eine Handglocke, eine liegend brennende Fackel, und ein Gefäss mit aufgelösster Butter, oder bey Ermangelung deren, mit Cocosöl, stehen. Ringsumher liegen grosse Blätter der Indischen, Banana genannten, Feige, auf welche um die heilige Feuerstätte her die Materie zum Opfer gelegt und vertheilt wird. Diese Materie aber besteht aus sogenanntem sinesischen Adlerholz, das, wenn es ja zu haben ist, sehr geschätzt wird, ferner aus rothem Sandelholz, Kampherholz, Muscatennuss, Bdellium, Wacholderkörnern, Zuckerrohr, Datteln, Basilicum, Reis, aus dem Mark der Bäume Hala, Vepa und andrer, wie auch aus der Rinde, den Blüthen und Blättern dieser Bäume. In Benutzung dieser Dinge zum Opfer weichen die Brahmanen von einander ab, so wie die Schriftsteller in Erwähnung derselben, denn bald halten sie dies, bald jenes für nothwendiger und erforderlicher. Sind nun diese Dinge zum Opfer auf dem Heerde, oder in der viereckigten Grube zurecht gelegt: so werden sie mit einer Fackel angezündet. Wenn sie Feuer gefasst haben, wird mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, und Butter zum schnellern Auflodern des Feuers, dazu gelegt. Hat das Holz nun stärkere Flamme gefasst: so werden Blumen, Reiss oder andere verzehrbare Dinge, nach dem Gutdünken dessen, der das Ofer verrich-

*) In seinen Reisen Th. I. der Quartausgabe.

**) S. die vorhin angeführten Werke dieser beyden Männer.

***) *On the Trial by ordeal among the Hindus. p. 400. 401.*

ten läſst, dazu geſchüttet, und heimliche Gebete, welche Mandram heiſsen, von dem Brahmaniſchen Opferprieſter hergeſagt. Faſt alle dieſe Gebete beginnen in ihren einzelnen Abtheilungen mit dem Worte Hum, und endigen ſich mit Om. Doch giebt es auch mehrere Reden, die im Anfange das Wörtchen Om, am Ende aber Svahà haben, z. B. Om Kſhira gopalaje ſvaha, d. h. Om, es geſchehe, Milch werde hervorgebracht, o Hirtengott, ſvaha. Dies Gebet wird hergeſagt, wenn für eine der es an Milch zur Nahrung ihres Kindes fehlt, der Gott Krſhna, als Hirte der Kühe angerufen wird, jenen Mangel zu heben. In dieſem Gebete, iſt, wie geſagt, Svaha das letzte Wort, und dieſes überſetzt Goverdhan Caul in ſeinen Anmerkungen zur Indiſchen Litteratur *) durch: es möge. Ich glaube indeſſen in meiner Diſſertation über die Samſcridſprache, deutlich erwieſen zu haben, daſs ſchon das Wörtchen Om, ſo viel ſey, als: ach, daſs es geſchehe, es möge! u. ſ. w. Daraus würde nun folgen, daſs ein und derſelbe Ausruf des Wunſches, in dieſen Gebeten zwiefach ſtehe, was nicht wahrſcheinlich iſt. Mir ſcheint ſvahá daher eher die gewöhnliche Zuſammenziehung zu ſeyn von ſváhá, welches eine Göttin, nähmlich die Gemahlin des Feuers bezeichnet, die alsdenn beſonders durch dieſe Gebete angerufen wird, wenn man durch ein Opfer des Feuers, ihres Gemahls, etwas von irgend einem Gotte erfleht. Die Brahmanen verehren, wie die Perſer und Tibetaner, das Feuer, doch nicht wie dieſe, allein daher, weil es mächtiger iſt als die übrigen Elemente, ſondern vorzüglich fürchten und verehren ſie's, weil ſie ſich unter der Geſtalt deſſelben, den Iſhvara, Shiva oder Herrn und gröſseſten Indiſchen Gott, den Rächer, Richter und Vernichter aller Dinge, welcher ihnen Shaſtava heiſst, vorſtellen, ſo daſs man von den Brahmanen als wahr und

*) S. Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer der Künſte, Wiſſenſchaften u. ſ. w. Aſiens, von Sir William Jones und andern Mitgliedern der Geſellſchaft zu Calcutta, aus dem Engl. von Kleuker 1795. Bd. I. p. 275 u. f.

gewiſs behaupten kann, daſs ſie unter dem Symbol des Feuers den wahren Gott verehren. Auch fehlt es ihnen nicht an andern Gründen zur Anbetung des Feuers *). „Bey den Indiern, ſagt Plutarch **), kämpfen die keuſchen und ihre Männer liebenden Frauen um das Feuer. Die Siegerin im Kampfe wird von den übrigen Frauen glücklich geprieſen und in Lobgeſängen erhoben, weil ſie zugleich mit ihrem verſtorbnen Gatten verbrannt wird. Auch iſt keiner der Weiſen dieſes Landes einer Verehrung werth gehalten, wenn er nicht lebend, und bey vollen Kräften der Seele wie des Körpers, jene von dieſem durchs Feuer abſondert, und ſo nach Hinwegwaſchung ſeiner Sterblichkeit, rein von den Schlacken ſeiner irdiſchen Natur, hinſcheidet." Wenn dieſe Sitte je ſtatt fand, und unter den Brahmanen allgemein war, ſo iſt ſie doch itzt in Bezug auf das männliche Geſchlecht nicht mehr üblich. Unter den verwittweten Frauen in Bengalen und an wenigen andern Orten Indiens indeſſen, iſt dieſe Sitte noch herrſchend, und Sonnerat ***) hat zwey Kupfer geliefert, auf deren einem eine Wittwe vorgeſtellt iſt, die dem Scheiterhaufen entgegeneilet, um ſich ſogleich mit dem Körper ihres Mannes verbrennen zu laſſen. Die andre Kupferplatte ſtellt Indier dar, welche über glühende Kohlen hinwandeln. Hierher gehört auch das zwey und zwanzigſte Blatt der Abbildungen zur Spilbergiſchen Seereiſe, auf welchem ſich die Zeichnung des Begräbniſſes der Könige und Prieſter zu Pegu befindet.

Die Brahmanen behaupten unter andern, im Buche Prabanciaſrshti, daſs die Welt durch Feuer werde vernichtet werden; eine Behauptung, die auch bey den Malabaren gäng und gäbe iſt, wie der Pater Ildefons berichtet †).

*) S. den Plato beym Clemens von Alexandrien, und dieſen ſelbſt *ſtromat. Lib.* 5. §. 235. *Diog. Laert. Lib.* 9. *p.* 244.

**) *An vitioſitas etc.*

***) *Voyage aux Indes orientales et à la Chine. à Paris* 1782. 4. *T. I.*

†) In ſeiner unter den Handſchriften der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide*, *No.* 20. befindlichen Schrift: *De creatione mundi ex ſyſtemate Brahmanico*, *Cap.* 3. 4.

Wenn diese Abends eine Leuchte in ihr Schlafzimmer oder Vorgemach tragen, so begrüssen und verehren sie das Licht derselben, indem sie beyde Hände bis an die Stirne erheben. Die Frauen aber schütten, wenn sie gegen die Nacht das Feuer verwahren und auf dem Heerde bedecken, wenige Reisskörner in dasselbe, und opfern der Göttin Lekshmi, der Bona dea oder der Ceres, damit diese die Feldfrüchte vor einem Brande schützen möge. Eine angezündete Lampe pflegt sogar auch am Tage, und um Mittag, vor neuverehelichten Leuten vorausgetragen zu werden, aber vorzüglich vor der Braut her, wenn sie ins Haus ihres Bräutigams geführt wird, welches ich oft mit eignen Augen angesehen, und wobey ich bemerkt habe, dass dies nicht so leicht ohne gewisse Mysterien verrichtet ward. Auch befindet sich im Museum des Cardinal Borgia zu Velitri, ein an eben diesem Orte aufgefundnes, in seiner Art einziges und seltnes Denkmal der alten Göttin der Oefen *).

Niebuhr erzählt **), dass zu Surata eine Gerberfamilie lebe, welche von sich rühmt, dass sie zweyhundert Jahre hindurch ohne Unterlass, ein heiliges Feuer aufbewahrt habe und verehre ***) Q. Curtius sagt an einer Stelle, wo er vom Feuer bey den Persern handelt †): „Darius rief die Sonne, die Mithra (nach dem Samscrid Mitra, wie wir gesehen haben) und das heilige und ewige Feuer an, dass diese

*) *Facta Dea est Fornax, laeti fornace coloni*
Orant ut fruges temperet illa suas.
Ovid. Fastor. p. 525.

**) In seiner Reisebeschreibung Bd. 2.

***) Vergl. *Iusti Lipsii excurs. I. in Taciti annales*, und den *Tit. Liv.* über das Feuer der Vesta, und die Geschäfte der vestalischen Jungfrauen bey den Römern.

†) *De rebus gestis Alexandri Magni Lib.* 4. *Cap.* 10.

diese ihnen eine, des angeerbten Ruhmes, und des Andenkens ihrer Vorfahren würdige, Tapferkeit einhauchen möchten." Hier sind aus Unkunde der Sprache, die Sonne und Mitra verschieden genannt, und zwo Benennungen für eine und dieselbe Sache beygebracht, so, dass man glauben sollte, es seyen hier zwo verschiedne Gottheiten aufgeführt. Eine Abbildung der persischen Gottheit Mitra, wie sie auf einem Stiere, dem Symbol der Erde, sitzt, nebst folgender Inschrift: *Nama Sebesis* dem unbesiegten Sonnengotte Mitra, befindet sich in der Villa Pinciana der Familie Borghese. Fast eben so reutet auch der Indische Gott Shiva auf einem Stiere.

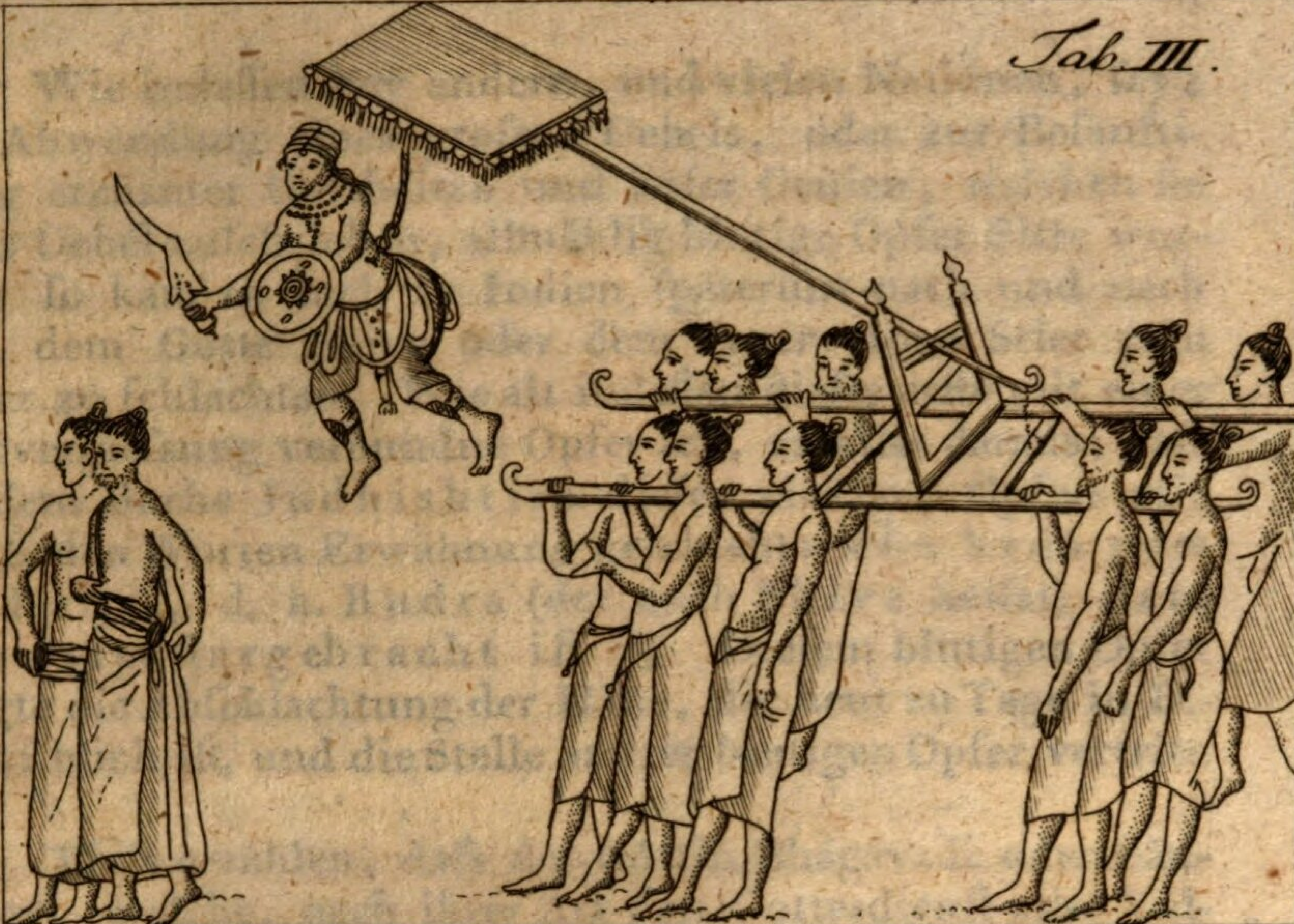
DAS OPFER TUKAM,

und andre Menſchenopfer.

Die erſten Opfer, welche die Menſchen der Gottheit darbrachten, als Beweis ihrer Verehrung und Anerkennung derſelben, und als Mittel ſich ihr Wohlwollen zu erwerben, beſtanden in Feldfrüchten *). Die Indier haben noch bis auf den heutigen Tag dieſe Art der Opfer beſonders beybehalten, und ihre gewöhnlichen, faſt möchte ich ſagen, täglichen Opfer, beſtehen aus Reiſs, Cocosnüſſen, Butter, Oel, Banana Feigen, Blumen und Baumfrüchten. Da dieſes Volk von ſanfter Gemüthsart, und der Seelenwanderung zugethan iſt: ſo hat es einen Abſcheu vor dem Blute, und aus ſichrer Quelle hab' ich's erfahren, daſs viele Brahmanen deshalb nicht gerne dem Opfer Jagam beywohnen, weil zu demſelben ein ſchuldloſer Bock hingewürgt wird, und diejenigen, welche gegenwärtig ſind, gezwungen werden, einen Theil der Leber dieſes Thieres aufzueſſen. Aus eben dieſer Urſache bitten auch die Opferprieſter auf's angelegentlichſte ihren Gott Brahma, und beſchwören ihn, bevor der Bock hingewürgt wird, daſs er ihnen die Tödtung dieſes Thieres nicht als ein Vergehen zurechnen möge, indem ſie dieſelbe blos in der Abſicht verrichteten, um dem Geſetze Gnüge zu leiſten.

*) S. 1. B. Moſ. Cap. 2.

Tab. III.



Tükam.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

Tab. IV.



Ciardhava.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

Wie indessen bey andern, und vielen Nationen, sey's zur Abwendung eines grosſen Uebels, oder zur Besänftigung erzürnter Gottheiten und böser Genien, welchen sie jenes Uebel zuschrieben, allmählig blutige Opfer Sitte wurden: so kam es auch in Indien späterhin nach und nach auf, dem Gotte Shiva oder dem Feuer einen Stier zum Opfer zu schlachten. Wie alt indessen dieses erste mit einer Blutvergiessung verbundne Opfer sey, erhellet daraus, dass in dem Buche Judhishtira dieses einzigen Opfers mit folgenden Worten Erwähnung geschieht: Vba hrda pashu Rudra, d. h. Rudra (der auch Shiva heisst) dem ein Stier dargebracht ist *). Diesem blutigen Opfer folgte die Abschlachtung der Häne, die heut zu Tage in Indien üblich ist, und die Stelle andrer blutigen Opfer vertritt.

Viele erzählen, dass der Göttin Bhágavadi oder Gängadevi, welche, nach ihrer Art den Gottesdienst aller Völker zu verunstalten, vielleicht die Diana Taurica der Griechen ist, in Indien Menschen geopfert seyen; auch erzählt dies der vor vielen andern in der Verfassung Indiens erfahrne Roger **). So mag denn das itzt im südlichen Indien so genannte Opfer Tukam, wahrscheinlich ein Ueberbleibsel jenes Menschenopfers seyn. Es wird aber nach keiner Vorschrift der Brahmanen verrichtet, obwohl diese ihm beyzuwohnen pflegen, sondern blos aus tumultuarischer Devotion eines mit glühender Einbildungskraft begabten, und hartnäckig an seinen alten Gewohnheiten hängenden Volkes.

Wenn im Monate März der Festtag der Göttin Bhágavadi eintritt: so werden vor den Thüren ihres Tempels, nicht von den Brahmanen, sondern von den Nayren, und

*) Vergl. Rogers offene Thüre zu dem verborgenen Heidenthum Nürnberg, 1663. So kommen denn die Perser, Indier und die abgöttischen Israeliten in Opferung eines Stiers für die Sonne, oder Mitra, überein.

**) Am angeführten Ort.

von Leuten aus andern niedrigern Ständen, mehrere Häne geschlachtet, und indem noch das Blut dampfet, hoch in die Luft geworfen, damit das herabträufelnde und überall verspritzte Blut, die Erde und die Tempelpfosten bespren-gen möge. Hierauf diengt man für Geld irgend einen der Gottheit ergebnen Menschen, damit er sich einen eisernen Hacken durch den Rücken schieben, und so in freyer Luft schwebend, mit einem Degen in der Hand, an einer tragbaren Maschine aufhängen lasse. Indem er nun so hängend dem umherstehenden, und in ungeheurer Menge versammelten Volke, das Ende seines Leidens verkündigt, wird er unter Glockenklang in der nähmlichen Stellung drey Mahl um den ganzen Tempel getragen, wobey das Volk ihm Beyfall zuruft, ihn glücklich preisst, und sich selbst in glühenden, aber tumultuarischen Gebeten, seiner Göttin Bhágavadi empfiehlt. Nach Beendigung dieser dreymahligen Kreistragung, wird der Mensch herabgelassen, der Haken wird herausgenommen, die Wunden werden ausgewaschen, das Blut ausgetrocknet, und nun erhält er, entweder von den Vorstehern des Tempels, oder andern Gottergebnen Leuten seine Belohnung. Aus Spielbergs Seereisen *) erhellet, dass zu seiner Zeit eben dieses Fest auf der Küste Coromandel Statt gefunden habe, wie denn dort auch auf der vier und zwanzigsten Kupfertafel, eben diese Art der Opferung, da ein Mensch an eisernen Haken hoch in der Luft schwebt, abgebildet ist. „Die abgöttischen Priester, sagt Spielberg, lassen nach einer Anmahnung zur Busse die Seile herab, fassen den an ihnen schwebenden Büssenden an beyden Schultern, und führen ihn zum Pagodo **), oder zu ihrem Götzen hin, wo er so noch an den eisernen Haken hängend, dreymahl den Götzen

*) Theil 7. Cap. 34. S. 96.

**) Es sollte eigentlich Bhágavadi heissen, denn dieser Nahme ist in das gewöhnliche Pagodo umgeformt und verunstaltet worden.

grüſſen, ſeine Bruſt ſchlagen, und noch manches andre verrichten muſs, bis man ihn denn wieder frey läſst."

Dieſes Götzenbild iſt mit Flügeln und Hörnern verſehen, hat herabhängende Brüſte, und gewährt ohngeachtet ſeiner weiblichen Geſtalt, doch, wie man denken und auf Spielbergs angeführter Kupfertafel ſehen kann, ein gräſsliches Anſehn. Es iſt faſt keinem Zweifel unterworfen, daſs dieſes eben die Göttin Bhágavadi iſt, welche unter einer wenig verſchiednen Geſtalt auf der malabariſchen Küſte, und in Bengalen unter dem Nahmen Gaengadévi verehrt wird. Dies alſo iſt das Opfer jenes verjährten Bengaliſchen Teufels, welches Nahmens ſich einige ältere Schriftſteller für dieſes Menſchenopfer bedient haben.

Dergleichen Menſchenopfer ſind aber in Indien nicht ſo ganz aus der Sitte gekommen, daſs ſie nicht noch itzt zuweilen eintreten ſollten. So erzählt man, daſs ein Brahmane, als der König Víramártanda von Travancor im Jahre 1746 gegen die übrigen kleinen malabariſchen Könige zu Felde zog, und bey den Flüſſen Paravur, Cenganáda und Cevavá Hinderniſſe vorfand, funfzehen Kinder, theils aus dem chriſtlichen Fiſcherſtamme, theils aus dem Heidenſtamme der Sheger oder Ciáner, in einer ſtürmiſchen Nacht, da Niemand ſo etwas vermuthete, geraubt, und ins Schloſs Tiruvándara gebracht habe. Hier wurden dieſe Kleinen nun von den Brahmanen mit vielen Gebeten, abergläubiſchen Cäremonien und Opfern eingeweiht, und nachdem man ſie mit Kupferplatten behangen hatte, auf denen ſich mancherley ſuperſtitiöſe Inſchriften befanden, begrub man ſie lebendig in vier Gegenden jenes Orts. Dieſe Begebenheit ſetzte die Küſtenbewohner in ſolches Schrecken, daſs mehrere Familien von dort entflohen, und ihre Kinder ſolchen Nachſtellungen zu entziehen ſuchten. Selbſt itzt iſt das Andenken an dieſe Begebenheit auf der malabariſchen Küſte noch nicht verloſchen *).

*) Ich beſitze eine holländiſch verfaſste Geſchichte dieſer Begebenheit, welche der Pater Franciſco Cruz Fernandez, ein eingebohrner malabariſcher Prieſter, verfaſst hat.

Aus dem bisher gesagten also erhellet, daſs die Brahmanen sich nicht ganz menschlicher Opfer enthalten, und irre ich nicht, so geschieht solcher Opfer mit unter auch in ihren Schriften Erwähnung. In dem Abschnitte Brahmavarggam des Wörterbuchs Amarasiuha, wird ein Opfer der Fremden oder Auswärtigen genannt, welches Mànuszayagna heiſst, und dies Wort bezeichnet das Opfer eines Menschen. Der Pater Biscoping merkt in seinem samscrid - malabarisch - portugisischen Wörterbuche bey diesem Worte an, daſs es ein Opfer für die auswärtigen Brahmanen bezeichne*); doch scheint es noch etwas andres anzudeuten, und da das Wörterbuch Amarasiuha, das älteste Buch der Brahmanen, dieses Wort anführt, die Brahmanen aber selten die ursprünglichen Bedeutungen der Wörter kennen, oder, wenn sie dieselben auch kennen, doch nicht leicht jemanden entdecken: so könnte es wohl der Fall seyn, daſs jenes Opfer des Menschen, welches unter den brahmanischen eines der ältesten ist, die wirkliche Hinopferung eines Menschen bezeichnete.

Von den Wittwen in Indien, die sich dem Scheiterhaufen überliefern **), muſs ich noch bemerken, daſs auf der malabarischen Küste diese Sitte schon längst abgeschaft ist; und so begeben sich nun dergleichen Wittwen entweder in ihr mütterliches Haus zurück, oder sie widmen sich einem Dienste in irgend einem Tempel. Die Nothwendigkeit sich zu verbrennen, gieng vormals bey einigen Frauen, denn alle opferten sich ohnedies nicht durchs Feuer hin, aus einem freywilligen ehelichen Vertrage hervor. Doch gab es der Veranlassungen dazu noch mehrere; und hierher

*) *Sacrificio para os Brahmanes foresteiros.*

**) Von diesen Wittwen s. den Sonnerat in seiner Reise Bd. I. wo er diese Frauen beklagt; ferner Spielbergs und Balbus Seereisen, den Pater Vincentius *à S. Catharina Senensi Lib.* 3. *Cap.* 28. *p.* 322. seiner *Viaggio all' Indie orientali. In Roma* 1672.

gehört die herrſchende Meynung bey den Indiern, daſs man durchs Feuer gereinigt und erhalten werde; ferner der häufige Miſsbrauch des Giftes, den die Männer fürchteten. Ja da dieſe, wie die Könige ſelbſt, oft der Kriege wegen abweſend waren, ſo wünſchten ſie die Treue ihrer Weiber, durch ein Geſetz, durch die öffentliche Meynung, ja endlich ſogar durch Feuer und Tod, befeſtigt und beſtätigt zu ſehen. Sonnerat und le Mierre, betrauern gar ſehr dieſe Indiſche Sitte, und wünſchten ſtatt ihrer lieber eine Mehrheit und Gemeinſchaft der Frauen eingeführt zu ſehen; ja der letztere von dieſen Männern rührte das Pariſer Publikum nicht wenig durch eine zweymahlige tragiſche Vorſtellung einer malabariſchen Wittwe, die zum Scheiterhaufen geführt wird *). Dieſen Critikern fremder Sitten, und Lobrednern der Menſchlichkeit, hat indeſſen de Coſſigni, zwar kurz, doch bündig geantwortet **).

*) *La veuve du Malabar. Tragedie en cinq actes, par Mr. le* Mierre. *à Paris* 1786.

**) *Lettre à Mr.* Sonnerat *par Mr.* Charpentier *de* Cossigny 1784 *A L'ile de France p.* 10.

PIDRUJAGNAM,

oder die Opfer für Verſtorbne.

Wer da behauptet, daſs die aſiatiſchen Völker keine Unſterblichkeit der Seele glauben, zeigt ſich von der Seite eines Unkundigen und Unerfahrnen in der Geſchichte jener Nationen, oder er muſs für einen boshaften Verfälſcher alter aſiatiſcher Ueberlieferungen gelten. Von dem alten Glauben an eine Seelenwanderung und Unſterblichkeit bey den Tibetanern, hat uns Georgi*) nähere Nachricht gegeben. Von den Peguanern und Siamern berichten dies Pivati**), Spielberg***), der Abt Choiſy†) und Flouest in ſeiner Reiſebeſchreibung, welche alle die jährlichen Cäremonien, Darbringungen, Gebete und mannichfachen Opfer für die Verſtorbnen, ja endlich die Art und Weiſe des Begräbniſſes ſelbſt, welche auf dieſen Glauben hinweiſet, beſchreiben. Ueber die jährlichen Begräbniſsfeſte und Opfer für die Verſtorbenen bey den Sineſen, klagt der Verfaſſer der philoſophiſchen Unterſuchungen über dieſes

*) *In Alphab. Tibetano p.* 263. 235. 270. 181. 199.

**) *In Dictionario. Tom.* 8.

***) In ſeinen Seereiſen Th. VII. S. 113.

†) *Voyage au Siam.*

dieſes Volk *), indem er den groſsen Aufwand des ſineſiſchen Volks, und den Betrug der Mönche zu Laok mit Unwillen darſtellt, da dieſe letztern zu ihrem Vortheile dergleichen Opfer und Cäremonien für die Seelen der Verſtorbenen in Sina eingeführt haben, und noch bis auf den heutigen Tag unterhalten ſollen. Doch der Mann möchte gerne ſeinen Materialiſm den Aſiatern empfehlen, und ſo iſt's kein Wunder, wenn er's ungerne ſieht, daſs etwas bey ihnen ſeinen Ideen nicht angemeſſen iſt.

Die Brahmanen nehmen zwey geiſtige Weſen, oder Seelen im Menſchen an, nähmlich ein vernünftig geiſtiges Weſen, das ſie Gíven, und ein empfindendes, das ſie Prànen nennen. Dieſes letztere, welches ſich in Allen ohne Unterſchied befindet, iſt dem Untergange unterworfen: jenes erſtere hingegen dauert nach dem Tode fort, wird durch Wanderungen von ſeinen Fehlern gereinigt, ja iſt auch ſo lange den Strafen der Unterwelt ausgeſetzt, bis es endlich entſündigt, ihrer faſt pythagoreiſch-platoniſchen Behauptung zufolge, Theilnehmer einer ewigen Glückſeligkeit wird **). Eine Muthmaſsung kann ich bey der Gelegenheit nicht unterdrücken, nähmlich dieſe, ob nicht vielleicht Pythagoras dieſe ganze Lehre von den Brahmanen hergenommen, und ſo zuerſt ſeinen Schülern vorgetragen habe. Wenigſtens ſagt Clemens von Alexandrien, daſs die Brahmanen unter den Philoſophen zuerſt dieſe Lehre bekannt gemacht, indeſs die griechiſchen Weiſen, die Stoiker nähmlich, Demokrit und Epikur ***), hier-

*) Th. 2. Abſchn. 8. von der Religion der Sineſen.

**) Strabo im funfzehenten Buche ſagt: „Von der Seele und von andern Dingen reden (die Brahmanen) auf ähnliche Art. Auch ſie bringen einige Erzählungen bey, wie Plato von der Unſterblichkeit der Seele."

***) Ueber dieſe ſ. den Plutarch *de placitis philoſophorum.*

über sehr schiefe Meinungen äusserten. Dass aber die alten Brahmanen die Seele für geistig und unsterblich hielten, sagen nicht allein Strabo und Porphyrius, sondern noch mehr wird dies dadurch bestätigt, dass, wie ich vorhin schon erwähnte, einige Gymnosophisten sich ins Feuer stürzten, um, durch dieses von Fehlern gereiniget, ihre Seele des Genusses einer ewigen Glückseligkeit fähig zu machen *). Woher aber die grosse Kühnheit und Festigkeit bey diesen Indischen Philosophen? Woher anders, als aus dem Glauben an Unsterblichkeit, und aus der Ueberzeugung, dass die Seele, wenn sie durchs Feuer gereinigt ist, sich einer ewigen Glückseligkeit zu erfreuen habe. Eben dieser Meinung sind auch die heutigen Brahmanen noch. In einem ihrer Bücher, das Ciandro dejam heisst und sich im Borgianischen Museum befindet, heisst's daher: „durch Frömmigkeit und Ergebung muss man dem „himmlischen Ruhme nachstreben, denn wem gute Werke

*) Eine auffallende Stelle ist die bey Philo, in seinem Buche: *Quod omnis probus sit liber.* Hier läst er den Indier Calanus folgendermassen an Alexander den Grossen schreiben: „Calanus an Alexander. Deine Räthe, die uns nicht auf „die entfernteste Art kennen, suchen dich dahin zu bewegen, „den Indischen Philosophen Gewalt anzuthun. Unsre Körper „magst du immerhin von einem Orte an einen andern versetzen, „unsre Seelen aber wirst du eben so wenig zwingen etwas wi„der ihren Willen zu thun, als du Ziegel und Steine zum Reden „zu zwingen im Stande bist. Zwar verursacht das Feuer be„lebten Körpern die heftigsten Schmerzen, und zieht ihren „Untergang nach sich; wir aber verachten es, und verbrennen „uns bey lebendigem Leibe." Was die Brahmanen vom Calanus sagen, findet man beym Palladius über die Sitten der Brahmanen. Eben das erzählt auch Clemens von Alexandrien von ihnen, *Stromat. Lib.* 4. §. 212. Strabo im angeführten funfzehenten Buche sagt von den Brahmanen, dass sie vieles über den Tod zu reden wüssten; dass sie dieses Leben mit der Empfängniss des Menschen verglichen, den Tod aber für die Geburt zu einem eigentlichen und glücklichen Leben für diejenigen hielten, welche wahre Weise wären, und dass sie sich daher gar angelegentlich zum Tode vorbereiteten.

„fehlen, dem wird ohnfehlbar die Unterwelt zu Theil. „Nach den Werken, die man hienieden verrichtet, wird „auch das Maſs der Belohnung oder Strafe in einer andern „Welt beſtimmt."

Mehrerer dergleichen Belege, welche ich aus den Büchern Sambhavam und Bhiſhma parvam beybringen könnte, übergehe ich. Genug, ſo viel iſt gewiſs, daſs die Brahmanen glauben, die Seelen, welche in dieſer Welt ihre Sünden noch nicht abgebüſst haben, würden nach dem Tode gereinigt, dauerten fort, und würden fähig eine ewige Glückſeligkeit zu erlangen. Daher nun ihre Sorge für die Seelen der Abgeſchiednen; daher das Opfer für die Seelen ihrer Eltern, welches ſie Pidrajagnam nennen; daher endlich die jährlich zu Gebeten und Darbringungen für Verſtorbne beſtimmten Tage, an welchen jene Cäremonie pflegt begangen zu werden, die auf der malabariſchen Küſte Ciáttam oder Andaciáttam, in andern Gegenden aber Cerándakarmam oder Pidrukarmam heiſst.

Am Tage vor dieſer Cäremonie, ladet der Sohn oder Erbe des Verſtorbnen dreyzehen Brahmanen ein, welche vom Auſſatze, oder einem ſonſtigen Flekken am Körper frey ſeyn müſſen. Auch ihre Frauen dürfen ſich gerade um dieſe Zeit, weder in der Schwangerſchaft, noch in ihrer monatlichen Reinigung, noch im Kindbette befinden: denn die Reinheit des Körpers galt faſt zu allen Zeiten, und bey allen alten Nationen, für ein Haupterforderniſs bey Opfern. Das Haus des Verſtorbnen wird, wenn es gereinigt iſt, mit Weihrauch oder andern aromatiſchen Düften angefüllt, und der Boden der Zimmer mit dem in Waſſer aufgelöſstem Auswurf von Kühen beſtrichen. Die Söhne, die Witwe und die Verwandten, beſcheeren ſich die Haare, und baden ſich, um nur ja rein zu ſeyn, in einem Fluſſe. Ein viereckigter Tiſch wird in einem Zimmer zubereitet, und auf denſelben das Bildniſs des Gottes Viſchnu geſtellt. Vor dieſem Bildniſſe werden Tularſiblätter, von einer Pflanze, die mit unſerm wilden Ocinium einige Aehnlichkeit hat, verbrannt. Der Sohn zeichnet mit einer etwas

feuchten Materie, die aus dem Staube von Sandelholz und von getrockneten Kuhunrathe besteht, und Bhasma heisst, ein göttliches Zeichen, Terunàma auf die Stirne, und umwindet den Hals mit dem bey dieser Gelegenheit gewöhnlichen Gebets - Kranze, der Rudràkshan heisst. Nachdem dies geschehen ist, wird mit einer ehernen Glokke ein Zeichen zum Opfer gegeben, und die Brahmanen sagen zu dreyen Mahlen mit erhobener Stimme: Hara, Shiva, Mahádéva. Dies kurze Gebeth besteht aus den Attributen des Gottes Ishvara, als des ewigen Gottes, Rächers und Richters der Verstorbenen. Hara! o rächender Gott! Shiva, o guter Gott! Mahádéva, o grosser Gott! Nach Verrichtung dieses Gebets, legen sie die Hand gegen das Gesicht, und murmeln einige Zeit zwischen den Zähnen hin, wie wenn sie die Seele des Abgeschiedenen wieder aufwecken, und hervorrufen wollten. Um das Götzenbild her sitzen an der nördlichen Seite des Zimmers vier Brahmanen, zween aber an der südlichen Seite, welche die Unglücksgeister vorstellen. Hinter diesen stehen sieben andre Brahmanen, welche, wie einige behaupten, die sieben letzten noch anzustellenden Wanderungen des Verstorbenen, nach andern aber die sieben letzten schon zurückgelegten Umwandelungen desselben, anzeigen. An der Thüre des Gemachs sitzen nun noch zween andre auf einer kleinen Bank, welche den Himmel und die Unterwelt darstellen. Neben diesen Bänken wird das Kleid des Verstorbenen hingelegt, ferner ein Schweisstuch, ein kupfernes, und im Fall, dass dies nicht bey der Hand wäre, ein aus Blättern der Bananafeige verfertigtes Gefäss, Staub vom getrockneten Kuhunrathe, ein wenig Erde aus dem Ganges, und etwas gelbe Erde aus dem Tempel Jagarnat, auf die man denn den meisten Werth zu legen pflegt, wenn sie durch büssende Joguis herbeygebracht ist. Auf dem Tische aber, neben dem Götzenbilde, werden vier mit Oel gefüllte Lampen angezündet.

Ist nun alles beschriebener Massen angeordnet, so giessen die Brahmanen, indem sie ihr Gesicht gegen den

Aufgang der Sonne wenden, Waſſer aus einem Gefäſse in das andre, beſprützen das Zimmer, waſchen ſich dreymahl die Hände, und beten eben ſo oft. Hierauf mahlen ſie mit dem vorhinerwähnten Staube von Kuhunrath und mit der gelben Erde den heiligen Nahmen an ihre Stirne. In eben dieſe flüſſig gemachte Maſſe tauchen ſie denn ein kleines Rad, und eine Meerſchnecke, oder gröſſere Schneckenmuſchel, als die künſtlich gearbeiteten Inſignien des Gottes Viſchnu, und drücken das erſtere gegen die Schläfe, oder das linke Ohr, die Muſchel aber gegen die linke Hand, und dies in der Abſicht, um dem Gotte Viſchnu ähnlich zu werden, dem ſie dienen, und um die Myſterien deſſelben, von denen wir weiter unten ausführlicher reden werden, durch dieſe Inſignien vorzuſtellen. Mit dieſen Kennzeichen alſo geſchmückt, ſprechen ſie vier und zwanzig geheime, heilige und myſteriöſe Worte her, indem ſie ſich mit dem Geſichte gegen den Aufgang der Sonne hinwenden, in welche Gegend ſie denn auch, wenn die Cäremonie nähmlich vor dem Mittage verrichtet wird, mit den Daumen und Mittelfinger Waſſer ſprützen; daſſelbe aber thun ſie gegen den Untergang der Sonne zu, wenn das Opfer erſt nach der Mittagszeit dargebracht wird. Hieraus ſollte man faſt ſchlieſsen, daſs jene Worte Bezug hätten auf eine gewiſſe Anbetung der Sonne, als Symbol des wahren Gottes.

Nachdem dies geſchehen iſt, bedecken ſie mit dem Daumen, Zeigefinger, und Mittelfinger das Geſicht und verſchlieſsen die Naſe, worauf ſie denn faſt eine ganze Stunde im tiefſten Stillſchweigen und im Nachdenken zubringen. Jedes, auch das kleinſte, Geräuſch giebt dabey eine üble Vorbedeutung: und würde dies Stillſchweigen durch irgend einen Zufall unterbrochen, ſo müſste die Cäremonie ganz von neuem begangen werden. Hat endlich jenes tiefe Nachdenken ſein Ende erreicht: ſo werden auf einen neben dem Bildniſſe des Viſhnu ſtehenden Tiſch Tularſiblätter, rothes Sandelholz, Begon, Campher, Wachholderbeeren, Reis, Darba-und Brangaras-Blätter, welche mir unbekannt ſind, gelegt. Nachdem hierauf der das

Amt bey dieſer Cäremonie verrichtende Prieſter, oder der oberſte Opferprieſter, eine Rede an den Gott Viſhnu gerichtet hat: erlaubt er dem Sohne oder Erben des Verſtorbenen zu opfern, und dieſer giebt nun jenen obenerwähnten ſieben Brahmanen, indem ſie aufſtehen, zwey Darbablätter, eben ſo viele Gerſtenkörner, und ein Tularſiblatt, welches alles ſie ihm denn aufs Haupt legen: worauf ihn der Amt verrichtende Prieſter ermahnt, daſs er die Ausſchweifung und Begierde (K â m a), den Zorn (K r o d h a), die Furcht (B h a j a m), den Ehrgeiz und Stolz (A b h i m â n a m), den Geiz (L o b h a m), und jeden anderweitigen böſen Wunſch (A a s h a), ja endlich die Hoffnung auf Menſchen aus ſeinem Herzen verbannen, und dagegen allein auf Gott ſeine Zuverſicht ſetzen möge. Nach dieſer Ermahnung waſchen die Brahmanen das Bildniſs ihres Gottes, mahlen den heiligen oder göttlichen Nahmen auf die Stirne deſſelben, zünden eine Kampferlampe an, und nun wird in einem kupfernen Gefäſse Weihrauch, rothes Sandelholz, Reis, und was ich ſonſt noch vorhin ſchon nannte, vor dem Bildniſſe des Gottes Viſhnu verbrannt; doch muſs der Sohn oder Erbe des Verſtorbenen dieſes Opfer anzünden. Indem dieſes geſchieht, beten die Brahmanen, und jedes Mahl, daſs ſie wieder eins von jenen erwähnten Dingen ins Feuer werfen, ſagen ſie alle zugleich auch gewiſſe neue, geheimniſsvolle Worte her.

Iſt nun die ganze Opfermaſſe verbrannt, ſo wäſchet der Sohn des Abgeſchiednen die Füſse der Brahmanen, giebt jedem von ihnen mit einer Kniebeugung einen neuen brahmaniſchen Schultergürtel, und ſprengt darauf mit zuſammengefügten Händen Waſſer gegen die linke Seite hin, um dadurch die Unſterblichkeit der Götter, ſo wie die der Seele des Verſtorbnen anzudeuten. Auch legt er in die Hand aller Brahmanen, die ſich indeſs wieder geſetzt haben, ein wenig Honig, woran ſie ämſig lecken, um die Süſſigkeit des himmliſchen Ruhms zu bezeichnen, den die entſündigte Seele genieſsen ſoll.

Endlich folgt nach Indiſcher Sitte ein trefliches Mahl, oder ein Abendſchmauſs, bey welchem alle Gerichte zuerſt

dem Gotte Vishnu dargeboten werden. Diese Gerichte nun sind folgende: Reis in Milch und Linsen in Wasser abgekocht, welche letztern mit Butter und Zucker angemacht in irdenen Gefäfsen aufgetragen werden; ferner Indisches, aus Reis, oder einer sonstigen Kornfrucht angefertigtes Brod; Stücken Zuckerrohr, das Ciarkara oder gewöhnlicher noch Jagara heifst; eine süfse Masse aus dem Safte des Zuckerrohrs und der Cocosnufs, oder eigentlicher aus der Frucht der Palme verfertigt; grüner oder frischer Ingwer mit Zucker angemacht; Muscatennufs in süfsem Safte; eingemachte Limonien; abgekochte, frische und gesäuerte Milch, und endlich mancherley Kräuter und kleinere Wurzeln in frischer Butter gesotten, doch mit gänzlichem Ausschlufs aller gelben oder sonstigen Rüben, Knoblauch, Zwiebeln, Kürbisse und andrer blehender, unverdaulicher, oder den Instinkt regemachender Gemüfse und Gewächse.

Sind diese Speisen zubereitet, so werden sie vom Oberpriester mit Tularsiblättern, die in's Reinigungswasser (Tirtam) eingetaucht sind, besprengt und eingesegnet, und alsdenn, nachdem sich das Wasser durch die Hände abgezogen hat, dem Bildnisse des Gottes Vishnu dargeboten mit den Worten: „Herr, was wir dir jetzt darbringen, „sind deine Geschenke!" (Vishnu nähmlich ist Gott Erhalter.) Hierauf beten die Verwandten und Eltern des Verstorbnen, indem sie die Nahmen der Götter hernennen, ihren, den hundert und acht Jahren des Gottes Brahma zu Ehren, aus eben so vielen Kügelchen bestehenden, Rosenkranz (Rudráksham) herab, und mittlerweile wird das Götzenbild mit Leinwand überdeckt. Die Brahmanen setzen sich drauf einzeln mit seitwärts gedrehten Füfsen, auf geflochtene Matten hin, und essen, im Fall Teller vorhanden sind, von diesen; wo aber nicht, von untergelegten Blättern der Banana-Feige, die festen Speisen allein mit der rechten Hand, die flüssigen aber mit Löffeln, welche aus den Blättern des Baumes Máva verfertigt sind. Nach Beendigung des Mahls werden dann ein und achtzig Brode aus Reis gebacken. Sieben von die-

ſen Broden werden den Raben preiſs gegeben, vierzehentehalb den Katzen, vierzehen den Hunden, ein und zwanzig den Kühen, ſechszehen andre werden in eben ſo viele Winkel des Hauſes für die Ratten und Mäuſe hingelegt, und zehentehalb werden unter die Armen ausgetheilt. Alle dieſe Zahlen enthaltan brahmaniſch- pythagoreiſche Geheimniſſe, deren Erklärung wir nicht zu geben im Stande ſind. Iſt auf dieſe Art endlich das Opfer verrichtet, ſo bezahlt der Sohn oder Erbe des Verſtorbnen, wenn ſein Vermögen es zuläſst, zwey Pagoden, oder faſt vier römiſche Scudi an jeden Brahmanen. Dieſe Cäremonie dauert dreyſsig Tage, aber nur am erſten Tage wird ſie feyerlich begangen. Die Nayren und Banianen, als die gewöhnlichen Nachahmer der Brahmanen, und die nächſten auf ſie folgenden Caſten, ahmen auch dieſe Feyerlichkeit nach*).

Ob

*) Im Muſeum des Cardinal Borgia zu Velitri befindet ſich ein authentiſches Gemählde, welches den Himmel der Tibetaniſchen Umwandelungen, nach der Vorſtellung der Lamaiſchen Schule, abbildet. Dieſes Gemählde findet ſich in Kupfer geſtochen beym *Alphab. Tibetano* Taf. 2. zu S. 487. wo der gelehrte Pater Georgi auch weitläuftig den Kreislauf jener Umwandelungen oder Wanderungen erläutert hat. Daſs aber die Tibetaner dieſen Kreislauf und dieſen Lehrſatz von den Brahmanen erhalten haben, dafür bürgt nicht allein jenes ſchreckliche, mit drey Augen verſehene Bild des Rächers Shiva, der bey den Brahmanen Sháſtáva heiſst, ſondern auch der Gott Jáma, der Diener des Shiva, der Herr des Todes und Richter der Unterwelt, welcher bey den Tibetanern *Scin-ce-cio-kjel* heiſst, und deſſen Beynahmen oder Epithete das Wörterbuch Amaraſinha im Abſchnitte Sorggavarggam, anführt. Dies aber wird gänzlich auſſer allen Zweifel geſetzt, wenn man bemerkt, daſs jene zwölf Symbole, die ſich im gröſseſten äuſſern Cirkel befinden, mit Samſcrid - oder brahmaniſcher Schrift überſchrieben ſind. So z. B. hat Marik-pa, die Ueberſchrift des erſten Zeichens, bey den Tibetanern keinen Sinn; bey den Brahmanen hingegen bezeichnet es den Vergeſslichen. Die Ueberſchrift des zweyten Zeichens, Duſce, deutet bey den Tibetanern den Hang zum Böſen, bey den Brahmanen die Bosheit an. Und was von den Inſchriften dieſer

Ob diese Cäremonien übrigens, und die aus ihnen hervorleuchtenden Lehrsätze, mehr mit ähnlichen Gebräuchen und Lehren der Hebräer, oder der Aegypter übereinstimmen, dies bleibe der Untersuchung Andrer überlassen.

dieser beyden galt, gilt auch von denen der übrigen. Hieraus leuchtet nun deutlich ein, dass die Tibetaner und Brahmanen nicht allein in Rücksicht auf ihre Lehrsätze und Götter mit einander übereinstimmen, sondern auch, dass die Behauptung gegründet sey, welche ich in meiner Sprachlehre über den Samscrid vorgetragen habe, nähmlich, dass die liturgischen Benennungen und Wörter, von Indien aus nach Tibet herübergetragen sind.

BHUDAJAGNA,

oder das den bösen Genien gewöhnlich dargebrachte Opfer.

Die Brahmanen behaupten einstimmig mit dem ganzen Alterthume, daſs es gewiſſe böſe Genien oder Dämonen gebe. Als ſolche werden unter andern Göttern und Genien, im Wörterbuche Amaraſinha, Abſchnitt Sorggavarggam, folgende beyde, Pishásza und Bhuda, aufgezählt. An eben dieſer Stelle werden auch Pàriszada und Rudra, d. h. die Thränenerweckenden Genien, unter den Dienern des Gottes Shiva, des Rächers und Zerſtöhrers, des Richters und Wiedervergelters, genannt. Noch andre aber ſind die Guhjaga, oder Teufel und Geſpenſter, denen die Sorge für Hölen und unterirdiſche Oerter überlaſſen iſt. Alle dieſe führen den Nahmen Asvapna, d.h. die nicht ſchlummernden Geiſter. Andre Geiſter, z. B. Kàma, die Begierde, Varuna, der Genius des Waſſers, u. ſ. w. heiſsen Adidinanana, d. i. Söhne der Göttin Adidi und des Gottes Caſhjaba.

Von dieſen verſchieden ſind diejenigen, welche Aſura oder Ràkshaſa heiſsen, und von welchen hin und wieder in den Büchern der Indier die Rede iſt. Der

Lehrer und Meister dieser Genien, Titanen *) oder Giganten, ist Shukra oder die Venus, welcher Planet bey den Brahmanen männlichen Geschlechts ist. Diesen bösen Geistern stehen die guten Götter oder Genien, unter dem Nahmen Dévaguel entgegen, deren Anführer Brahaspadi oder der Planet Jupiter ist. Zwischen beyden Geniengeschlechtern fielen, wie mehrere Indische Schriftsteller erzählen, furchtbare Kämpfe vor, indem die Erstern den Himmel einzunehmen, den himmlischen Trank, und die himmlische Speise, oder Amrdam zu erbeuten, und die Welt in den Abgrund zu stürzen suchten. Die letztern aber kämpften für die Welt, für den Himmel, und für den Trank der Unsterblichkeit. Da nichts destoweniger die guten Genien den bösen unterlagen, wandten sich jene mit einer Bitte um Beystand an Vischnu, durch dessen Hülfe denn auch Himmel und Erde vom Untergange errettet ward.

Viele und wichtige Gründe machen es glaublich, dass diese Geister oder Genien guter und böser Art, auf die Astronomie, die Himmelwelt und die Planeten, Bezug haben. Denn einmal heissen sie Schüler der beyden Planeten, wie das Wörterbuch Amarasinha, und das ganze Buch Sambhavam beweiset. Für's andre so werden die Planeten in eben diesen Büchern, Wesen von einsamer, beschaulicher Lebensart, Rathgeber und Lehrer genannt, welchen die guten wie die bösen Genien Folge leisten, indem sie in zwo Schulen oder Sekten, als böse und gute Geister nähmlich, eingetheilt werden **). Die Planeten aber

*) Titan, Satan und das gewöhliche malabarische Ceitân scheinen alle von dem einzigen Worte im Samscrid Deityâ oder Ditya herzukommen, welches im Wörterbuche Amarasinha, Abschnitt 1. erläutert wird.

**) Nähmlich nach Maasgabe des guten oder bösen Einflusses auf irdische Wesen, von dem man noch itzt viel in Indien träumt.

ſind wahre ſchweigende und ruhende Weſen, und indem ſie ſich hier und dorthin im Kreislaufe bewegen, theilen ſie andern Geſtirnen ihr Licht mit. Stünde mir nicht die Kürze der Zeit, und die eigentliche Abſicht dieſer Schrift entgegen, ſo könnte ich das, was ich ſo eben von dem Bezug ſagte, in welchem die Genien auf die Planeten ſtehen, zur höchſten Evidenz aus Indiſchen Schriften beweiſen. Daher aber kann ich auch der Meinung des Jakob Banniſter *) und andrer Gelehrten nicht beytreten, welche dieſe guten und böſen Götter auf den Kampf der Elemente unter einander zurückführen, und die Luft, das Feuer, den Wind, den Aether u. ſ. w. unter ihnen verſtehen.

Dämonen der erſten Art alſo ſind diejenigen, welche die Indier fürchten und anbeten. Unter denen der zwoten Art, iſt jener Irania berühmt, welchen Viſhnu beſiegte **). Andre berühmte Giganten ſind Bhimen, Râvana und Mâdhu ***). Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daſs einige Könige, ja ſogar Geiſtliche und Indiſche Weltweiſe, von jenen himmliſchen Geiſtern oder Genien, den Belebern, Lenkern und Führern der Planeten und andrer Geſtirne, ihre Nahmen auf eben die Art erhalten haben, wie wir unſern Kindern Engelnahmen aus der Bibel u. ſ. w. beyzulegen pflegen. Ja ich würde faſt glauben, durch wahre und unwiderlegliche Gründe es darthun zu können, daſs aus der Ordnung, Würde, dem Syſtem, der Lenkung, Kenntniſs, allegoriſchen Kraft und Heiligkeit jener Geiſter, nicht nur die Philoſophie und ihre Sekten, die religiöſe Verehrung der Planeten und Elemente, die Nahmen der

*) S. deſſelben *Tableau des arts et des ſciences depuis les tems les plus reculés jusqu'au ſiecle d'Alexandre le grand; à Paris.* 1786.

**) Nach der erſten Strophe des berühmten Buchs Mâgha, die ich S. 66 meiner Sprachlehre über den Samſcrid ganz angeführt habe.

***) Vom Bhimen redet das Buch Judhishtiravigeam Cap. 7 Slogam (d. h. Strophe) 50. 51. 52. Ferner vom Râvana handelt das Buch Râmajanam, vom Mâdhu aber das Buch Bhâgavadam.

Könige und viele Gesetze, sondern auch ein grosser Theil der Indischen Geschichte, und selbst die brahmanische Religion herzuleiten sey; ja sogar die irdische Welt, scheint bey den Indern nach dem System ihrer himmlischen eingerichtet zu seyn. Doch die deutliche und einleuchtende Darstellung dieser übrigens wahren und gewissen Meinung, so wie die ausführliche Untersuchung des Entstehens der Inder, ihrer Sekten, Philosophie, Astronomie und Religion, würde das Maass meiner Kräfte übersteigen. Die vorzüglichsten Belege indessen will ich weiter unten beybringen, und aus diesen wird sich folgendes hoffentlich deutlich genug ergeben: Erstens, dass nach dem auf irdische Wesen angewandten System der Himmelskörper, die Indischen Könige Sonnen und Monde sind. (Der Mond ist im Samscrid gleichfalls männlichen Geschlechts.) Zweytens, dass die Planeten Saturn, Merkur, Venus, Jupiter u. s. w. alle männlichen Geschlechts bey den Brahmanen, Philosophen, Räthe, Geistliche, beschauliche Leute und Lehrer vorstellen *). Drittens, dass die guten und bösen Genien oder Titanen, welche Schüler der Planeten, und Gestirne im himmlischen Heere sind, gute und böse Menschen auf der Erde bezeichnen **), d. h. Freunde oder Feinde der Kenntnisse, Gesetze, Künste, des Friedens und des Reiches, und dass demnach die Indischen Kriege und ihre Geschichte, mit dem System der himmlischen Weltkörper und mit Allegorien verwebt sey ***). Viertens endlich,

*) Diese Munis oder Rishis, d. h. Planeten, nennt Sonnerat S. 220 der Oktavausgabe, Patriarchen, und legt dadurch seine Unkunde der heiligen und gemeinen Indischen Sprache an den Tag.

**) Auch Makrobius äussert den Gedanken, dass die Giganten wohl nichts anders, als boshafte Menschen möchten gewesen seyn. S. SATURN. *Lib. I. cap* 20.

***) Man erzählt, jene Giganten oder Sterbliche Titanen und Menschenfresser hielten ihre Zusammenkünfte auf der Insel Andamani im Reiche Pegu.

dafs ihre Philofophie über irdifche Dinge, mit der Aftronomie und dem Syftem der himmlifchen Weltkörper innig zufammenhange.

Dies nun ift der eigentliche Schlüffel zu allen Wiffenfchaften und Schriften der Inder, und da die ältefte afiatifche wiffenfchaftliche Kenntnifs aus der Aftronomie entfprungen ift: fo folgt daraus auch, dafs die Philofophie, die bürgerliche Verfaffung und die Schriften der Inder fehr alt feyn müffen. Doch geht die eigentliche ältefte Epoche ihrer Gefchichte nicht über die Noachifche Fluth hinaus, wie fich dies unwiderlegbar aus dem heiligen Buche Bhàgavadam darthun läfst.

Doch, ich kehre von diefer Abfchweifung wieder zur Hauptfache zurück.

Den böfen Genien, umherfchweifenden Nachtgefpenftern, und den Schlangen, welche letztern gleichfalls zu den böfen Gottheiten gezählt werden, errichtet und weihet man einige Steine unter einer kleinen Hütte, damit fie gleichfam an diefe ihre Wohnung gefeffelt, nicht in Häufern und Gärten ihr Wefen treiben mögen. Solche Steinhaufen fahe ich oft. Knox bemerkt, dafs es deren auch in Ceylon gäbe, und Niebuhr hat fie gleichfalls auf der Elephanteninfel gefehen. Gottesfürchtigere Leute pflegen ihnen zur Nachtzeit auch wohl brennende Leuchten hinzuftellen.

Auf der malabarifchen Küfte glaubt man, wie der Pater Ildephons bemerkt, dafs es gewiffe Dämonen gebe, die man Kutticiàtten nennt, und von denen der Pöbel behauptet, dafs fie fchon gewiffen Leuten erfchienen feyen. Will man nun irgend jemand einen Schaden zufügen, fo ftellt man in feinem Garten einen Stein auf, an den man den Dämon, zum Schaden der benachbarten Perfonen und Sachen, durch gewiffe Befchwörungsformeln glaubt binden zu können.

Im Mufeum des Cardinal Borgia befindet fich eine gemahlte, in Malabarien fehr bekannte Gottheit, welche Ciardháva oder der Feuerfpeyer heifst, und deren Abbildung man auf der vierten Kupfertafel fieht. Diefer fchreckliche, zum Niederfchmettern immer bereite Gott, ift ein und eben derfelbe mit dem auf Ceylan verehrten Jacca oder Ciaka. Die Handfchrift, welche ich über die Religion der Ceylaner vor mir habe, giebt folgende Befchreibung der genannten Gottheit: „Jacca wird dargeftellt mit feuerfpeiendem Munde, funkelnden Augen, und in die Höhe gehobnen, zum Schlagen bereiten Armen. Die Ceylaner verfertigen ihm eine Hütte; diefe fchmücken fie mit Blättern, Zweigen und Blumen, und bringen Waffen, oder Inftrumente (nämlich Lanzen, Schwerdter u. f. w.) und mancherley Speifen (wie z. B. Reis, Banánafeigen, Kuchen und dergl.) hinein. Mittlerweile fchlagen fie zur Nachtzeit bey einer Leuchte, die Trommel, fingen, tanzen u. f. w."

Eben fo pflegt man fich auf der malabarifchen und Coromandelküfte gegen den Ciardháva zu benehmen. Wenn ein Dämon, böfer Genius oder Kutticiàtten aus einem Haufe oder Garten foll vertrieben werden: fo fchlagen fie mit Glokken und Klappern, eine Sitte in welcher die Inder mit den Aegyptern übereinkommen, welche letztern nähmlich ihren Typhon gleichfalls mit einem Klingbecken zu verfcheüchen pflegten. Ciardháva bezeichnet eigentlich einen Speier; mit einem andern Nahmen aber heifst er in der heiligen Schriftfprache der Brahmanen Shâftava, der Rächer. Da diefer Nahme indeffen eigenthümlich dem Gotte Shiva zukommt: fo läfst fich daraus folgern, dafs diefe fürchterliche Geftalten und rächenden Gottheiten, auf jenen, als das Oberhaupt unter ihnen, müffen zurükgeführt werden. Wenn die nachtheiligen Würkungen eines Dämon in einem Haufe nicht nachlaffen: fo pflegt man einen Hahn abzufchlachten, und ihm denfelben zu opfern. Doch ift dies nicht fowohl eine Sitte der Brahmanen, als vielmehr der niedrigern Caften.

Folgendes ist eine Beschwörformel, durch welche ein Dämon auf acht Jahre aus einem Hause vertrieben wird. *Om! vadi vilague codi, codi vilague vadi purajum màttan, nàttil varuvàjvàn, vittil annejaivan kettyten, ettànde kàlam oshiciu pòga svahà.* Das heisst: „Möge doch, o Svaha, bey dieser Epheu- bey dieser Pfefferpflanze, bey ihren Zweigen und bey ihren Ranken, beschwör ich dich, Kettytten*) aus diesem Hause weichen, nicht wieder in diese Gegend kommen, nicht diesem Hause in acht Jahren sich nahen können **)!" Diese und ähnliche Beschwörungsformeln enthält eine meiner auf Baumrinde abgefassten Handschriften, die von Gifttränken und Bezauberungen handelt ***).

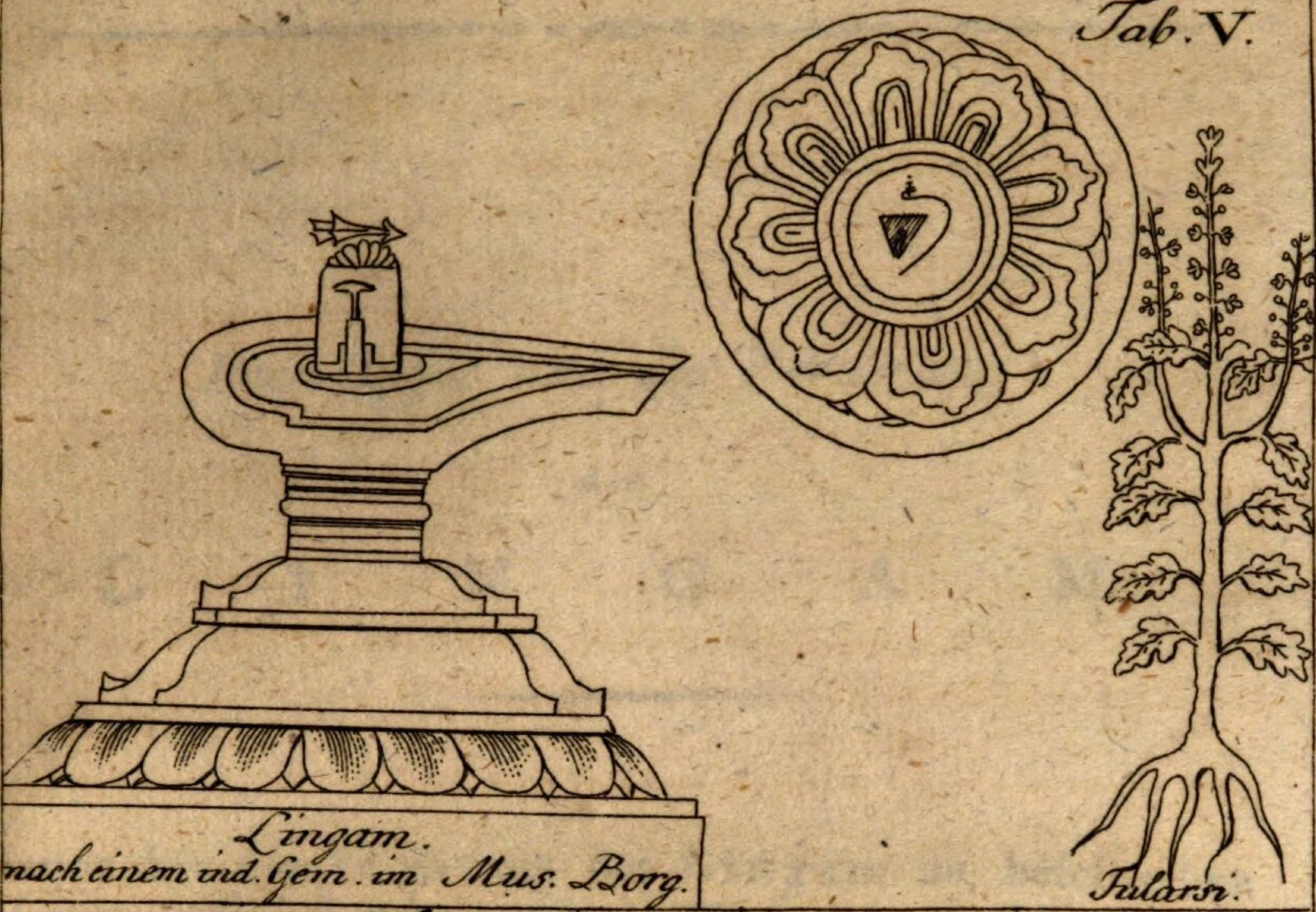
*) Kettytten und Muttytten sind Nahmen gewisser Dämonen unter dem Volke.

**) Von ähnlichen Beyspielen des Aberglaubens unter den Indern, so wie von dergleichen vorhin erwähnten Opfern, redet schon Strabo im funfzehenden Buche.

***) Mehrere Handschriften dieser Art, befinden sich in der Bibliothek der Congregation *de propaganda fide*, und in der vormaligen königlichen Bibliothek zu Paris, worüber man das von Stephan Fourmont angefertigte, und im Jahr 1739 gedruckte Verzeichniss der daselbst befindlichen Indischen Handschriften nachsehen kann.

Das

Tab. V.



Triangulum in Loto.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.

Tab. VI.



Reinigung der Brahmanen.
nach einem Gemählde im Museo Borgiano.

Das Opfer und die Verehrung

des

L I N G A M.

Bevor ich die Verehrung des Lingam zu beſchreiben anfange, will ich mit wenigen Worten noch der übrigen in der brahmaniſchen Religion gewöhnlichen Opfer gedenken.

Dem Gotte Brahma, als dem Schöpfer und Gründer aller irdiſchen Dinge, bringen die Brahmanen ein Opfer dar, welches Brahmajágnam, oder Brahmajágam heiſst. Werde ich es weiter unten unumſtöſslich dargethan haben, daſs Brahma nichts anders ſey, als die Urmaterie, oder Erde, ſo wird daraus denn auch folgen, daſs dieſes Opfer der Elementarerde dargebracht werde. Nachdem nähmlich die Brahmanen den Befehlen des Geſetzes, wie den Verordnungen ihrer Philoſophie zufolge, der Sonne, dem Monde, den anderweitigen Planeten und ihren Genien, durch Opfer und Gebete ihre Verehrung bewieſen haben, ſo fordert es nun die Ordnung der Dinge, daſs ſie auch den Elementen, d. h. der Erde, dem Waſſer und dem Feuer, auf eine religiöſe Art dienen. Dieſes Opfer iſt eben nicht ſehr, ja faſt gar nicht, von dem Feueropfer verſchieden, nur daſs in den Gebeten bey demſelben öfter der Nahme Brahma vorkommt.

Das Opfer der auswärtigen oder befuchenden Freunde, welches Adithipùgia heifst, wird ohngefähr auf folgende Weife begangen. Nach Vollendung des Feueropfers, wird eine und diefelbe, dem Fremdlinge fowohl als feinem Wirthe gewogne Gottheit, deren Göttlichkeit beyde anerkennen, im Vordertheile des Haufes aufgeftellt, und indem man betet, wird das Bildnifs des Gottes mit Blumen beftreut. Nachher werden die Füfse des Fremden in lauem Waffer gewafchen, und dies ift nicht allein Zeichen der Friedlichkeit und Güte, fondern auch ein Zeichen und eine Pflichtsbezeigung der wechfelfeitigen religiöfen Mittheilung.

Diefes Opfers gefchieht Erwähnung im vierten Capitel des Buchs Judhishtira, wo erzählt wird, dafs ein Indifcher Mönch daffelbe in der Wohnung eines Königs, den er befuchte, verrichtet habe. Eben fo wird in der Gefchichte oder dem Gefange Dèvajànibhàjam, welcher in dem Buche Sambhavam oder Parànam enthalten ift, diefes uralten Opfers folgendermafsen gedacht:

„Als Dèvajàni fhukren, die Tochter eines Hefychaften *), Kacen, den Sohn eines Königs erblickte, empfieng fie ihn fogleich mit dem für Fremdlinge beftimmten Opfer, und durch das Waffer bey Abwafchung der Füfse, wie durch das Opfer der Blumen erfreut, fagte fie drauf zu Kacen: Guter und beglückter Jüngling, wie heifseft du?"

Noch giebt es ein Blumenopfer, das Arkjam heifst, und das bald mit der Pflanze und den Blumen von Tularfy, bald mit röthlichen auf der malabarifchen Küfte Cettipùa genannten Blumen verrichtet wird. Das Bild desjenigen Götzen, dem man das Opfer darbringt, wird im Vorgemache der Wohnung auf einer untergelegten Decke, oder

*) Hefychaften find nach dem Griechifchen, Leute die fich einem fchweigenden, ruhigen und befchaulichen Leben gewidmet haben.

auf dem Altare im Tempel aufgeſtellt, drauf betet man, nimmt mittlerweile mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger allmählig aus einer nebenbeyſtehenden tiefen Schüſſel die Blumen, und ſtreut ſie über das Bildniſs des Götzen hin. Wenn ein König dieſem Opfer beywohnt, wie ihm denn der König von Travancor faſt täglich beyzuwohnen pflegt: ſo ſagt er ſelbſt mit den Opferprieſtern, indem die Brahmanen in einem Kreiſe umherſtehen, die Slogam oder Mandram, d. h. die heimlichen Gebete her. Folgendes iſt eine von vielen bey dieſen Gebeten üblichen Formeln:

Om! pránája prána pradishtája ſvahá

Om! givája giva pradishtája ſvahá

Om! mandrája mandra pradishtája ſvahá

Om! tandrája tandra pradishtája ſvahá.

Om! Es geſchehe oder, möge doch! (befehlend und wünſchend) die Seele, oder der Geiſt Prána (die Brahmanen nähmlich laſſen fünf Geiſter im menſchlichen Körper gelten, und dieſe ſind Prána, Abána, Sámána, Udána, Vjána, und gehören zur ſinnlichen Seele) Möge doch Prána die ſinnliche oder empfindende Seele ſich gebildet erheben! Om! Möge doch die vernünftige (Gíva) und belebende Seele ſich gebildet erheben! Om! Möge doch unſre Rede (mandra) ſich gebildet erheben! Om! Möge doch dieſe Geſtalt (tandra) ſich gebildet erheben! Dies nun iſt einer zwiefachen Erklärung fähig. Entweder ſoll es dahin gehen, daſs die Seele des Götzen ſich erhebe, und jene Geſtalt belebe, welches ein ſichrer Beweiſs des Götzendienſtes ſeyn würde, oder daſs die umherſchweifenden, durch die Seelenwanderung noch nicht gereinigten Seelen der Verſtorbnen, durch dieſes Gebet und dieſe Verehrung erweckt werden, und endlich zur Ruhe, Unwandelbarkeit und Glückſeligkeit gelangen möchten. Dies letztere ſcheint der eigentliche Sinn dieſer Formel zu

ſeyn, denn indem die Blumen ausgeſtreut werden, und auch ſonſt wohl, auſſerhalb der Opferzeit, gehen die Leute einhundert und acht Mahl hinter einander in einem Kreiſe um das Bildniſs ihres Götzen, oder um den Tempel deſſelben her und beten. Dieſer Kreiſsgang ſoll, wie mir mein Freund Pajampalli Kurripu, der Cabinetsſchreiber des Königs von Travancor, ein der brahmaniſchen Religion ſehr zugethaner Mann ſagte, nicht nur den Kreiſslauf des Univerſums, den Lauf der Planeten, die Veränderung, und die durch Erzeugung und Vernichtung bewirkte allmählige Umwandelung aller geſchaffnen Weſen vorſtellen, ſondern vorzüglich auch die Umſchmelzung der Seelen bey den fortwährenden Wanderungen. Dieſen religiöſen Gebrauch ahmen auch die niedrigen Volksklaſſen nach, obwohl nur wenige die Bedeutung deſſelben kennen. Daher ſtellen ſie denn auch bey feyerlichen Feſten mitten unter Gebeten, häufige Umgehungen an, um die heiligen Bäume in den Hainen, um die unter dieſen Bäumen hingeſtellten Bildniſse der Gözzen und um die Tempel; ſie ſtreuen Blumen oder Seſamun hin, bringen ihren Gözzen und den Tempeln derſelben Reiſs, Cocosnüſſe, oder Oel als Opfer dar, und ermüden ihren Körper, wie ihre Seele durch Büſsungen, Gebete und Faſten. Mit einer ſo warmen Zuneigung verehren dieſe Völker, die wir Barbaren nennen, ihre Götter, und ſo ſorgſam ſind ſie, ihre Seele von jenen traurigen Wanderungen zu befreyen!

Doch, ich gehe zur Verehrung des Lingam über!

Daſs dieſe nicht allein bey den Indern, ſondern auch bey den Tibetanern ſtatt finde, habe ich durch unwiderlegliche Gründe, in meiner hiſtoriſch-critiſchen Diſſertation über die heilige Samſcridſprache, und in meinem Commentare zu einem Fragment des Buchs Bhàgavàdam dargethan, wohin ich den, der ſich näher darüber zu unterrichten wünſcht, verweiſen muſs. Auf der zu dieſem Abſchnitte gehörigen Kupfertafel, befindet ſich das Bildniſs des Lingam, wie man es auf der malabariſchen Küſte hin und wieder neben den Tempeln und in heiligen Hainen

erblickt. Auch Sonnerat *) giebt eine Abbildung davon, und Pivati **), bey dem ſich auch eine beym feyerlichen Opfer der Tibetaner gewöhnliche, wie man ſagt, aus Gerſt in eine Kegelgeſtalt gebildete Maſſe befindet, welche der Pater Georgi***) gleichfalls liefert, nicht zu gedenken der Geſtalt oder des tibetaniſchen Gottes Hopam, die eben derſelbe beybringt ****) und welche vorgeſtellt wird mit einem in Lotus oder in dem weiblichen Empfängnisstheile befindlichen Lingam, den ſie in den Händen vor der Bruſt in die Höhe hält, und genau beobachtet †). Eben da ††) iſt auch der Lingam abgebildet, wie er ſich zur Seite des Throns befindet, auf welchem der groſse Lama ſitzt, und von dem er herab ſeine Segnungen ertheilt. Auf einer andern Kupfertafel endlich †††) ſind die Lingaminſtrumente dargeſtellt, mit welchen die heidniſchen Einwohner der Stadt Surate in Indien, zu einer gewiſſen Zeit im Jahre, durch die Straſsen zu laufen, und alle Frauenzimmer, die ihnen in den Wurf kommen, zu berühren pflegen, um dieſe an die vom Gotte Shiva verordnete Verehrung des Lingam zu erinnern. Eben dieſe Inſtru-

*) T. I. der 4 Ausgabe.

**) *Nuovo dizionario ſcientifico e curioſo ſacro-profano di Gian Franceſco Pivati. In Venezia.* 1749. *Tom.* 8. *Tab.* 26. *Fig.* 3. *Tab.* 30. *Fig.* 1. 2. 3. *Tab.* 31. *Tab.* 33. *Fig.* 2. 3. *Tab.* 46.

***) Im *Alphab. Tibet.* zu S. 212.

****) A. a. O. Taf. 4. zu S. 552.

†) Einige haben geglaubt, es ſolle den Nabel des Jupiter vorſtellen. Thomas Hyde in ſeiner *Hiſt. rel. vet. Perſar.* und Kircher im Theil I. ſeines *Oedipus p.* 202. halten es für eine auf Schiffen gebräuchliche Büchſe.

††) S. die a. Taf. 4. zu S. 552.

†††) Auf Taf. 3. zu S. 508.

mente tragen Männer und Frauen der Indischen, Sandàrangiàdi genannten, Sekte am Arm, und am Halse, so wie in Tibet die Lahas, und das ganze Volk. Daher sagt Georgi *): „Der Lhama führt als Opfer darbringender Priester, den heiligen in Lotusblumen abgedruckten, und Thurma genannten Kegel, in gewissen Monaten des Jahrs, unter Voraustretung eines pomphaften Zuges, aus dem Tempel vor die Mauern der Stadt hinaus." Weiter unten, sagt derselbe: „Gewisse Leute tragen dabey sechszehn Fahnen, auf deren Spitze sich ein Dreyzack befindet, als Symbol des Gottes Maha." Maha aber ist Shiva. Noch weiter hernach sagt Georgi: „Die übrigen Begleiter des Zugs, tragen eine silberne Muschel mit Gerste, und einen Krug mit Bier, die Geistlichen aber den Thurma auf einem Dreyfufs, oder Triangel." Von diesem sagt der Pater Ildephons **): „Auf dem Umfange des Berges Kajlàsam, welcher, wie man aus dem ersten Abschnitte des Wörterbuchs Amarasinha ersieht, der Wohnsitz des Gottes Shiva ist, soll es, dem zufolge, was die Brahmanen darüber sagen, sieben Reihen von Stuffen geben, auf welchen man bis zur höchsten Spitze des Berges hinaufsteigt. Dort befindet sich eine weite Ebne, in deren Mitte eine silberne Glocke steht, und ein viereckigter Tisch, welchen neun Edelsteine von verschiednen Farben umgeben. Auf diesem Tische aber liegt eine silberne Rose, denen ähnlich, welche in Seen wachsen und Támara ***) oder Padma heifsen, und welche einerley sind mit der Lotusblume oder Nymphäa. Mitten in dieser Rose †) bilden die Brahma-

*) A. a. O. S. 212.

**) In einem Codex unter No. 20. der Handschriften in der Bibliothek der *Congreg. de prop. fide. Lib.* 2. *c.* 4.

***) S. die vierte Kupferplatte.

†) Oder Lotus.

nen jenes weibliche Dreyeck und männliche Shivalingam ab. Von dem erſtern ſagen ſie, es ſey die Wohnung des ewigen Gottes, dieſer ewige Gott aber ſey Shivalingam. Dieſe beyden abſcheulichen Inſtrumente nämlich das Dreyeck und Shivalingam ſollen über einem Löwen, wie auf einem Throne aufgeſtellt ſeyn u. ſ. w." Eben dies verſichert, aus dem Munde eines Heiden, Nahmens Pacunar, deſſen Worte er auch anführt, der Pater Norbert, welcher als Miſſionär zu Pondichery die Gelegenheit nicht verabſäumte, ſich eine genaue Kenntniſs des heidniſchen Aberglaubens zu erwerben. Seine Nachricht darüber befindet ſich in einer Handſchrift, die ich vor mir habe, und in der er nicht nur die Indiſche Lingamſekte, ſondern auch die Lingamgebräuche, Geſetze und Opfer beſchreibt. Unter andern ſagt er: „Allamaprahu (ein Büſsender, welcher irgend einem Indiſchen Könige erſchien, und ihn im Lingamdienſte unterwieſs) ertheilte ihm ſeinen Seegen (Aſciruàdam), und eröfnete ihm den Entwurf der ganzen Verehrung, welche zu gründen er im Sinne hatte. Das erſte, worauf es dabey ankam, war, daſs er, wenn er den Lingam am Halſe, Arme oder Kopfe tragen würde, ſo wie alle diejenigen, welche ſich einer gleichen Verehrung unterziehen würden, die Vergebung aller ihrer Sünden erhalten und zur Belohnung in den Himmel des Shiva gelangen ſollten. In dieſer Abſicht möge er ſich denn an den Guru, oder oberſten Lehrer der Sekte wenden, welcher als Verleiher der Vergebung des Shiva allein die Macht haben werde, ihm dieſelbe zu ertheilen, und dieſer werde ihn dann vorher durch eine Salbung mit Butter, ſüſser und geronnener Milch, mit Urin und Kuhmiſt einſegnen. Fürs andre aber, ſo ſollte der Guru verbunden ſeyn, der Jugend eine Cäremonie beyzubringen, welche ſie ihr ganzes Leben hindurch täglich drey Mahl verrichten müſſe. Demzufolge nähmlich ſollten ſie den Lingam in die linke Hand nehmen, mit der rechten Waſſer darüber gieſsen, ihn mit dem Tiruniro, einer Maſſe aus Erde und Kuhmiſt, ſalben, mit Blumen ſchmücken u. ſ. w."

Ich könnte noch viele Zeugniſſe ſolcher Schriftſteller vorbringen, die ſich lange in Indien aufhielten, zum Beweiſe, daſs die Verehrung des Lingam weit und breit in Indien und Tibet bekannt geweſen; indeſſen reichen die ſchon beygebrachten Zeugniſſe dazu hin. Auch ergiebt ſich aus ihnen, daſs der tibetaniſche Mani nicht der Kezzeranführer Manes, ſondern der Lingam ſey, und daſs die tibetaniſchen Anhänger der Lingamverehrung, wirkliche Shivaniten, daſs heiſst, Verehrer des mit dem Nahmen Shiva, Mahadèva, Shvara oder Rudra fälſchlich aber Sciaca benannten Gottes, des dritten in der Indiſchen Dreyeinigkeit, ſind. Ueberhaupt aber treffen dieſe Leute ſo genau mit den Indiern in allem überein, daſs ſich, wie ich in meiner Sprachlehre über den Samſcrid weitläuftiger gezeigt habe, gar nicht mehr daran zweifeln läſst, daſs ihre Religion die brahmaniſche ſey. Was die Peguaner, Siamer und Japoneſer betrift, ſo darf man nur beym Pivati *) die zu den angeführten Stellen gehörigen Kupfertafeln anſehen, um es mit eignen Augen gewahr zu werden, daſs einige Götzen dieſer Völkerſchaften bald dem Lotus allein, bald dieſen oder das weibliche Empfängniſsglied, mit in demſelben befindlichen Lingam, oder das Joni oder jenes Glied allein, oder den Lingam allein in ihren Händen halten, und ihn aufmerkſam betrachten. Auch hieraus ergiebt ſich's augenſcheinlich, daſs die ſchändliche brahmaniſche Lingamverehrung gleichfalls in jene Gegenden übergetragen ſey, und in ihnen Fuſs gefaſst habe **). Daſs dieſe neue und unerhörte Behauptung in Bezug auf die Indier und Tibetaner, keinem Zweifel weiter unterworfen ſey, beweiſst auch das handſchriftliche Werk

*) Am oben angef. Orte.

**) Man vergleiche über dieſen Gegenſtand auch die *Aſiatik reſearches*, im *Some account of the ſculptures and Ruins at Màvalipuram, a Place of a ſeu Miles North of Sadras. p.* 145. u. f.

Werk des Pater Conſtantin ab Aſculo, Miſſionärs zu Nepal *), bey welchem ſich mehrere Indiſche, wie auch einige Tibetaniſche Gottheiten, in Farben abgebildet befinden, und in der vierten Figur auch das Dreyeck Joni oder der weibliche Empfängniſstheil der Göttin Bhavani. Bey dieſer Figur macht der Verfaſſer folgende Anmerkung: „Es lieſse ſich eine weitläuftige, fabelhafte Beſchreibung dieſer Geſtalt geben, aber die Anſtändigkeit verträgt ſich nicht mit der Darſtellung eines dieſelbe ſo beleidigenden Theils der groſsen Göttin Bhavani. Im Reiche Nepel ſieht man an der Landſtraſse in Menge dergleichen Bildniſſe. Im Walde von Devapalan, nicht fern von Catmandu befindet ſich ein ſolches Bildniſs von Bronze u. ſ. w." Auch befindet ſich im Muſeum des Cardinals Borgia zu Velitri, eine ſilberne tibetaniſche Münze, welche deutlich dieſen körperlichen Theil der Göttin Bhavani darſtellt.

Dies Joni oder Dreyeck der Göttin Bhavani, ſtellt in der Indiſchen und tibetaniſchen Philoſophie ohne Zweifel die Natur der Dinge vor, deren Symbol der Lotus iſt, und aus welcher, nach der Meinung der Inder, mit Hülfe der Wärme und Feuchtigkeit, alles ſoll erzeugt werden. Ob aber dieſes Symbol von allen richtig verſtanden werde, und ob es nicht irgend ein, der zärtern Jugend wenigſtens, ſchädliches Sittenverderbniſs mit ſich führe, ſteht dahin.

Der Grund, warum dieſe Indiſchen Götzen ſo oft mit dem Lingam und Joni, oder mit dem Lotus und der Nymphäa in den Händen, und jene Werkzeuge der Erzeugung ſo ſorgfältig betrachtend abgebildet werden, ergiebt ſich mit aus dem, was Plutarch **) ſagt. Die alten Weltweiſen nähmlich hielten den Himmel gleichſam für den Vater, die Erde aber für die Mutter, und behaupteten, daſs durch's Feuer und durch's Waſſer, durch Wärme und Feuch-

*) In der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide.*

**) Im erſten ſeiner Bücher *de placitis philoſophorum.*

tigkeit, und durch Einwirkung und Einflufs der Sonne des Mondes, der Planeten und der übrigen Geſtirne auf die Erde und ſublunariſche Welt, alles hervorgebracht werde. Daher bildeten ſie die Erde durch ein Joni oder weibliches Geburtsglied ab, oder durch die Lotusblüthe, als erſtes Erzeugniſs der Sonne und des Waſſers; die Würkung der Sonne und der Planeten aber, bilden ſie ſymboliſch durch den Lingam ab, weil jene Geſtirne gleichſam den Samen ausſtreuen, die Erde aber denſelben in ſich aufnimmt, aus der er durch Würkung der Wärme und Feuchtigkeit emporſproſst, und hervorgebracht wird. Hierin nun liegt der Grund, warum die Indier die Einführung des Lingam dem Gotte Shiva zuſchreiben, und ihm zu Ehren denſelben am Halſe oder Arme tragen. Man darf ſich demnach auch nicht wundern, daſs die heidniſchen Alten, ja die Iſraeliten ſelbſt, die Sonne unter dem Bilde eines Priap, eines Stiers, der Sonne ſelbſt oder dem Mitra anbeteten und vorſtellten. Daher ſind denn auch alle jene Abbildungen Indiſcher ſowohl, als Tibetaniſcher, Peguaniſcher und Siamiſcher Gottheiten, die ich vorher aus Pivati's, Georgi's und Anderer Werken anführte, mögen ſie nun den Gott Shiva, die Sonne, das Feuer, oder den Gott Budha, d. i. den Planeten Merkur bezeichnen, mit Sicherheit auf die Philoſophie der alten Brahmanen zurück zu führen *).

*) S. in meiner Sprachlehre über den Samſcrit die Anmerkungen zu dem Fragmente des Buchs Bhàgavadam. Der myſtiſchen Kraft des Triangels und der Zahlen in demſelben, gedenkt Macrobius im *Somnio Scipionis Lib. I. cap.* 6 bey dem ſich auch der Stier befindet, als Symbol der Erde, auf welchem der Gott Shiva, oder die Sonne, oder das Feuer reutet. Eben er handelt weitläuftig auch im erſten Buch ſeiner Saturnalien Cap. 19. von dem Bildniſs des Merkur oder Budha und von der Sonne. *S.* auch das angeführte *Somn Scip. Lib I. c.* 2 den Plutarch *de Iſide et Oſiride*, und den *Lactant. de origine erroris. ſect.* 21.

SUEHNUNGEN, ABWASCHUNGEN, GEBETE UND WALLFAHRTEN.

Die Brahmanen nehmen drey Gattungen der Sünden an. Diese ſind: Páva ſámanjam, gemeine, oder kleine Sünden; Páva madhjamam, Sünden mittelmäſsiger Bosheit, und Páva ulkrſham, ſehr groſse und ſchwere Sünden. Auf ähnliche Art theilen ſie auch die Tugenden ein.

Unter den Sünden ſind einige, die ſchon in dieſer Welt können verziehen werden: mit andern hingegen hat es nicht dieſe Bewandniſs. Iene können durch Faſten, Gebete, Almoſen, Waſchungen des Körpers und Wallfahrten abgebüſst werden. Dieſe Wallfahrten werden angeſtellt zu den Flüſsen Indus, Ganges, Cavèri, zu den berühmten Tempeln Kàſhi, Ramiſhvaram, Ràmanàthampuram, Iloura, zum Nepalenſiſchen See Cangipuram, zur Inſel Salſette, zu den Bergen Naraſinha, zu den Gebirgen in Tibet, und ſelbſt zum Tempel des groſsen Lhama, doch nicht, wie von Paw meint, darum weil die Inder ihre Religion von ihm erhalten haben, ſondern weil die tibetaniſche Religion eine und ebendieſelbe iſt mit der Indiſchen, und aus dieſer hervorgieng. Sind die Inder

an die vorher erwähnten Flüſſe und Tempel *) gelangt, ſo baden ſie ihren Körper, bezeichnen ihre Stirne mit den, Bhaſmam, Tirunàmam oder Kuri genannten, heiligen Zeichen, werfen ſich vor den Götzenbildern nieder, bringen ihnen Geſchenke dar, bekennen ihre Sünden, opfern, und nehmen geweihetes Waſſer oder geweihete Erde von dort aus mit ſich nach Hauſe. Der König Ràma Varmer von Travancor, begab ſich im Jahre 1786 von dreiſsigtauſend Soldaten begleitet, zum Tempel Rámiſhvaram des Gottes Ràma oder Viſhnu, und opferte daſelbſt. Dieſer Tempel liegt an der Brücke Ràma oder des Adam, welche man auf den Carten von Renell und Wilhelm de l'Isle bezeichnet findet.

Leichtere Vergehungen werden auch auf folgende Art getilgt. Man begiebt ſich zu einem Opferprieſter, und nachdem man ſich mit dem Körper vor ihm niedergebeugt hat, welche Bewegung Shàſtàngam oder Pàdagrehenam heiſst, beichtet man ihm ſein Vergehen. Der Prieſter beſprengt darauf den Reuigen mit dem Reinigungswaſſer oder Tirtam, ſagt ein kurzes Gebet oder Mandram über ihn her, und ermahnt ihn, ſich zu baden. Der auf dieſe Art loſsgeſprochne geht, wenn er vorher dem Prieſter ein Geſchenk entrichtet hat, nach Hauſe, und badet ſich alsdenn zu verſchiednen Mahlen in einem Fluſs oder Teiche.

Faſt eben dieſe Cäremonie findet auch bey unbelebten Dingen ſtatt: denn fällt z. B. ein Hund in einen öffentlichen Brunnen, und verunreinigt ihn, oder geht jemand aus der verworfenſten, Pulleas und Pareas genannten Caſte, zufällig, oder aus Unwiſſenheit in die Tempel, oder die heiligen Hallen, und befleckt ſie; berührt er einen öf-

*) Von dieſen Flüſſen und Tempeln S. den *Sonnerat*, *Thevenot*, *Anguetil du Perron*, *Freyer*, *Chambers*, *Niebuhr*, und die Berichte der vorhinangeführten Miſſionäre.

fentlichen oder einer andern Caste zugehörigen Brunnen, ein brahmanisches oder sonstiges Haus, und verunreinigt er durch sein Antasten eine angesehenere Person: so werden alle diese Gegenstände auf die vorhingenannte Weise gereinigt und eingeweiht. Ein Brunnen aber, ein Hauss, oder ein Tempel, der verunreinigt ist, wird mit dem Reinigungswasser ausgewaschen, und mit Gebeten eingeweiht; auch wird er innerhalb mit Kuhunrath bestrichen, und das Homam oder Feueropfer verrichtet.

Wird irgend einer Gottheit ein neuer Tempel geweiht, so weicht auch dabey die Cäremonie von der vorherbeschriebenen wenig ab, nur dass alsdenn eine Menge Weihrauch, und mannichfaches kostbares Holz verbrannt, und viel Weihwasser versprengt wird. Auch wird ein solcher Festtag, durch unermessliche Scharen des Volks und der Tonkünstler, so wie durch Reigen der, Dèvadàsi genannten, Tänzerinnen besonders gefeyert. Diese Dèvadàsi sind Sclavinen des Götzen, oder ihm geweihete Frauenzimmer, und verschieden von den Balhaderen oder Tänzerinnen, die mit ihrem Samscridnahmen Nartagul heissen. Diese sind liederliche Frauenzimmer, denen europäische Reisende und Kaufleute opfern, und mit denen sie ihr Vermögen durchbringen. Jene erstgenannten Frauenzimmer hingegen sind, welchen Unterscied Sonnerat und andre nicht bemerkt haben, unmittelbar dem Tempeldienste geweiht. Sie zünden die Lampen an, kehren die Unreinigkeiten aus, haben neben den Tempeln ihre Wohnungen, und geben sich nie mit Europäern ab, die sie verachten. Die Anstellung dieser Frauenzimmer schreibt sich aus sehr alten Zeiten her: denn schon im Buche Iudhishtiravigéam heisst es von ihrer Weihung folgendergestallt: Pràna samànan ihatan bhràdren dèvi prabudhjamàna nihadàn abhavel udàsi namana gandharva bhajèna data dàsi namana. d. i. Als die Göttin (die Gemahlin eines Königs) jene verstorbnen, einem Hauche ähnlichen Brüder erblickte, betete sie aus Furcht für den Musikkundigen Gottheiten, (d. i. vor den Gespenstern, welche die Lebendigen wie die Verstorbnen an-

feinden,) zu dem Gotte Vishnu, und brachte ihm, (damit jene nicht die verstorbnen Brüder verfolgen möchten) ihr Mädchen dar, weihete sie ihm, und widmete sie dem Dienste in seinem Tempel.

In dem eben genannten Buche heifst es auch, dafs jene bösartigen Gottheiten sich am Bluttrinken erfreuen, ciukòba rudhiram samprâshja anandi. Daher pflegt denn auch diesen Untergottheiten, und wo nicht ihnen, so doch der Göttin Kàli oder Bbadracáli, von der man glaubt, dafs sie die Blattern in Indien eingeführt habe, und das Volk züchtige, ein Sühnopfer, oder Rùkam dargebracht zu werden, bey welchem irgend eine Mannsperson an zwey durch die Nieren geschlagenen Hacken in die Höhe gezogen, und in einem prächtigen Aufzuge um ihren Tempel getragen wird. Das herabträufelnde, und aus den Wunden jenes Menschen hervorfliefsende Blut, wird mit dem Blute eines Hahnes vermischt, und vor dem Altare dieser Göttin, oder auf dem heiligen Heerde, nebst den vorher erwähnten heiligen Hölzern, eingeweiht und verbrannt.

Hieraus läfst sich nun ziemlich sicher folgern, dafs vor Alters dieser Göttin menschliche Opfer zur Söhnung der Sünden des Volks müssen dargebracht seyn; dafs die Göttin Bhagavadi und Gängadèvi, welche sonst auch Dourga heifst, eine und dieselbe, und untheilbar sey; und endlich, dafs in den brahmanischen Schriften noch izt die Spuren des alten Gottesdienstes auf's sicherste müssen zu finden seyn, und dafs die gegenwärtige Götterverehrung von der alten nicht so sehr verschieden seyn könne, als Georgi, de Paw, und Sonnerat, durch welche Gründe dazu bewogen weifs ich nicht, es gemeint haben*). Wenn

*) STRABO *in Geograph Lib.* 15. PLUTARCH *in vita Alexandri Magni* PALLADIUS *de gentibus Indiae.* AMBROSIUS *de moribus Brahmanorum.* CICERO *in Tuscul. Quaestt. Lib.* 5. PLIN. *in Hist. nat. Lib* 7. *cap.* 2. ARRIANUS *de expedit. Alexandri*, und PORPHYRIUS *de abstinentia Lib.* 4.

jener an Hacken in die Höhe gezogner Mann heut zu Tage nicht würklich mehr geopfert wird, so ist dieses nicht dem Seelenwanderungssysteme, welches sehr alt ist, und bey den Brahmanen von je her Statt hatte, obgleich die genannten Männer seine Einführung in spätere Zeiten sezzen, sondern dem Gottesdienste des Volkes, den Fortschritten der Philosophie, der Einführung und Strenge der nacher gegebnen Gesezze, den Befehlen der Könige, und der Zeit, die alles mildert, zuzuschreiben.

Für grosse und für die schweresten Verbrechen gelten bey den Brahmanen folgende. Giàdinindá oder die Verlassung seiner Caste und der Gesezze derselben. Parastridhana hara pávam, die Verlassung seiner Frau und der Beyschlaf bey einer andern. Mádruhádagam, der Muttermord. Pidruhàdagam, oder Sidruhàdi, der Vatermord; die Ermordung eines Brahmanen; Iògui urndaharam, die Zertrümmerung oder Niederreissung derjenigen Häuser und Wohnungen, in welchen sich die samaneischen Philosophen und Büssenden aufhalten; Suvarna stey dushtam, die Verfälschung des Goldes und der Münze; endlich noch Lòganinda, oder die Grausamkeit, der Despotismus, die schreckliche Bedrückung, und tyrannische Behandlung des Volks, eigentlich die Niederreissung des Volks, welche Bedeutung nämlich in dem Worte Ninda oder Ninna liegt.

Ausser diesen giebt es noch fünf andre Sünden, welche die Brahmanen Màhà pàvam, oder Màhà padagam, d. i. grosse Sünden nennen. Es sind folgende: Das Tödten einer Kuh, die Ermordung eines Brahmanen, das

Alle diese Zeugnisse hat, ausser Palladius und Ambrosius auch ein Ungenannter gesammlet, in einer von Eduard Bissaeus aus der Königlichen Bibliothek zu London daselbst herausgegebnen Schrift über die Brahmanen.

Wein- oder Arak-Trinken, Diebſtahl und Ehebruch *). Mehr hierüber, was unſre europäiſchen Reiſenden aber nicht wiſſen, oder doch in ihren Nachrichten nicht bemerkt haben **), findet ſich in den handſchriftlichen Berichten, des Haxleden. Ildephoes und andrer Miſſionäre.

Weiter gehört auch zu der Zahl ſchwerer Sünden der Wucher und die Entreiſſung fremden Eigenthums, die Zerſtörung königlicher, zum Dienſte der Götter aufgeführter Gebäude, die Niederreiſsung der zum Empfange nnd zur Aufnahme reiſender Perſonen angelegten Häuſer und Herbergen (madam, ambalam), die Ableitung öffentlicher Teiche und Quellen, in denen ſich das Volk zu waſchen pflegt, die Verfolgung und Anfeindung derer, welche ſich einer beſchaulichen Lebensart gewidmet haben, die Schmähung, mit welcher ein Schüler ſeinen Lehrer belegt, und Vorenthaltung des Lohnes. der mit einem Arbeiter verabredet iſt.

In der Unterſagung dieſer Vergehungen beſtehen die alten und heiligen Geſezze der Brahmanen, auf deren Befolgung dieſe auch ſo hartnäckig halten, daſs, als der König von Travancor im Iahre 1760, im lezten auf der malabariſchen Küſte geführten Kriege, gewiſſe öffentliche und zum Gottesdienſte gehörige Häuſer hatte niederreiſſen laſſen, die Brahmanen, nach Beendigung des Kriegs und erneuerten Frieden, den König von dieſem Verbrechen nicht anders befreyen, und ihm daſſelbe erlaſſen wollten, als wenn er ſich

*) Die zwote und fünfte dieſer Sünden nannte der Verf. ſchon vorhin, wie er ſich denn hier mehrmahls zu wiederholen ſcheint, wenn es nicht Angabe verſchiedener Brahmaniſchen Syſteme bey einem einzigen Gegenſtand iſt. *Anm. des Bearb.*

**) Der gute Pater a S. Bartholomeo irrt ſich gewiſs, wenn er in der gleichfolgenden von mir weggelaſſenen Stelle, die Ur-

ſich dazu verſtehen würde, nach Darbringung vieler Opfer, durch eine goldne Kuh zu kriechen, und ſo ſein Vergehen zu büſsen. Wirklich that dies der König, und noch gegenwärtig ſteht jene goldne Kuh, als ein auffallendes Denkmahl dieſer königlichen Sühnung, auf dem Schloſſe Patmanáboram, in der Schatzkammer, wo es der Architekt Donaud oft wollte geſehen haben, wie er es mir wenigſtens damahls verſicherte, als ich meiner Miſſionsgeſchäfte wegen verſchiedentlich ins Schloſs und zum Könige gieng, und in einem Hauſe und Garten mit ihm wohnte. Auch Anguntil du Perron und Niebuhr*) reden von dieſem Durchkriechen des Königs durch eine goldne Kuh, doch irren beyde darin, daſs ſie glauben, der König habe ſich darum zu dieſer Handlung beſtimmt, um ſich ein hohes Anſehn zu verſchaffen. Deſſen bedurfte er nicht, denn, wie ich ſchon an einem andern Orte gezeigt habe, ſo ſtammen die Könige von Travancor aus einer der edelſten Fürſtenfamilien, der Familie Rágiacallamangalam ab.

Nach dem bisher erwähnten wundre ich mich gar nicht, wenn einige Schriftſteller **), mancher harter, erhabner und philoſophiſcher Antworten Erwähnung thun, welche die alten Brahmanen Alexandern dem Groſsen auf ſeine Nachforſchungen ſollen zum Beſcheide gegeben haben: vielmehr wird jeder, der mit den itzigen Brahmanen wirklich umgegangen iſt, es eingeſtehen, daſs dieſe Ausſprüche noch ganz das Gepräge der Verfaſſung und Hochherzigkeit der heutigen Brahmanen an ſich tragen, welches

Urſache dieſer Uebergehung, in einer Verſchiedenheit der Denkart unſrer und der Brahmaniſchen Weltweiſen über dieſen und ähnliche Gegenſtände hält, denn wehe! den erſtern, wenn ihre Meynungen durch die Hypotheſen der leztern könnten erſchüttert, oder gar widerlegt werden. A. d. Bearb.

*) Jener im *Zendaveſta Tom. I. diſcour. praelim. p.* 150. *ſq.* dieſer in ſeiner Reiſebeſchreib. Th. 2.

**) Wie z. B. Palladius a. a. O. p. 26. Plutarch im Leben Alexanders des Groſsen. Arrian im 7ten Buch.

ein günstiges Vorurtheil gleichfalls für die anderweitigen Nachrichten jener Schriftsteller zu erwecken im Stande ist.

Es herrscht dem zufolge bey den Brahmanen, in Bezug auf ihre Einrichtungen und ihre Philosophie eine solche Strenge, dass weder sie selbst so leicht von denselben abweichen, noch ihren Königen eine Ausnahme von den gesetzlichen Sühnungen zugestehen. Auch diese sind verbunden zu opfern, sich an bestimmten Stunden zu waschen, an festgesetzten Tagen zu fasten, und neben den Obliegenheiten ihrer königlichen Würde, auch religiöse Geschäfte zu versehen.

Die Sühnfasten, welche von den Indischen Weltweisen, Königen, und dem Volke selbst begangen werden, sind: erstens, die Mâsubavâsam, oder monatlichen Fasten, welche von den meisten freywillig gehalten werden, um sich zu entsündigen. Dabey enthalten sie sich aller geniessbaren Dinge, ausser dem Reiss, den Kräutern, Gemüssen, Früchten und Wurzeln, welche sie allein, mit etwas Butter oder Oel abgemacht, beym Untergange der Sonne geniessen. Den ganzen Tag bringen sie zu mit der Lektüre frommer Bücher, mit Opfern, Abwaschung des Körpers, und Abbethung ihres, Rudrâksham genannten, Rosenkranzes.

Die zweyten, allen Volksklassen gemeinen Fasten, sind die Egáshi, einmal am eilften Tage nach dem Vollmonde, und das andre Mal an eben diesem Tage nach dem Neumonde. Beyde Male enthalten sie sich bis zum Untergange der Sonne aller Nahrung; und besonders fromme Leute käuen nicht einmal Betel, obgleich dies dort sonst so gewöhnlich ist, wie bey uns der Gebrauch des Tabaks, woraus denn auch wohl die beym Ambrosius *) aufbehaltene irrige Sage mag entstanden seyn, dass die Inder nach Art der Thiere Blätter ässen.

*) In seinem Buche *De moribus Brahmanorum.*

Die dritten berühmten, aber eigentlich brahmanischen, Fasten, treten im Monate December ein, und dauern diesen ganzen Monat hindurch, zum Andenken desjenigen Sieges, welchen die fünf Brüder Pandava, gegen hundert andre verschwächerte Brüder davon trugen, und den jenes berühmte Gedicht Indhishtiravigeam verherrlicht, welches die Inder so besonders hochschätzen, und das nicht nur in einem glänzenden, leichten und correkten Styl abgefaſst, sondern auch reich an treflichen Bildern und Ausdrücken ist *).

Die brahmanischen Fasten werden also im Monate December gehalten, zu Ehren des in einen Sterblichen umgewandelten Gottes Krshna oder Vishnu, welcher für die Pandanaven focht, und ihre Feinde besiegte **). Demnach pflegen die Brahmanen in diesem Monate, vor dem Morgenroth aufzustehen, sich vor dem Aufgange der Sonne zu baden, ihrem Gotte Vishnu Reis, Blumen, Wacholderbeeren, Zucker und Früchte darzubringen, zu opfern, von dem dargebrachten zu zehren, und auf die besagte Art, der Gewohnheit gemäſs, den Tag heilig zu begehen.

Die Shivaniten oder Verehrer des Lingam, sonst auch Pandáragiádi genannt, eine von der brahmanischen verschiedne und niedrigere Sekte, fasten täglich im Monate November, und essen oder trinken nichts, bis sie

*) Mallet Dupan kündigte im Märzstücke seiner Genever ephemeridischen Blätter vom J. 1786. eine Uebersetzung dieses Gedichts vom Engländer Wilkins an, die ich aber bis itzt noch nicht zu Gesichte bekommen habe, und von der ich mir nach andern Proben desselben Verfassers in den *Asiatick researches* auch nicht viel verspreche.

**) Von dem Geschlecht Pandea oder Pandava in Indien S. *Arriani Historia indica p.* 321. der Gronovischen Ausgabe, Plinii *Hist. nat.* 6. *cap.* 20. 23. Ptolemaei *Alex. Geograph.* nach der alten Venezian. Ausgabe *Lib.* 7. *tab.* 10.

am Abend die Geſtirne gewahr werden, oder wenigſtens die Stunde ihrer Erſcheinung da iſt.

Die Samanen halten gewöhnlich die ſtrengſten Faſten, denn ihnen gilt es eben ſowohl wie den Brahmanen für Sünde, Wein zu trinken, oder auch nur ihn zu koſten, Fleiſch anzurühren, ein Thier zu tödten, ja auch nur einige Kräuter abzuſchneiden.

Selbſt die Frauenzimmer haben ihre eigenthümlichen Faſten. Sie begehen nähmlich am ſieben und zwanzigſten Tage des Januars die Faſten Tiruvàdiram zu Ehren des Gottes Kàmadéva oder Cupido, dem ſie dadurch ihre theilnehmende Trauer an den Tag legen. Shiva nähmlich ſoll mit ſeinem mitten in der Stirne befindlichen rächenden Auge, den Gott Kàma wegen der gar zu groſsen Vertraulichkeit, in welcher er mit ſeiner Gemahlin lebte, in Flammen geſetzt und getödtet, nachher aber auf Bitten eben dieſer ſeiner Gemahlin, wieder erweckt haben.

Das Baden iſt in Indien, wo eine ſo groſse Hitze herrſcht, zur Milderung der Ausdünſtung ſowohl, als zur Stärkung des Körpers, welche durch's Salben mit Oel vollendet wird, höchſt nothwendig, und ſehr ſchiklich daher als Religionsgebrauch, und zur Sündentilgung verordnet. Auch bey den Römern und Aegyptern war es üblich *), und ſo ergiebt ſich's, daſs faſt überall und immer, dem Waſſer ſogar eine, die Seele reinigende Kraft iſt zugeſchrieben worden. Daher man denn auch in Indien, nach dem Aberglauben und dem Wahne der Heiden, am häufigen baden und waſchen einen niedrigen von einem vornehmen ſchmuzigen von einem reinlichen, und einen heiligen von einem unheiligen, Menſchen zu unterſcheiden und darnach ſeinen Umgang mit einem andern zu beſtimmen pflegt.

*) *S. Iuvenal Sat.* 6. (Hierher gehört auch die Stelle bey Horaz *Sermon.* 2. 3. *v.* 288 — 294. *Anmerk. des Bearb.*)

Wenn ſich die Brahmanen und andre Heiden in einen Teich oder Fluſs begeben, ſo ſprützen ſie das mit der flachen rechten Hand aufgefaſste Waſſer dreymahl in drey Himmelsgegenden, indem ſie nach der Sonne hinblicken. Dies dreymahlige Umherſprützen, geſchieht entweder der Sonne zu Ehren, oder wie andre behaupten, zu Ehren der Götter Brahma, Vishnu und Shiva. Auf gleiche Weiſe laſſen ſie von ihrer flachen rechten Hand dreymahl Waſſer in den Mund herabträufeln, doch ſo, daſs ſie dabey den Mund nicht mit der Hand berühren. Nachdem ſie ſich den Mund abgewaſchen haben, baden ſie hierauf ihren Körper, und beten mittlerweile die im Wörterbuche Amaraſinha angegebenen Nahmen des Gottes Shiva oder Vishnu her, je nachdem ſie mehr oder minder, dieſem oder jenem Gotte günſtig und ergeben ſind. Dies nennen ſie Gebam, oder die Gebetsherſagung, welche immer mit der Formel Narájana namà, oder Shiva Shivàja namà, d. h. hochgeprieſen ſey Naràjena oder Vishnu, hochgeprieſen ſey der Gott Shiva, anfängt.

Beym Gebete blicken ſie gegen Morgen oder Mitternacht, niemahls aber gegen Mittag oder Abend; denn den Morgen verehren ſie wegen des Aufgangs der Sonne, und die mitternächliche Gegend, weil ſie behaupten, daſs in ihr die heiligen und geheimniſsvollen Oerter liegen, welche ſie in Ehrfurcht zu halten verbunden ſind. Dort nähmlich befinden ſich ihrer Angabe nach, die heiligen Gebürge, auf welchen die Göttin Párvadi gebohren ward, der Berg Mahàmeru *), die Geheimniſſe der Lingamverehrung, das Vaterland des Gottes Rama, und die heilige Wohnung des Gottes Shiva **). Den Berg Mahàmeru

*) Weiter unten ſoll eine genaue Beſchreibung dieſes Berges folgen. Vergl. auch *Bayeri hiſt. regni Graecor. Bactriani. p.* 4. 9. 10.

**) Ueber dieſe Berge und Oerter vergl. auch *Aſiatick reſearches: p.* 282 283. *a translation of a Sanſcrit inſcription und p.* 134. *an inſcription on a Pillar near Buddal.*

ſetzen ſie ohngefähr unter den dreyſsigſten Grad der nördlichen Breite, die Stadt aber und das Königreich Ajodja, wo zuerſt Vishnu nach ſeiner Umwandlung in den Râma erſchien, unter den ſechs und dreyſsigſten Grad der Breite. Kaſi ligt im Königreiche Bengalen. Die Stadt Madura, aus welcher Vishnu herkam, als er ſich in den Krshna vermenſchlicht hatte, ſoll nicht ferne von Agra liegen. Cangipuram, das im Königreiche Carnata liegt, ferner Iagarnat und andre Oerter, wurden von den Göttern Vishnu und Shiva geheiligt, ſo daſs die an ihnen gelegene Teiche und Gewäſſer, an und für ſich eine entſündigende Kraft haben ſollen. Dieſer Aberglaube geht bey den Indern ſehr weit. Ganz vorzüglich glükſelig wird derjenige geprieſen, welcher bey ſeinem Sterben, faſt beym letzten Athemzuge an den Ganges getragen wird, und dort ſeine Seele einem Fiſche, ſeinen Körper aber einem Crocodil preiſs giebt. Das Waſſer dieſes Strom's wird überhaupt für ſo Kraftvoll und heilig gehalten, daſs es durch Leute, welche Iogui gaur genannt werden, bis auf die malabariſche Küſte verführt wird, und Könige und Fürſten es ſich angelegen ſeyn laſſen, ſich in demſelben zu entſündigen.

Alle dieſe Dinge nun, empfohlen durch die älteſten Schriften dieſer Nation, bewahrheitet durch die Nachrichten europäiſcher Reiſender, und beſtättigt durch die alte, nieunterbrochne, und dieſem Lande ausſchliesſend eigenthümliche Götterverehrung, ſollten es wohl endlich einmahl bis zur Ueberzeugung darthun, daſs die Entſtehung des indiſchen Götzendienſtes local, nicht aber in Aegypten, Scythien, oder Sibirien *), noch ganz unter den Hebräern zu ſuchen ſey, wie unſre europäiſchen Schriftſteller geglaubt haben, ſondern daſs die dortige Geſchichte, und Götterleh-

*) Dies iſt die Meinung *de Paw's* und *Bailly's*. S. des letztern *Hiſtoire de l'aſtronomie ancienne depuis ſon origine jusqu'à l'etabliſſement de l'ecole d'Alexandrie. a Par.* 1781. *p.* 95. *ſq.* Bailly's Meynung in Bezug auf die indiſche Chronologie, habe ich am Ende meiner *Grammatica Samſcrdamica. Romae.* 1790. widerlegt.

re, die Myſterien und Dogmen, in Indien ihr Entſtehen gefunden, daſelbſt gleichſam aus ihrer Wiege hervorgegangen, und daſs faſt die ganze Religion dieſes Landes, an die Tempel, Gegenden und Ströme Indiens unzertrennlich gebunden ſey.

Epiphanius hielt die Brahmanen für Nachkommen Abrahams von der Ketura, und Stephan Fourmont ſtimmte ihm bey; auch Poſtell *) hegte eine ähnliche Meynung darüber. Sollte dieſe Vermuthung nun auch nicht bewieſen werden können, ſo will ich doch im Verfolg diejenigen Hauptſtücke der brahmaniſchen Lehre bemerkbar machen, von welchen es ſich noch allenfalls wahrſcheinlich machen lieſse, daſs ſie dieſelben von den Patriarchen könnten erhalten haben. Dabey werde ich indeſſen keineswegs dasjenige übergehen, was local, würklich indiſch, und in dieſem Lande erfunden zu ſeyn ſcheint, wohin ich die Verehrung des Indus und Ganges, der Kuh, der Sonne und des Mondes rechne, ferner die Seelenwanderung, den Lingamdienſt, die Wallfahrten nach den vorzüglichſten Tempeln Indiens, die Eintheilung in Caſten, die Verehrung der Nationalgottheiten, und endlich die Geſchichten und Erzählungen, welche in Indien ihren Urſprung gefunden haben.

*) *In commentario ad Iezerah.*

GNANAMADJAM

oder die Initiirung zum Leben der Weisen.

Im Wörterbuche Amarasinha, wie in andern Schriften der Brahmanen *). werden vier brahmanische Institute aufgezahlt, welche man indessen nicht für eben so viele Sekten halten darf, denn in Sekten trennen sie sich nur in Bezug auf theologische und philosophische Meynungen; diese Institute hingegen umfassen die ganze Caste der Brahmanen, alle ihre Sekten und jede einzelne Familie. Die Nahmen dieser Institute sind: Brahmanciári, Grähasta, Vànaprasta, Bhikshu. Weiter unten soll von diesen Instituten selbst gehandelt werden, für izt aber von der Einweihung zum Priesterthume und zu den Mysterien!

Vor

*) *Amarasinha* im Abschn. *Brahmavarggam.* Auch im Buche *Sambhavam* wird an verschiedenen Stellen dieser vier Institute gedacht. Hierher gehören auch Norbert und die Berichte andrer Missionäre.

Vor allen Dingen muſs man wiſſen, daſs nicht alle Brahmanen Prieſter in ihren Amtsverrichtungen, Geſetzlehrer, oder Opferer ſind, obwohl ſie alle in einer prieſterlichen Caſte begriffen ſind, und dieſelbe ausmachen. Zu ihrem Brahmanenthume, oder ihrer Caſte, ſo wie zu den Rechten und der Würde derſelben, auf die ſie alle gleiche Anſprüche haben, werden ſie durch ihren Schultergürtel (Punùl oder Jagnapavadam), und durch ihren Haarſchopf (Cudumi) eingeweihet und initiirt. Den Schultergürtel meſſen ſie ab, indem ſie einen Faden einhundert und acht mahl um die geſchloſsne Hand winden, zu Ehren der einhundert und acht Geſichter des Gottes Brahma. Neun ſolcher Fäden oder beſondrer Gürtelchen, machen den ganzen Schultergürtel aus, welcher in einen Knoten zuſammengeknüpft wird *). Dieſe neun Fäden, welche in drey Theile getheilt ſind, und zuſammen ein Ganzes ausmachen, deuten die drey Geſetze Jrka, Sàma, und Jagiur vedam an, welche Karta, Parabrahma oder Paràbaravaſtu, d. h. das höchſte, unendliche, und durch ſich ſelbſt exiſtirende Weſen, dem Gotte Brahma mittheilte, um ſie den Brahmanen zu überliefern. Rechtmäſsiger Weiſe dürfen allein die Brahmanen dieſen Gürtel tragen, und ſie allein erhalten dadurch die Erlaubniſs, jene Geſetze zu lehren. Die Königliche Caſte oder Kſhetrier und andre tragen ihn zwar auch, aber bey ihnen iſt's bloſse Nachſicht oder Miſsbrauch. Der Haarſchopf, oder Cudumi iſt vollſtändige Ordensübertragung, indem er nebſt dem Gürtel nicht allein die Vollmacht zur Lehre des Geſetzes, ſondern auch zur Opferverrichtung ertheilt. Beyde werden nach Darbringung eines Feueropfers, unter vielen Gebeten übertragen. Wollte ich mich in eine detaillirte Beſchreibung aller dabey üblichen Gebräuche einlaſſen, ſo müſste ich fürchten, meinen Leſern Langeweile zu machen. Die vorzüglichſten Cäremonien bey dieſer allgemeinen Einweihung

*) Ob vielleicht Pythagoras die Myſterien der Zahl neune von hier aus möchte entlehnt haben?

zur Caſte der Brahmanen indeſſen ſind, die feyerliche Zeichnung des göttlichen Nahmens auf die Stirne, von der ich vorhin ſchon redete; die Ertheilung der Mávablätter, welche die Fülle der Fruchtbarkeit und Glükſeligkeit andeuten, der Göttin Lekſmi heilig ſind, oder auch ſie ſelbſt vorſtellen, zur Beſprengung mit dem Reinigungswaſſer; die Abſcheerung der Haupthaare durch den Guru oder höchſten Lehrer, und die Beſtreuung des Geſichts, ſo wie des Haarſchopfs mit Reiſs und heiligem Safran, welcher zuvor dem Gotte Brahma dargebracht iſt. Einige finden Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Gebräuchen und jenen, welche bey der Prieſterweihung unter den Iſraeliten üblich waren *).

Die erſte Weihe erhalten die Brahmanen im ſiebenten Jahre, in welchem ſie nähmlich zu allererſt in das, Brahmaciárituam genannte, Inſtitut aufgenommen werden, als den Zuſtand der Uebung in Erhaltung der Enthaltſamkeit und Keuſchheit. Zum zweyten mahl erhalten ſie im zwölften Jahre ihres Alters die Weihe zur Ehe, da ſie denn aufhören, Brahmaciári zu ſeyn, und Grahaſten werden. Grahaſta nähmlich iſt der Nahme eines heurathenden Brahmanen, durch deſſen Ertheilung er in das zweyte Inſtitut tritt. Die Brahmanen, welche zu dieſen beyden Inſtituten initiirt ſind, müſſen folgende, allen Mitgliedern ihrer Caſte gemeinen, Vorſchriften beobachten.

Erſtens ſind ſie gehalten, das Geſetz zu ſtudiren, darüber unabläſſig nachzudenken, und ſich in Erkläruug deſſelben zu üben. Sie können ferner zwar bey einem gewöhnlichen Opfer zugegen ſeyn, aber weder den Vorſitz dabey führen, noch ſelbſt gewiſſe Opfer verrichten. So lan-

*) Vergl. 2. B. Moſ. Cap. 29. und 4. B. Moſ. Cap. 6. 10. Jene Weihung dauerte ſieben Tage, dieſe drey, doch ſo, daſs noch vier Tage zu den Cäremonien und zur Bereitung des Gaſtmahls nach der Initiirung erfoderlich ſind.

ge ſie im erſten Inſtitute ſind, müſſen ſie vom Almoſen leben. Sie müſſen auf Matten, oder auf bloſser Erde ſchlafen, dürfen nicht Betel käuen, oder ſich nach Art andrer Indier, zur Erhaltung ihrer Geſundheit, nach dem Bade mit Oel einſalben. Es iſt ihnen unterſagt, ſich den Bart zu ſcheeren, oder mit Frauenzimmern in vertraulichen Umgang einzulaſſen. Ja endlich müſſen ſie ſich auch täglich in einem Teiche oder Fluſs baden, und ihre Schamtheile zu Ehren des Lingam, unter vielen Gebeten und Cäremonien beſonders abwaſchen. Dieſe Vorſchriften alle gelten für das erſte Inſtitut.

Das zweyte Inſtitut und alle Brahmanen überhaupt aber ſind verpflichtet, ſich frühe Morgens zu baden; ihrem Gotte täglich ein Opfer zu bringen, das aus Blumen beſteht, Arkjam heiſst, und mit Gebeten verbunden iſt; ſich den göttlichen Nahmen mit dem Tiruniru oder Bhasmam auf die Stirne, die Bruſt und die Arme zu zeichnen; ihrem Götzen Weihrauch anzuzünden, Reis zu opfern, und etwas davon, nach Art eines Almoſens, den Raben hinzuſtreuen. Sie müſſen ſich ferner, zufolge eines ſtrengen Geſetzes, und bey Strafe der Verſtoſsung aus ihrer Caſte und dem Inſtitute, vom Genuſſe des Weins und jedes andern berauſchenden Getränkes enthalten, nicht minder auch des Knoblauchs, der Rüben, Zwiebeln, Eyer, Fiſche, des Fleiſches und alles deſſen, was für belebt gilt, oder Leben hat. Am Abend endlich müſſen ſie die Gebete, das Baden und das Opfer Sandjakarmam wiederholen. Dieſe allgemeinen Regeln und Einweihungsvorſchriften, hindern heineswegs die Grahaſten, ſich mit ihren Gattinnen und Kindern zu beſchäftigen, ihrem etwanigen Handel nachzugehen, ihre Gärten oder Aecker zu beſtellen, und überhaupt ihre Geſchäfte zu verrichten. Von denen aber, die zu Begehung der feyerlichen Opfer der Sonne und des Mondes, zu den Myſterien, zum höhern Prieſterthume, zur Erlernung der Religionsgeheimniſſe, und zu nachmahligen Lehrern derſelben beſtimmt ſind und befördert werden ſollen, gilt folgendes. Sie müſſen nähmlich aus den

angesehensten Familien gewählt werden, dürfen nie heurathen, müssen keinen körperlichen Fehl haben, weder blind noch hinkend seyn, ohne Mangel eines Gliedes, ohne Mahle, dürfen in keinem ungewissen Rufe stehen, blödsinnig seyn u. s. w. Vergehen sich diese Leute in den Jahren ihrer Vorbereitung, so wird ihnen der Haarschopf oder Cudumi abgeschnitten, sie selbst aber werden ihres Standes entsetzt, und vertrieben. Sie werden ferner zwölf Jahre hindurch in dem Tempel ihrer brahmanischen Academie, deren es eine z. B. in Triciur giebt, unterwiesen, und dürfen nicht über den Bezirk ihrer Mauern hinaustreten. Sie müssen mit einem Eide die Geheimhaltung der theologischen und mystischen Bedeutung ihrer Mysterien und Gebräuche angeloben *). Fünf Jahre lang sind sie verpflichtet, ein pythagoreisches Stillschweigen (Mauham) zu beobachten **), und bey der Feyer ihrer Mysterien bedienen sie sich statt der Worte bloss gewisser Zeichen mit den Händen, an welchen allein die Eingeweiheten im Stande sind zu erkennen, was verrichtet werden soll. Gewisse Gebete oder Weihungsformeln, werden mit gedämpfter Stimme hergesagt: daher Mandram, oder die heiligen und verborgenen Gebete, und mandrikunen, oder heimlich und verborgen reden, beten.

Was weiter diese Leute betrift, so müssen sie eben eine solche Lebensart führen, und eben dieselben Vorschriften befolgen, wie die Bramaciári: nur werden sie von den

*) Von Paw glaubt, dass es unter den alten Weltweisen keine Geheimnisse oder Mysterien gegeben habe. Dem aber widerspricht das, was Clemens von Alexandrien aus eigner Erfahrung darüber sagt, *Stromat.* 5. §. 245. und genau mit den Brahmanischen Religionsgrundsätzen übereinstimmt. Unter den Brahmanen giebt es zweyerley Arten von Abtrünnigen, solche nähmlich, welche ihre Caste, und solche, welche ihr Gesetz und ihre Philosophie verlassen. Jene heissen Giàdibrshta, diese Vèdabrhsta.

**) Auch Pythagoras Schüler mussten sich fünf Jahre lang stillschweigend verhalten. S. Clem. Alex. *Strom. Lib.* 5. §. 248.

Einkünften des academischen Tempels unterhalten. Haben sie endlich ihre Studien beendigt, so werden sie entweder Opferpriester, oder Gesetzlehrer. Die ersten heissen Iagnamàn, Somàdri, Somabadi, oder wie gewöhnlich, Pugiàri; die letztern hingegen werden genannt, entweder Guru, d. h. Leute, welche die Wissenschaften, oder die Meynungen und Dogmen der Sekten vortragen, oder Asharja, Leute, welche Formeln und Gebete, oder die Mandras, nebst ihrer Deutung lehren *).

Blos diejenigen, welche die Mysterien der Religion und des Gesetzes lehren oder lernen, werden zur Geheimhaltung derselben verpflichtet, und erhalten den Unterricht darin im Innern der Tempel, nie ausser denselben. Anders aber verhält sich's mit den Wissenschaften, welche in Hainen ausserhalb und um die Tempel her, in Gärten, Vorstädten, und gewissen brahmanischen Distrikten, welche Gràmam heissen, gelehrt werden. In diesen öffentlichen Schulen, oder Kalari, wie sie genannt werden, pflegen sich ein hundert, zwey hundert, auch mehrere Schüler aus verschiednen, doch nicht aus den niedrigsten Casten, einzufinden, und hier erhalten sie denn von Brahmanen Unterricht in der Grammatik, Geschichte, Astronomie, Mythologie und in den populären Theilen der Religion **)

*) Sonnerat Th. 1. Cap. 5. 6. kehrt dies alles zu unterst zu oberst.

**) Von der Einweihung der tibetanischen Lahas zum Lingaminstitute, oder zur Lingamsekte, welche mit der indischen gar sehr übereinkommt, s. das *Alphabet. Tibet. p.* 288. 245. Von den ägyptischen Weihungen handelt Le Paw in seinen *Recherches philos. sur les Egyptiens. T. 2. p.* 42. u. f. wo er aber gegen Warburton Unrecht hat, und manche Berichtigung verdient.

CIADURASHRAMA

von den vier vorzüglichsten brahmanischen Institu-ten und insbesondre von den Samanen.

Es liesse sich durch eine ungeheure Menge von Zeugnissen aus alten griechischen und lateinischen Schriftstellern darthun, dass unter den griechischen, aegyptischen und persischen Philosophen und den indischen Brahmanen würklich eine gewisse Verbindung statt gefunden habe, doch dürfte die Zahl derer, die dies noch itzt bezweifeln möchten, ziemlich geringe seyn: auch habe ich diesen Gegenstand schon an einem andern Orte berührt *), und sonach setzen wir das hier als bekannt voraus, um ohne weitere Umschweife die philosophischen Sekten Indiens näher kennen zu lernen.

Im Wörterbuche Amarasinha, Abschnitt Brahmavarggam, werden, wie ich vorhin schon sagte, vier brahmanische Institute nahmhaft gemacht. Es sind diese: Brahmaciàri oder Brahmadschàri, Grahasta, Và-

*) In der *Grammat. Samscrdam. p.* 23. (Das beste Werk über die Verbindung der übrigen alten Welt mit Indien ist Robertson's Versuch über die Kenntniss der Alten von Indien. *Anm. des Bearb.*)

Tab. VII.



1. Sanyási. nach einem indischen Gemählde im Mus. Borg.
2. Yogui oder Gosvámi . ——————— . ———————

Tab. VIII.



Brahma.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.

naprasta und Bhikshu. Von den beyden ersten ist vorhin schon gehandelt: itzt kommen wir zu den beyden letzten.

Vanam oder Vanandaram bezeichnet im Samscrid eine Wüste, Einöde, Vanauàsam den Aufenthalt in einer Einöde, einem Walde, Felde u. s. w. Vanjen aber einen in Wildheit lebenden Menschen *). Prastà aber bedeutet in eben dieser heiligen Sprache, einen stehenden, oder einhergehenden, daher Vànaprastà ein Mensch ist, der in einer Wüste, Einöde, einem Walde u. s. w. steht oder einhergeht. Diese Erklärung ist aus dem öftergenannten brahmanischen Wörterbuche hergenommen, und stimmt sehr wohl mit demjenigen überein, was ich vorhin von den Samanen gesagt habe.

Es giebt nähmlich eine zwiefache Art indischer Philosophen, die Brahmanen und Samanen oder Gymnosophisten, welche letztern nackend einhergehen, und in Einöden oder auf Gebirgen leben. Diese Vanaprasten oder samanäischen Gymnosophisten halten sich noch itzt, entfernt von allen Bedürfnissen der Gesellschaft, bloss mit einer Schamhülle, einem kupfernen Gefässe und einer Keule versehen, auf einem hohen Berge neben dem Comorinischen Vorgebirge auf, haben daselbst ein Ordensgebäude, und leben in Gemeinschaft der Güter, doch ohne Frauen. Indessen ist's ihnen erlaubt, auch ihre Frauen, wenn sie einmal verehlicht sind, in ihren wüsten Aufenthalt mit sich zu nehmen, nur dürfen sie nicht bey ihnen wohnen, und eheliche Gemeinschaft mit ihnen pflegen. Eine andre, gleichsam klösterliche Wohnung dieser Leute, befindet sich, so viel ich weiss, auf den Vaypurénsischen Gebirgen in Malabarien; doch giebt's ihrer noch mehrere.

*) Diese Wörter können im Samscrid vornean mit einem kurzen oder langen A ausgesprochen werden.

Dieſes Inſtitut iſt urſprünglich ein brahmaniſches. Nach der itzt üblichen Sitte treten die Brahmanen, vierzig oder funfzig Jahre alt, in daſſelbe, da ſie denn zwey und zwanzig Jahre in der Abgeſchiedenheit zubringen, um ſich nachmals desto vollkommner, etwa in ihrem ſiebenzigſten Jahre, wenn ſie es erleben, in das vierte Inſtitut, welches Bhikshu oder Sanjàſam heiſst, begeben zu können.

Die Vanapraſten dürfen, auch wenn die höchſte Noth es heiſchen, oder der König ſie rufen laſſen ſollte, nie in irgend eine Stadt zurückkehren. Gewöhnlich beſteht ihre Speiſe aus Aepfeln, Feigen und andern Früchten, aus Gemüſsen, die ſie ſelbſt anpflanzen, verſchiednen Kräutern und alle dem, was in Wäldern fortkommt; treibt ſie indeſſen die Noth, ſo behelfen ſie ſich auch mit Wurzeln und Baumblättern, und trinken Waſſer dazu. Thiere aber, oder belebte Weſen überhaupt, dürfen ſie nicht genieſsen. Sind ſie ſchwach und krank, ſo werden ſie von ihren Frauen, wenn ſie ſolche haben, bedient, und erhalten von dieſen abgekochte Wurzeln, auch wohl etwas Reis. Des Weins, ſo wie des Genuſſes in der Liebe, enthalten ſie ſich gänzlich. Irgend jemand von ihnen zu berühren iſt das gröſste, ja ein tödtliches Verbrechen, das die Verſtoſsung aus dem Inſtitute nach ſich zieht. Sie ſchlafen auf der bloſsen Erde, und haben ſelbſt bey feuchter oder winterlicher Witterung keine Decke weiter über ſich, als allein das Dach, unter dem ſie wohnen. Sie waſchen ſich nicht, wie die übrigen Brahmanen, ſondern gehen ſchmuzig und ungekämmt einher, mahlen aber die Zeichen des heiligen Nahmens folgendergeſtalt ≡ auf die Stirne, die Bruſt, oder die Arme, oder haben allein das Kuri ·ȯ· an der Stirne. Durch jenes erſtere Zeichen beweiſen ſie ihre Ergebenheit gegen den Shiva, durch das leztere gegen Vishnu.

Sie

Sie haben als Ordensregel die Jamam, von welcher sie Jamanen heifsen; Samanen ist nämlich ein verunstalteter Nahme. Jene Regel enthält fünf Vorschriften, deren erste Satjam heist, und ihnen anbefiehlt, immer die Wahrheit zu reden, zu beobachten und vor Augen zu haben. Die zwote Vorschrift (Ahinsa) verbietet ihnen die Tödtung aller Thiere, auch der kleinsten, ja sie will nicht einmahl, dafs so etwas zufällig oder unbeabsichtigt geschehe, daher, wie sich denken läfst, die Vanapraften die gröfste Sorgfalt anwenden, einem solchen Vergehen auszubeugen. Die dritte Vorschrift, (Astejam) gebietet ihnen gegenseitige Gerechtigkeit, daher sie, auch in der dringensten Noth nichts annehmen, entwenden, oder stehlen sollen. Die vierte Verordnung macht ihnen Enthaltsamkeit in der Ehe, und die strengste Keuscheit zur Pflicht. Die fünfte Vorschrift (Abarigraham) endlich verlangt, dafs sie nach dem Tode ihrer ersten Frau, nicht zum zweyten mahl, nach ihrem Eintritt in dies Institut aber, unter keiner Bedingung heurathen sollen.

Die bisher angeführten Vorschriften betreffen nur das Aeussere des Instituts, folgende aber haben auf das Innere desselben Bezug. Erstens Sausham, oder Beobachtung einer gewissen innern Reinigkeit. Zweytens Sandosham, oder das Streben nach innerm Frieden und innerer Ruhe. Drittens Tabasfa, oder Reue und unabläfsige Anschauung der Gottheit. Viertens Suadjàjam, oder Kenntnifs des Gesetzes und Gebeteherfagung. Fünftens Ishavoròbàsanam, Vergegenwärtigung der Gottheit, oder unabläfsiges Denken an Ishvara oder den Herrn. Die innere Ordensregel, welche diese Vorschriften in sich fafst, heifst Nijamam.

Dies sind nun die Beschäftigungen der Jamanen, welche sich weder mit der Kenntnifs der Physik, Philosophie, oder Astronomie befassen, noch die Erlaubnifs haben, Opfer zu verrichten, sondern durch ihren Eintritt in dies Institut gleichsam auf alles der Art Verzicht thun. Zu

diesem Institute haben ausser den Brahmanen auch andre Casten den Zutritt, z. B. Shûdrer, Vajshjer, und auf der malabarischen Küste werden sogar edle Nayren, oder Krieger zugelassen: doch leben diese Leute, obgleich sie alle ohne Unterschied die eben erwähnten Gesetze und Vorschriften, sobald sie in den Orden treten, anzuerkennen gehalten sind, nicht mit den in diesem Institute sich befindenden Brahmanen zusammen, weil es gegen den ersten Nationalgrundsatz der Indier laufen würde, eine Caste mit der andern zu vermischen. Demnach erhalten nun aber auch die Theilnehmer an diesem Orden aus den niedrigern Casten, einen besondern Nahmen. Sie heissen Prâshniguer, d. i. die äussere Sekte.

Diese äussere Sekte nun hat irgend einen berühmten Mann aus ihrem Institut und ihrer Caste, zum Vorsitzer, Meister oder Guru, ahmt aber im übrigen den Orden und die Ordensregeln der brahmanischen Vanaprasten genau nach. Selten indessen leben die Theilnehmer dieser Sekte in grosser Menge neben einander, vielmehr beläuft sich die Zahl derer, welche in einem Ordenshause oder Madam zusammen wohnen, nur auf sechs, zehen, höchstens auf zwanzig.

Diese Vanaprasten oder Jamanen der brahmanischen sowohl, als der niedrigern Casten, sind es eigentlich, welche jene anmuthige Schilderungen der Waldbewohner veranlasst haben, die in den indischen Schriften nicht selten sind. So heisst es zum Beyspiel von ihnen im Buche Sambhavam: „Die Blendwerke der Welt, die die Sinnen nur täuschen, entfernen sie von sich, und sind reich und glucklich im Bestreben nach der Weisheit, Gerechtigkeit und Wahrheit.“ In einem andern Buche heisst es: „Der König erblickte in der Einöde ein wohl eingerichtetes Ordensgebäude, mit der glücklichsten Lage. Ein nimmer sich wandelnder Frühling und die höchste Milde des Himmels breiteten sich aus über die Gegend. Röthliche, immer jung hervorsprossende Blumen erfüllten mit Wohlge-

rüchen die Luft, und gleich des Kunſtverſtändigen Lied, tönte der Käfer Geſumſe, die mit funkelnden Flügeln durch die Lüfte dahinflogen. Innerhalb des Gebäudes wohnten Vanapraſte nud Munis.' Rein von jeglichem Fehl waren ihre Geſinnungen und Wünſche, und unabläſsig beſchäftigte ſie der Gedanke an die Gottheit. Bald wetteiferten ſie unter einander, welcher von ihnen durch Lieblichkeit der Stimme, Sanftheit des Tons und Deutlichkeit des wörtlichen Ausdrucks vorzüglicher den Herrn im Geſange zu erheben vermöchte. Bald wieder ſammelten ſie alle ſchweigend aus heiligen Schriften die Saat der wahren Weisheit; bald handelten ſie mündlich dieſe und die Gerechtigkeit ab. Die Nacht, welche in vier Jàmam, oder Wachen getheilt iſt, wachen ſie der Reihe nach abwechſelnd durch, unabläſſiig darauf ſinnend, welches der einzige Weg ſey zum Himmel, die Art und Weiſe zur ewigen Glückſeligkeit zu gelangen, und die Art hieniden die Gottheit zu loben. Als der König dieſe erblickte u. ſ. w."

Hieher gehört auch das, was Porphyrius und Strabo *) von den Samanen erzählen, und welches ſich faſt alles noch gegenwärtig eben ſo verhält. Daher es unrichtig iſt, wenn Sonnerat und andre Reiſende verſichern, die brahmaniſchen Einrichtungen hätten ſich ſehr verändert, und die Geſetze, wie die Gewohnheiten dieſer Caſte, ſeyen in Verfall gerathen.

Das vierte und vollkommenſte Inſtitut endlich, iſt das der Bhikshu oder Sanjáſi. Die erſte Benennung bezeichnet einen Menſchen, der um ein Almoſen bittet: Sanjáſi aber denjenigen, welcher alles verläſst. Beyde Benennungen kommen alſo in ihren Bedeutungen ſehr mit einander überein. Sind die Vanapraſten unter ihren Büſ-

*) Der erſtere in ſeinem Werke *de abſtinentia. Lib.* 4. der andre im 15ten Buche ſeines geographiſchen Werkes nach dem Bericht Megaſthenes.

fungen zwey und fiebenzig Jahre alt geworden: fo kehren einige von ihnen wieder zu ihrem Eigenthume zurük, und werden von den Ihrigen geachtet. Diejenigen hingegen, welche verehrt und von den Menfchen bewundert werden wollen, entfagen in Gegenwart des grofsen Meifters ihrer Frau, ihren Kindern, und ihren Gütern. Aus dem Ertrag diefer leztern, wenn folche da find, werden Frau und Kinder unterhalten, im Fall des Mangels aber, aus den Einkünften des Staats, einer Stadt, oder eines Tempels. Hierauf richtet der Guru oder grofse Meifter eine Ermahnung an den neuaufzunehmenden Sanjáfi, deren Gegenftand die Bufse, und die Vortrefflichkeit des Inftituts zu feyn pflegt. Ift diefe beendigt, fo wird das Homamopfer verrichtet, und dann in Gegenwart vieler Brahmanen und Betenden, dem Novizen der Haarfchopf oder Cudumi abgefchnitten, um dadurch zu bezeichnen, dafs er alles verlaffen habe, und aus dem Amte eines Opferpriefters getreten fey. Nachdem legt er feine bisherigen Kleider ab, und erhält, wenn er fein Bekenntnifs abgelegt hat, ein Stück gebleichte Leinewand, welche ihm fogleich unter Gebeten angelegt wird. Diefe Kleidung mufs der Sanjáfi, weil fie als heilig angefehen wird, felbft wafchen und nicht zu diefem Endzweke einem Andern übergeben. Hierauf weihet der grofse Meifter ein kupfernes Gefäfs ein, und giebt es dem Initiirten, welcher fich mit dem darin befindlichen Waffer die Schamtheile wäfcht, und weiterhin immer einiges Waffer drin halten mufs, um mit demfelben die ihm als Almofen dargebrachte Speifen, bevor er fie geniefst, abzufpülen und zu reinigen. In die rechte Hand giebt der Guru dem Schüler einen Stab oder Knüttel, welcher fieben natürliche Aefte oder Knoten haben mufs, als Erinnerung an die fieben vorzüglichften Mahá Irushi, d. i. heiligen und alten Anhänger einer befchauligen Lebensart, oder Lehrer. *)

*) Diefe fieben Irushi find fieben gröfsere Planeten, welche das Wörterbuch Amarafinha in erften Abfchnitte näher befchreibt. S. auch Strabo *Lib.* 15.

Diese sieben Heiligen wurden lebendig in den letzten und eigentlichen Himmel (Satjalògam) versetzt, und werden dort als Götter verehrt. Jene sieben Knoten, ja den ganzen Stab, welcher Dandam heisst, und gleichsam als ein Geschenk der Gottheit hochgehalten wird, muss der Sanjasi täglich frühe Morgens mit dem Wasser aus dem vorhin beschriebenen kupfernen Gefässe, benetzen, dafür steht er sich aber auch durch diesen Stab von allen bösen Geistern und ihren Nachstellungen befreyt.

Die Sanjàsi tragen gemeinhin ein Tigerfell über die Schulter, weil auch der Gott Shiva als Krieger *) ein solches trug. Mit diesem Felle bedecken sie sich, oder sie schlafen drauf. Sie bereiten sich nie eine Speise über dem Feuer, sondern betteln von Thüre zu Thüre, zuweilen ohne etwas zu sagen, sondern mit blosser Vorstreckung der Hand gegen die, welche vorübergehen, oder sich in ihrem Hause befinden. Andre bringen ihr Leben in einem Tempel zu, und zwar mit dem Anscheine, als wären sie stumm und unbeweglich. Solche erhalten von den benachbarten Brahminen Reis, Früchte, Wurzeln, Aepfel, Feigen und Kräuter. Wohin dergleichen Leute sich begeben, da werfen alle, die zugegen sind, sich vor ihnen nieder, und eben dies geschieht auch von denen, welche zu ihnen kommen, wenn sie sich unbeweglich verhalten.

Uebrigens gehen die Sanjàsi in keine Tempel zur Andachtsverrichtung; sie opfern nicht, wohnen auch keinen öffentlichen Festen, oder feyerlichen Opfern bey, zeichnen sich aber durch ihre langen Nägel aus, die sie nie beschneiden, und welche ich öfter in solcher Grösse gesehen habe, dass sie um die Hand herabgebeugt waren. Einige scheeren zuweilen ihren Bart und ihr Haupthaar, andre aber thun das nie. Nicht alle salben sich mit Oel.

*) Man vergl. das, was Macrob. *Saturnal. Lib.* I. 20. vom Herkules sagt.

Sie käuen weder Betel, noch mahlen sie sich das heilige Zeichen auf die Stirne, dagegen aber baden sie ihren Leib drey Mal am Tage, und bestreichen hernach ihre Stirne und Brust mit dem Staube von gedörretem Kuhmist. Ihre Gedanken dürfen, wie die Brahmanen erzählen, nie auf sichtbare und erschaffne Dinge gerichtet seyn, sondern müssen allein Gott, das Wesen der Wesen, und den höchsten, unendlichen, durch sich existirenden Herren, oder den Parábrahma zum Gegenstande haben, daher sie denn auch keine mündlichen Gebete hersagen, und keinen Opfern beywohnen, die andern Göttern dargebracht werden.

Ihre Ordensregel, Verpflichtung und ihr ganzes Bestreben besteht im Kampfe gegen die Begehrlichkeit (Kàma), den Zorn (Krodham), den Geiz (Lobham), den Stolz und Dünkel (Madam), gegen alle Begierden (Mòham), und gegen die Rachsucht (Maltsaram). Diese Leidenschaften und Laster nennen sie Vishendrianguel, d. i. ihre Verfolger und sinnlichen Feinde. Bey dem Absterben dieser Leute, weint Niemand, weil sie für höchst glückselig gehalten werden. Sie gelangen geraden Weges zum Himmel, und sind frey von den Wanderungen der Seele. Uebrigens werden sie sitzend mit zusammengeschlagenen Händen und Füßen begraben, und ihr Grab wird ringsum mit Salz angefüllt. Der Kopf aber des Verstorbnen wird mit einer Cocosnuß zerschlagen, und Stückchen des Gehirns werden als Reliquien an die Umstehenden ausgetheilt.

Wer diesen einmal angenommenen Orden verläßt, oder sich gegen die Verordnungen desselben vergeht, wird vertrieben, seiner Würde verlustig erklärt, und muß die Schmach einer öffentlichen Infamie tragen. So wurde im Jahre 1782 ein Sanjási zu Ambalapush, welcher mit einem scheinheiligen Frauenzimmer in zu genauer Freundschaft gelebt hatte, vom Könige von Travancor, auf Bitten der Brahmanen, aus Toyala und dem Königreiche vertrieben.

Dies alſo ſind die ächten, urſprünglichen brahmaniſchen Inſtitute oder Orden, welche ſchon ohngefähr tauſend Jahre vor der Geburt Chriſti vorhanden waren, und die Alexander der Groſse auf ſeiner Unternehmung gegen Indien als längſt gegründet vorfand. Wollte man dieſe nun, ſo kurz auch immerhin ihre Beſchreibung hier ausgefallen ſeyn mag, mit den Inſtituten, der Religion, Lebensart und Philoſophie der tibetaniſchen Lahis, des groſsen Lahma, der alten Sineſiſchen Sekte Laokiam, der Tiruvamshas und Gonis oder Ceylaniſchen Prieſter, der Peguaniſchen und Siamiſchen Talapoynen, ja mit den Grundſätzen, der Religion und Lebensart der Japoneſen vergleichen; würde man den einem jeden Himmelſtriche eigenthümlichen Volksaberglauben davon abſondern, und die hier oder da insbeſondre eingeriſsnen Miſsbräuche und Ausartungen, von der urſprünglichen Lehre und Philoſophie trennen: ſo hoffe ich, würde man mit mir darin übereinkommen, daſs dieſs alles aus einer Quelle, und zwar aus Indien hergefloſſen ſey, daſs ſich hier die urſprüngliche Grundlage davon befunden habe, und daſs man demnach von dieſem einzigen Standpunkte aus, die Entſtehung aller jener Irrthümer und Gewohnheiten, entdecken und darthun könne.

Auſſer den bisher beſchriebnen, giebt es der philoſophiſchen Orden und Sekten freylich noch mehrere, und zwar ſo viele, daſs es dadurch ſchon unmöglich wird, ſie alle zu beſchreiben, aber ſie werden die äuſſern genannt, und obwohl ſie mehrentheils brahmaniſche Stifter gehabt haben, ſo laſſen ſich doch nur ſelten, oder nie Brahmanen in dieſelben aufnehmen, weil ſie gewöhnlich eine Lebensart vorausſetzen, die dem gemeinen Volke, und ſolchen Leuten angemeſſen iſt, welche ſich dem Aberglauben ergeben.

Von der Sekte der Limgamverehrer, iſt ſchon vorhin geredet.

Die Volksſekte der Büſsenden, welche Tader heiſſen, wurde vom Vishnu gegründet, und beſteht aus Männern, die zur Caſte Shudra gehören. Wenn der Guru die Leute in die genannte Sekte aufnimmt, ſo wird ihnen ein Blaſehorn aus rothem Eiſen, oder Ciangu, auf die linke Schulter gegeben, und eine hölzerne Krone, oder eine Tularſipflanze auf den Kopf geſetzt. Hierauf verlaſſen ſie ihre Weiber und Kinder, und verrichten in Städten, Wäldern oder Dörfern Staunen erregende Uebungen der Buſse. Einige z. B. umfaſſen mit aufgehobenen Armen einen Baum, und laſſen ihn nie mehr loſs. Andre bringen ihr Leben in einem eiſernen Käfigt zu. Noch andre gehen mit Ketten belaſtet einher, und wieder halten einige ihre Hände in eine Fauſt verſchloſſen, ſo daſs ſie dieſelben nachher nicht mehr zu eröfnen im Stande ſind. Ich ſelbſt habe zween dieſer Leute geſehen, deren Arme erhoben und ausgetrocknet waren, auch nicht mehr herabgelaſſen werden konnten; ja, ein dritter hatte ſogar eine groſse eiſerne Kette an ſeinem Geſchlechtsgliede befeſtigt, und ſchleppte ſie hinter ſich her. Solche Leute heiſsen Fakirn, oder Jogui *).

Diejenigen Büſsenden, welche Dacambaram heiſſen, aber eigentlich Jogui ſollten genannt werden, leben allein von Almoſen, und leiden, da ſie beſtändig nackend einhergehen und reiſen, vom Hunger, noch mehr aber vom Durſte. Demohngeachtet bewahren ſie nichts für den nächſten Tag auf, und waſchen eben ſo wenig ihren Körper, als ſie ihre Nägel beſchneiden. Was ihnen dargebothen wird, verzehren ſie, und ihr nächtliches Lager iſt die

*) Dieſer Leute gedenkt STRABO *l. c.* SONNERAT a. a. O. *T. I. phap.* 5. CLEM. ALEX. *Stromat.* 4. 27. u. a.

die Erde mit übergebreiteter Decke. Dieſe Leute werden für die gröſseſten Büſser gehalten, und erregen nicht nur bey den Europäern, ſondern ſogar bey ihren Landsleuten Bewunderung. Uebrigens ſind dieſe Sekten nach dem dritten und vierten Brahmanenorden gebildet.

SAMBHAVAM,

oder die Entſtehung der Welt und der Dinge, nach dem Syſtem der Indier.

Nach der bisher gegebnen kurzen Schilderung der verſchiednen indiſchen Opfer und Inſtitute, erfordert's die Ordnung der Dinge, nun auch die Grundlage der ganzen indiſchen Lehre in einem Ueberblik zuſammen zu faſſen.

Vorzüglich berühmt und bekannt in ganz Indien iſt ein Werk, das den Titel Sambhavam, d. i. die Entſtehung aller Dinge nach dem indiſchen Syſteme, oder Puránam, d. h. die alte indiſche Geſchichte, führt *). Es giebt eine Ueberſetzung deſſelben aus der heiligen Schriftſprache in die Samſcrid - malabariſche Volksſprache, welche die öffent-

*) Von dieſem Werke ſ. den Sonnerat *T.* 2. 37. der Ausgabe in 8. die *Aſiatick Reſearches. T. I. On the literature of the Hindus. p.* 341. Die *Lettres édifiantes. T.* 26. *p.* 221. *à Paris.* und den *Catalogus codicum manuſcriptor. Bibl. reg. Pariſiis.* 1739. *p.* 434. *No.* 83.

liche und entſcheidende Billigung aller Malabaren erhalten hat. In derſelben heiſt's nach einer Anrufung der Götter und nach einem Prolog folgendermaſsen.

„Als der König ihn (den Aſceten Védavjáſen, den Gründer des indiſchen Geſetzes) wiederholentlich gebeten hatte, er möchte ihm die Entſtehung der Dinge bekannt machen: da redete zuerſt folgendermaſsen Pajshen *), welcher erzeugt war aus dem Verſtande der wahren und unendlichen Weisheit des Geiſtes von Parabrahma:" „Dem Dekshen, einem Sohne Dháda's **), wurden ſechzig Söhne gebohren, die ſeinen Verſtand und ſein Inneres in heftige Bewegung ſetzten. Unter den Söhnen, welche Adidi, (die Mutter der Götter) gebahr, befindet ſich Surjen, (d. i. die Sonne). Manu ***) iſt der Sohn dieſes letztern; ſo wie Nilen wieder ein Sohn Manu's. Dem Nilen ward durch's Geſchick ein weibliches Kind gebohren †), und dieſe brachte den Virincen mit drey Augen zur Welt. Vom Virincen ward Ciandra ††) gebohren, und der Sohn dieſes letztern war Budhen (oder Merkur). Er liebte ſchon im jugendlichen Alter ein noch

*) Der Gefährte des aſcetiſchen Védavjáſen.

**) Dháda iſt Brahma, von dem ich's weiterhin unwiderleglich darthun werde, daſs er ein Symbol der Erde oder Materie ſey.

***) Andre nennen ihn Menu. Er iſt der erſte dieſes Nahmens, und ſcheint verſchieden zu ſeyn von demjenigen, welchen Vishnu aus der Fluth rettete.

†) Man kann auch überſetzen: „Nilen ward durchs Schickſal in ein weibliches Weſen umgebildet, und von dieſem wurde Virincen mit drey Augen gebohren."

††) Ciandra iſt der Mond, und männlichen Geſchlechts.

jüngeres Mädchen, und dieses trafen die Wünsche des Budhen. Dies junge Mädchen gebahr sieben Söhne, und zuerst unter diesen den Puru, welcher gleichfalls mit allem Anstande einem jugendlichen Mädchen beywohnte. Sein Sohn war der König Ajussa, welcher einige Jahre hindurch die irdische Welt beherrschte, und den Nahusha zeugte, der wieder zum Sohne den Nahushden hatte. Jajádi, der Sohn dieses letztern endlich, vermählte sich mit der Tochter des Hesychasten Shukra *), Nahmens Dévajáni.

Die zweyte Tochter des Brahaspadi oder des Planeten und Hesychasten Jupiter, welcher die guten Söhne der Adidi (das sind die guten Genien) führte, Nahmens Sharmishda, war die andre Beyschläferin des Königs Jajàdi. Beyde Frauenzimmer gebahren zusammen fünf Söhne, Dévajàni nähmlich den Jadu, und Druvushja; Sharmishda aber den Druhju, Anadruhju, und den trefflichen Puru. Die gesegnete Nachkommenschaft des Jadu sind die Parajàdenmar (ein Geschlecht, eine Nation oder Caste), die Nachkommen des Puru hingegen, welcher das Zeichen des väterlichen Fluches nicht davon trug, sind die Pauravenmar (ein andres Geschlecht, eine andre Nation, oder Caste)."

Auf diese Art fährt nun das genannte Werk fort, bringt eine Menge von Geschlechtsregistern bey, und giebt Nachricht von der heftigen Eifersucht jener beyden Weiber gegen einander, so wie von dem Hasse, der Feindschaft, den Ueberlistungen und Auswanderungen der Söhne dieser Frauenzimmer nach verschiednen Reichen **). Für itzt

*) Shukra ist der Planet Venus, männlichen Geschlechts, und Führer der Söhne der Göttin Adidi, oder der bösen Genien, Titanen, Giganten.

**) Vorzüglich wird dies in dem Gesange Dévajàmibhàgjam des Buches Sambhavam erzählt.

aber ſey es mir erlaubt, einige Anmerkungen zu dem eben beygebrachten Fragment des Buchs Sambhavam hinzuzufügen.

Gleich aus dem Beginn dieſes Fragmentes leuchtet es ein, daſs die Indier in ihren Büchern einen einzigen, wahren, unendlichen, und höchſtweiſen Gott anerkennen, welchen ſie Parabrahma nennen *). Zur Beſtätigung dieſer Behauptung ſetze ich folgende Stelle aus einem gröſſern Auffatze her, der von den göttlichen Eigenſchaften der Anbetung Gottes, und der Art und Weiſe ſeiner Regierung handelt, und welchen mir i. J. 1779 der Brahmane Ciangra Govinda in die Feder ſagte. Sie lautet alſo:

„Deine Einſicht und dein Verſtand, o Gott! iſt gleich dem Lichte des Mondes, das weder glühet noch dunkel, ſondern ſanft, und dennoch hell iſt. Dies iſt bloſs eine Aehnlichkeit, aber nicht das Weſen deines Verſtandes. Du biſt das wahre, immer glückliche, ewige und unwandelbare Licht der Zeiten und Gegenden. Deine Weisheit erkennet tauſend und mehr Geſetze, und dennoch handelt ſie immer frey und ihrer Ehre gemäſs. Du warſt früher da als alles, dem man Verehrung erweiſst; dir ſey Lob und Anbetung! Du allein biſt der würklich glückliche, immer ſelige Bhagavân. Du biſt das eigentliche Weſen aller Geſetze, und die Form aller Weisheit; dir, Parabrahma ſey Lob und Anbetung! Du, der du

*) Haxleden ſagt in ſeinem angeführten Wörterbuche: *Brahmam a ſciencia da ley, auſteridade, penitencia. Item Tatvam o verdadeiro ente ſuperior, que chamão Parabrahmam.* Auch der Pater Johannes de Brito ſagt in ſeinem handſchriftlichen Werke, das den Titel führt: *Breve noticia dos erros que tem os gentios da India*, zu Anfange des Cap. I. *Eſtes meſmos tem definido, que ha hum ſó deos, o que ſe chama Parabrahma, que quer dizer excellentiſſima, e ſuperior ſciencia, e eſte dizem ſer a letra etc.* Vergl. auch den erſten Vers des Buchs Màgha. p. 66. meiner *Grammat. Samſcrd.* den Strabo. *Lib.* 15. und den Porphyrius a. a. O.

vollam warſt, was da iſt, du biſt der Zeuge des Univerſums; und erhältſt alles; dir ſey Lob und Anbetung! Die Sonne, der Aether, Brahma, Narajana, d. i. Vishnu, und Rudra als Götter, ſind nur Erfindungen der Menſchen und Körper, und vermögen nicht in deine Geheimniſſe zu dringen. Wir ſelbſt aber ſind immer betrübt, ſchwatzen immer, und forſchen, weil wir deine Geſtalt nicht kennen, und dich weder einzuſehen, noch zu beſchreiben im Stande ſind.“

Als ich den genannten Brahmanen fragte, auf welche Art Gott die Welt regiere, erwiederte er mir: Sattájtta, cittaita, anubamamaitta, d. h. „Durch ſeine Subſtanz und ſein Weſen, durch ſeine Einſicht und ſeinen Willen, durch eine Kunſt und Weiſe, der nichts zu vergleichen iſt.“

In den brahmaniſchen Schriften wird Parabrahma hin und wider durch folgende Attribute charakteriſirt: Svadaſal oder Svadaſatta, der durch ſich iſt, oder das durch ſich exiſtirende Weſen; Anádi, der ohne Anfang iſt; Ashariri, der körperloſe; Abaricédi, der unbeſchreibliche; Sarvaciárutvam, die ganze Vollkommenheit; Sarvakáram, die allgemeine Urſache; Shástáva, der Rächer; Srshdàva, der Schöpfer; Advaja, der ſich ähnliche, der keinen andern neben ſich, oder ſeines gleichen hat; Parama, der wohlthätige; Karunnanidhi, der Schatz der Barmherzigkeit. Zwar werden freylich einige dieſer Attribute, in eben denſelben brahmaniſchen Schriften, dem Gotte Shiva beygelegt; aber wenn Shiva, wie ich's weiter unten unwiderleglich darthun werde, das Feuer oder die Sonne iſt, ſo werden einige dieſer Eigenſchaften, nähmlich der erzeugende und vernichtende, der Sonne beygelegt, in ſo ferne ſie ein Symbol des wahren Gottes iſt. Ja, würden auch alle dieſe Eigenſchaften dem Gotte Shiva beygelegt, was ſich indeſſen gar nicht ſo verhält: ſo würde dennoch daraus nichts weiter folgen, als daſs die Indier den Shiva, d. i. die Sonne oder das Feuer

zu einer Gottheit machten, nicht aber, daſs ſie die Einheit Gottes leugneten. Dies würde auch gar mit dem nicht übereinſtimmen, was ich vorhin aus den Schriften der Indier ſelbſt beygebracht habe, und mit der obenangeführten Meinung vom Gotte Parabrahma, ſo daſs wir es überhaupt als gewiſs und erwieſen annehmen können, daſs die Indier einen einzigen, wahren Gott durch die Natur anerkennen. Freylich reden ſie von verſchiednen Gottheiten, doch, haben ſie einen Schaden erlitten, befinden ſie ſich in Gefahr, müſſen ſie etwas rechtlich bekräftigen, oder fühlen ſie ſich endlich dem Tode nahe, dann rufen ſie alle aus: udaja tamburane, ein Ausdruck in der gewöhnlichen malabariſchen Sprache, der ſo viel ſagt, als: O wahrer und eigenthümlicher Gott! Dann richten ſie ihre Augen gen Himmel, berufen ſich auf ſein Urtheil und ſeine Gerechtigkeit, leiſten an den Thüren des Tempels im Nahmen des allſehenden und allwiſſenden Gottes ihren Eyd, und nehmen ihn andern ab u. ſ. w. *)

Dieſes höchſte göttliche Weſen Parabrahma, oder wie Norbert, Anquetil du Perron und andre es nennen, Karta, welches wie Ishvara einen Herrn bezeichnet, ertheilte nun dem Gott Brahma die Macht zu ſchaffen; dem Gotte Vishnu das Vermögen, das geſchaffene zu erhalten; dem Gott Shiva aber die Macht, alles zu ver-

*) Dem allen zufolge thut man ſehr unrecht, wenn man die Indier zu Materialiſten, Spinoziſten, oder Atheiſten macht. Auf welche Weiſe aber Parabrahma die Welt erſchaffen habe, das erzählen die Engländer zu Calcutta in ihren *Aſiatick reſearches T. I. p.* 244. u. f. ganz der Wahrheit gemäſs aus dem brahmaniſchen Buche Manava ſhâstram. Man vergleiche auch, was ſie p. 245. des angef. Werks aus dem Buche Bhagavadam beybringen. Dies ſtimmt genau mit demjenigen überein, was Ildephons im erſten Capitel ſeines ſonſt ſchon angeführten handſchriftl. Werks, nach dem brahmaniſchen Syſtem, von der Weltſchöpfung, und dem, Andeszamotta genannten, Ey erzählt, und aus dem Pacunar, einem malabariſchen Dichter, weitläuftig beſtätigt.

nichten. Da diese drey Götter Brüder *) und Gatten der Göttin Parashákti, oder der höchsten Tugend — denn das bezeichnet jener Nahme — sind: so leuchtet schon daraus ein, dafs das Prinzip der brahmanischen Religion selbst, allegorisch ist, und dafs man demnach ernstlich auszumitteln suchen müsse, wer diese Götter sind, welche als Brüder und zugleich als Gatten der Göttin Parashákti anerkannt werden. Als ich in dieser Absicht den vorhingenannten Brahmanen fragte, welches wohl die wahren und eigenthümlichen Eigenschaften dieser drey Götter wären, so erwiederte er mir: Praduvi oder die Erde, welche zwar an und für sich gar nichts, mit Hülfe der Sonne und des Wassers aber alles hervorbringe, sey die Natur und Eigenschaft des Gottes Brahma; Appu oder das Wasser mache, als ein feuchtes und zur Erhaltung geschicktes Element, die Natur und Eigenschaft des Gottes Vishnu aus; Aghni endlich oder das Feuer, sey die Natur und Eigenschaft des Gottes Shiva, welcher alles zertrümmert, verbrennt, verzehrt, und das, was seine beyden Brüder Brahma und Vishnu auf der Erde geschaffen, und im Wasser erhalten haben, vernichtet.

Aus dieser Idee nun, welche ich weiter unten unwiderleglich begründen werde, leuchtet es auf's neue deutlich genug ein, dafs die brahmanische Religion allegorisch sey, und dafs die Götzen Brahma, Vishnu und Shiva, als eigentliche Symbole der indischen Religion, schon in und bey ihrer Entstehung vorhanden waren. Als ich meinen Brahmanen nun weiter fragte, welches denn das Geschäfte des Karta oder Parabrahma sey, da die Schöpfung, Erhaltung und Vernichtung der irdischen Dinge schon auf jenen drey Göttern beruhe, und sonst nichts in dieser Welt nothwendig zu seyn scheine? so erwiederte er:

Karta,

*) So, nicht aber Söhne, scheint es heifsen zu müssen, wie der weitere Verfolg es darthut. Anmerk. des Bearb.

Karta: Ishvara, oder Parabrahma, der Herr, als höchstes, durch sich existirendes Wesen, befinde sich in jenen drey Göttern und allen ihren Handlungen auf die Art, wie unsre Sonne in einem mit Wasser angefüllten Gefäſse vorhanden sey, und erblickt werde, obgleich sie sich dennoch nicht würklich in dem Gefäſse befinde. So viel von Gott und der Welt!

Ferner ist noch in Bezug auf das vorhin gegebne Fragment des Buchs Sambhavam zu merken, daſs, zufolge des Wörterbuchs Amarasinha, das Wort Dhâda dem Gotte Brahma als Epithet beygelegt werde, und einen Vater bezeichne. Wenn daher, wie ich vorhin schon angedeutet habe, der Gott Brahma die Erde ist, so folgt daraus, daſs Deksha oder Dekshen, welches einen ämsigen Menschen andeutet, ein Sohn der Erde sey, und daſs auf diese Art auch die Brahmanen es glauben, daſs der erste Mensch aus Erde gebildet, oder ein Sohn dieser sichtbaren Erde sey.

Adidi heiſst in jenem Fragment eine Mutter aller Götter. Sie gebahr den Surjen oder die Sonne, einen der vorzüglichsten indischen Götter, wie schon im vorhergehenden bemerkt ist. Surjen zeugte den Manu oder Menu, den ersten König der Indier, welcher kein andrer zu seyn scheint, als der ägyptische Menes. Von diesem rühmen sich die Indier, ihre bürgerliche Einrichtungen erhalten zu haben, und noch itzt giebt es ein Buch unter seinem Nahmen, das den Titel Manusmrdi führt, und die Denkwürdigkeiten des Manu, oder das System der indischen Gesetze enthalten soll *). Manu, der auch Satjavarta, d. i. der gerechte Mann, heiſst, wurde vom Vishnu, wie das Buch Bhagavadam erzählt, zur Zeit seiner

*) Von diesem Buche sehe man die *Asiatick Researches*. *T. I. p.* 352.

ersten Menschwerdung, aus einer allgemeinen Wasserfluth errettet, so dass man ihn mit Recht für den Noah halten darf *).

Im Verfolg des genannten Fragments wird erzählt, dass der Mond und Merkur gebohren wurden, wie auch weiterhin, dass die Planeten Jupiter oder Brahaspadi, und Shukra oder Venus, die Lehrer und Führer der Gestirne oder Hesychasten, der Asceten, Titanen, Giganten, Genien, der guten und bösen Geister, oder der Halbgötter waren. Die Götter, Genien oder Halbgötter kämpften unter einander, und erregten, theils wegen des Segens, theils aber auch wegen des Fluchs, den sie von ihrem Vater erhalten hatten, Kriege, begaben sich in verschiedne Gegenden der Erde, bildeten mancherley Stämme, u. s. w. Dies alles beweisst, dass die Schriften der Indier aus Fabeln und der wahren Geschichte zusammengesetzt sind. Einiges scheinen sie durch die Ueberlieferung von den alten Patriarchen erhalten, andres aus der Astronomie genommen, und daraus jenes ungeheure und dunkle Chaos, unzähliger, wahrer sowohl, als erdichteter Geschichtsbegebenheiten gebildet zu haben. Es lohnet der Mühe wohl, über die Entstehung derselben Nachforschungen anzustellen, aber die Gefahr zu irren ist auch nirgend grösser, als hier. Um indessen meinem Versprechen treu zu bleiben, will ich hier den Beweis davon zu führen suchen, dass die Indier ihr irdisches politisches und bürgerliches, religiöses und mythologisches System, nach dem System des Himmels geordnet haben.

Dass die Indier die Sonne und den Mond anbeten, und ihnen opfern, ist schon vorhin dargethan, wie auch dies, dass sie ihre Könige von jenen beyden Gestirnen benennen. Im ersten Verse des Buchs Bhagavadam, welches ein

*) S. die *Asiatick Researches.* S. 230.

heiliges indisches Werk ist *), heisst es: „Würdig und werth der Bewunderung ist die Grösse des Stammes, würdig sind die Thaten beyder Nachkommenschaft, der Könige nähmlich, die von der Sonne und dem Monde erzeugt werden, wie er selbst (der verehrungswürdige Mann) sie erzählt.“ Auf gleiche Weise drückt sich das Buch Sambhavam an der oben angeführten Stelle aus. Die indischen Könige sollen demnach also von der Sonne und dem Monde abstammen, und eben diesen Ursprung hat auch die Familie Jadu oder Jedu, in welcher der Gott Krshna, oder Vishnu bey seiner Menschwerdung unter der Gestalt des Königs, Krshna, gebohren wurde, wie der zweyte Vers des Buchs Bhágavadam erzählt.

Das indische Budha ferner und das ägyptische Thout bezeichnet, wie ich an einem andern Orte zu beweisen gesucht habe, eine und dieselbe Gottheit, und zwar den Merkur. An eben der Stelle glaube ich auch, es gegen Bailly dargethan zu haben, dass die Indier ihre Zeitrechnung von der Himmelwelt hergenommen, d. h. von den Jahren der himmlischen Geister oder Genien, welche die Planeten und Gestirne regieren. Uebrigens ist es gewiss und keinem Zweifel unterworfen, dass die Indier in ihrem System, die Räthe und Lehrer der Könige, die Hesychasten, Bonzen und Philosophen von den Planeten und Gestirnen herleiten, welche um die Sonne und den Mond her stehen, dieselben gleichsam schweigend betrachten, und das Licht und ihre Kraft von ihnen erhalten, ja, dass sie endlich die Planeten, als die Erde belebende Wesen, als Erleuchter der übrigen Gestirne, als Stifter der indischen Sekten, und als Gründer der Gesetze und Völker ansehen **).

*) Mehr von diesem Werke findet sich in meiner *Grammat. Samscrdamica.*

**) Sonnerat sagt *T. I. chap. 2. S.* 220. in Bezug auf die indische Astronomie. *A onze cents milles au dessus de Saturne est le ciel de sept Richys*, und in einer Anmerk. fügt er hinzu. *Ce sont des grands Patriarches: ils forment la constellation que nous appel-*

Zum Beweiſe, daſs die Indier jene genannten verdienten Männer von den Planeten und Geſtirnen benennen, mögen folgende Beyſpiele dienen. Der indiſche Budha heiſst im öfter genannten indiſchen Wörterbuche, Munindra, d. i. der Vorſteher der Heſychaſten, oder ſolcher Leute, die ſich einem beſchaulichen Leben gewidmet haben. Ferner heiſst er Shadhabigna, oder der Beſitzer von ſechs Wiſſenſchaften, denn ſo viele nehmen die Indier an. Dann heiſst er auch der züchtigende, oder lehrende Heſychaſte. So heiſst ferner Shukra, oder der Planet Venus, ein Dichter und Lehrer der Götter oder böſen Genien, ja, es wird von ihm erzählt, daſs er Söhne, und überhaupt eine Familie habe. Brahaſpadi oder der Planet Jupiter, heiſst der belebende, der Guru oder Lehrer, und der beredte. In dem Buche Sambhavam, werden die Kriege weitläuftiger erzählt, welche die Titanen, oder guten und böſen Genien, dieſe Lenker der Geſtirne unter einander geführt haben, und bey dieſer Gelegenheit wird denn auch gemeldet, daſs diejenigen, welche dieſen gröſsern Planeten, wie dem Merkur, dem Jupiter und der Venus, nicht Gehorſam leiſten wollten, mit dem Fluch belaſtet wurden. Eben ſo heiſst es auch im Buch Bhágavadam, daſs der tapfre Ráma ein Sohn des Sterns Rohini geweſen ſey.

Dieſe Belege, ob gleich ich deren mehr beybringen könnte, werden zur Beſtätigung deſſen hinreichen, daſs

lons la grande ourſe Ebendaſelbſt wird auch geſagt, daſs andre Geſtirne nach der Meynung und Lehre der Indier, Giganten ſeyen. Obwohl nun Sonnerat hier auf eine lächerliche Art die Geſtirne Patriarchen nennt, und jene ſieben Richys eigentlich Irshi oder Muni d. h. Heſychaſten, Aſceten, Leute, die ſich einer beſchaulichen Lebensart gewidmet haben, hätten heiſsen ſollen; und obgleich es ſo gewiſs eben nicht iſt, daſs dieſe den groſsen Bären ausmachen: ſo leidet doch die auch von uns vorgetragne Hauptſache keinen Zweifel weiter.

die Indier ihre Gesetze, Einrichtungen, Wissenschaften, ihre Würden, den Unterschied ihrer Aemter, ja selbst ihre bürgerliche Verfassung, Religion und Philosophie, vom Himmelssysteme hergenommen haben.

Nachdem wir bisher mehrentheils liturgische Gegenstände behandelt haben, gehen wir itzt zu der Götterlehre der Indier über.

Die indische Götterlehre.

B R A H M A.

Von der Verehrung der Sonne, des Mondes, der Planeten und der übrigen Himmelskörper, kamen die Indier auf die Verehrung irdischer Dinge herab. Die erste dieser irdischen Gottheiten ist Brahma, welcher folgende Beynahmen erhält: Atmabhu, die Seelen der Erde, oder besser, die Elemente, der erste Grundstoff der Erde *); Surageshda, der Bruder der Sonne, die Erde nähmlich und die Sonne sind Brüder, und beyde müssen zusammen würken, wenn etwas hervorgebracht werden soll;

*) Atmabhu kann auch eine Existirende, wie eine Existenz verleihende Seele bezeichnen, daher dieses Wort, nebst dem folgenden und manchen weiter unten vorkommenden Epitheten, auch eine andre, tief metaphysische Idee zu enthalten scheinen könnte, so dass Brahma die hervorbringende, Vishnu, die erhaltende, Shiva aber die vernichtende Kraft der Sonne darstellte. Man sehe, was ich weiterhin von der indischen Dreyeinigkeit sagen werde. Mir scheint's indessen nach vielen und starken Gründen glaubwürdiger, dass Brahma die mit dem Aether verbundne Erde, Vishnu das Wasser, und Shiva die Sonne, oder das Feuer bezeichne.

Pidámaha, der Urvater, oder der ältere unter den irdischen Göttern; Hiranjagaerbha, die Gebährerin des Goldes, oder der Hervorbringer der Goldgeburt, weil die Erde das Gold aufbewahrt; Loguesha, der Herr der Erde; Suajambhu, der durch sich besteht, d. h. der seinen eignen Ort hat *); Ciaduránana, der vier Gesichte oder Köpfe hat, vielleicht wegen der vier Weltgegenden; Abgiajóni, die Gebährmutter der Wolken, weil diese nähmlich von der Erde aufsteigen, oder die Gebährmutter des Mondes, weil die Erde die Würkung des Mondes gleich einer Gebährmutter aufnimmt; Virincia, der ausgedehnte, der Spaltentreibende; Camaláſana, der im Lotus sitzende, weil die Lotusblume ein Produkt des Wassers, der Erde und der Sonne, und die Gebährmutter aller durch Wärme und Feuchtigkeit erzeugten Dinge ist; Srshda, der Schöpfer, Hervorbringer; Pragiábadi, der Herr der Geburten, Erzeugnisse; Vedka, der Gesetz ertheilende, weil die irdischen Dinge nach dem festen Naturgesetze regiert werden; Vishvasrl, die Krone aller Dinge, oder der alles umschlingende Kranz. Endlich heisst Brahma auch Vidhi, d. i. das Fatum oder Naturgesetz.

Aus diesen Beynahmen läst sich nun auch ohne mein Erinnern folgern, dass Brahma nichts anders sey, als die Materie oder Erde, wie der ägyptische Brehi; ja ferner auch, dass er an diesen bestimmten Beynahmen oder Eigenschaften, leicht von den übrigen indischen Gottheiten könne unterschieden werden. Er sitzt nähmlich im Lotus, hat vier Gesichte, welche die vier indischen Gesetze ertheilten, und reutet auf einem Schwan, oder einer Gans. Auf einer indischen Original-Zeichnung aus Nepal **), befindet

*) Dieses Wort deutet in dem Samscrid auch die Luft an.

**) Diese Zeichnung befindet sich in einem handschriftlichen Werke des P. *Constantinus ab Asculo*, das itzt in der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide* liegt.

ſich Brahma mit jenen vier Köpfen abgebildet, und hat an dem Kinn eines jeden dieſer Geſichte, einen weit hervorragenden Barth, wie ihn nicht alle Zeichnungen dieſer Gottheit ſonſt haben. Hieraus lieſse ſich ſchlieſsen, daſs einige Indier vormahls wohl einen Barth möchten getragen haben, andre aber nicht. Auf der genannten Zeichnung ferner hat Brahma in der einen Hand das Buch Grantham, welches aus Palmblättern oder grobem Papier verfertigt, und mit einen Strik zuſammen gebunden iſt. Auch hierin erſcheint Brahma als Lehrer und Geſetzgeber, der die vier indiſchen Geſetze oder die vier Védam gegeben hat. In der andern Hand hält er einen Roſenkranz (Rudrâksham), an welchem er, durch Herſagung der Nahmen des Gottes Shiva (d. i. der Sonne), ſeine Gebete verrichtet; ein Geſchäft, das er mit ſeinen Söhnen, den Brahmanen, gemein hat. In der dritten Hand hält er ein kupfernes Gefäſs, um das Waſſer in demſelben aufzubewahren, oder daraus zu trinken. Es iſt dies das nähmliche Gefäſs, von welchem ich ſchon vorhin ſagte, daſs es das Kennzeichen büſſender Brahmanen ſey, die ihr Leben durchs Betteln unterhalten, und auſſer jenem Gefäſse nichts bey ſich führen dürfen. Brahma reutet übrigens auf einem Schwan, oder einer Gans; eigentlich iſt's der in den heiligen Samſcrid-Gedichten berühmte Vogel Hamſa von weiſſer Farbe, der gegen die Gewohnheit in der vohinerwähnten Zeichnung, buntfarbig und geſleckt erſcheint *).

Brah-

*) Pivati a. a. O. *T.* 8. *tab.* 20. *fig.* 1. an der obern Seite der erſten Umwandelung des Gottes Vishnu, giebt auch eine Zeichnung des Brahma, in welcher ſeine vier Geſichte an der Stirne mit einem Kranz umwunden ſind. Er ſelbſt aber ſitzt im Padma, Tamara oder Lotus, hat in der einen Hand ein Buch, und um den Hals viele Roſenkränze, rings um ihn her endlich liegen noch vier andre Bücher zerſtreut. Faſt eben ſo erſcheint Brahma in den *Aſiatick reſearches T. I.* S. 242. Vergl. auch *Niebuhrs* Reiſebeſchreib. Th. 2. Taf. 6.

Brahma ist vermählt mit der Göttin Sarasvadi, oder der Göttin der Beredsamkeit, Harmonie und Uebereinstimmung, weil die Erde nähmlich alles nach einer gewissen, beständigen und schönen Ordnung, Regel, und nach einem solchen Verhältnisse und Maass hervorbringt. Vom Brahma haben die vier indischen Casten ihr Entstehen erhalten. Aus seinem Haupte wurden die Brahmanen gebohren, als die priesterliche und vorzüglichste Caste, welche die übrigen, wie der Kopf die anderweitigen Glieder des Körpers, durch ihre Weisheit regieren sollten. Aus den Schultern ist die königliche Caste, oder Kshetrier entsprungen, weil die Könige gleichsam auf ihren Schultern die Last der Regierung, des ganzen Staats und ihrer Völker tragen müssen. Aus dem Bauche sind die Vajshjer entstanden, oder die dritte Caste, welche die Acker- und Kaufleute befasst, weil diese durch ihre Kenntnisse und durch ihr Gewerbe vorzüglich das herbeyschaffen, was der Bauch verlangt. Aus den Hüften oder Füssen endlich wurden die Shudras oder die mechanischen Künstler gebohren, welche durch ihre Arbeit das Reich unterstützen, und wie die Füsse, gleichsam unter dem Haupte und den Schultern stehen. Dies nun, was ich bisher aus brahmanischen Schriften gesagt habe, wird durch eine undenklich alte Ueberlieferung, und durch die allgemeine und beständige Meynung der Indier bestätigt, auch als wahr, heilig und gewiss von allen vertheidigt. Auch hieraus fliesst nun ein neuer Beleg für die Behauptung her, dass die brahmanische Religion allegorisch sey, und alle ihre Sätze unter symbolischen und erdichteten Hüllen vortrage, so wie dies wieder die Meynung bestätigt, dass die indische Götterverehrung hoch ins Alterthum hinaufgehe.

Aus dem bishergesagten lässt sich's leicht abnehmen, wie wenigen Grund diejenigen haben, welche den Brahma bald zum Patriarchen Abraham, bald zu einer blossen Darstellung einer einzigen göttlichen Eigenschaft, oder der Schöpfermacht des wahren Gottes, bald zur Sonne, dann

Bayerische
Staatsbibliothek
München

wieder zu einem menſchlichen Geſetzgeber, u. ſ. w. machen *). Hingegen wird das hier bemerkte ſehr gut durch eine vom Porphyrius **), nach dem Barteſanes, beſchriebne Statue des Brahma beſtätigt, welche ſich vielleicht auf der Inſel Salſette, oder der Elephanteninſel befand. Niebuhr ***) hat gleichfalls aus einem Tempel dieſer Inſel die Zeichnung einer halb weiblichen, halb männlichen Statue des Gottes Shiva gegeben. Brahma nähmlich, Vishnu und Shiva, oder die Erde, das Waſſer und das Feuer, werden zuweilen als Männer und Weiber zugleich dargeſtellt, und neben der Statue des Bardeſanes, befanden ſich auch Abbildungen der Sonne, des Mondes, der Geſtirne, Meere, wie auch andrer irdiſcher und himmliſcher Gegenſtände, um dadurch anzudeuten, daſs durch die Sonne, den Mond und die Geſtirne, die Erde, das Waſſer, die Pflanzen, ja alles zur Fruchtbarkeit gebracht werde.

*) Die erſte dieſer Meynungen ſ. bey Poſtel im *Commentar. ad Iezirah.* Vergl. Sonnerat p. 274 der Octav-Ausgabe. Von der zweyten Meynung ſ. die *Aſiatick reſearches. p.* 243. *De Pauw* a. a. O. T. 2. Die dritte Meynung ſ. im *Alphabet. Tib.* die vierte endlich bey *L'Avocat* im *dictionaire des hommes illuſtres etc.*

**) In ſeinem Buch *de Styge.*

***) Reiſebeſchreib. Th. 2. Taf. 6.

Bayerische Staatsbibliothek München

Tab. IX. a.



Dreÿ Bilder des Gottes Vishnu.
aus Erz.



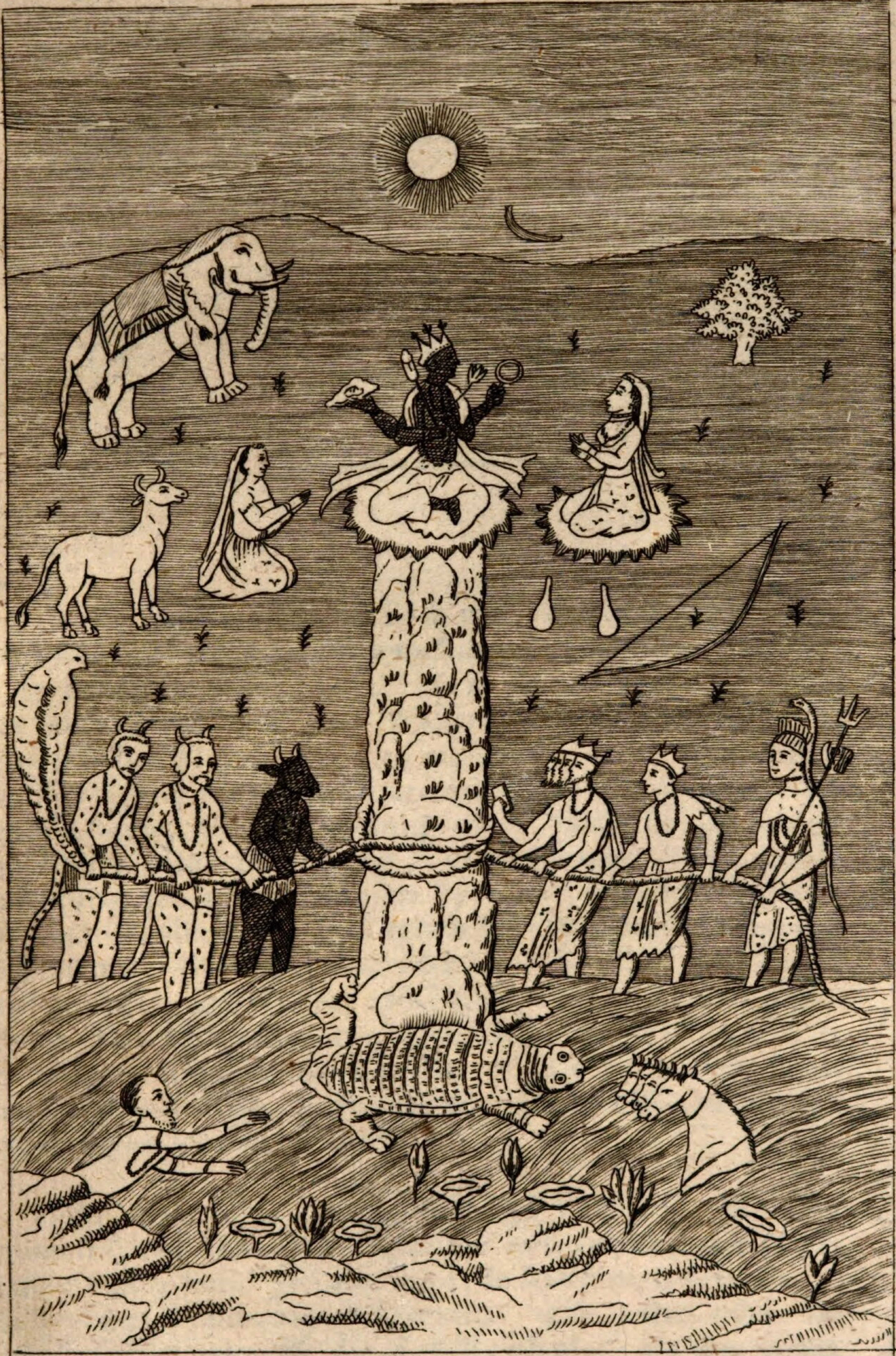


im Museo Borgiano.

Tab. IX. b.



Erste Menschwerdung des Gott Vishnu.
nach einem ind: Gemählde im Mus. Borg.



Zweyte Menschwerdung des Gott Vishnu.
nach einem indischen Gemählde im Mus. Borg.

V I S H N U.

Vishnu, gleichſam Gishnu, oder der Sieger, erhält im Indiſchen gleichfalls mehrere Beynahmen. Der erſte derſelben iſt Nárajena. Nirà bezeichnet eine Fülle, oder eine Sammlung von Waſſer, Ajena aber, oder in malabariſcher Mundart àjenam, bedeutet ein Anwachſen, eine Bewegung mehrerer Dinge auf einen Haufen, oder in einen Körper, die Ausdehnung einer Sache in die Länge und Breite, eine Sammlung, oder Vermehrung. Dieſe Herleitung jenes Beynahmens beweiſst es deutlich, daſs der Gott Vishnu, urſprünglich eine Perſonificirung des Waſſers war. Gishnu aber oder Vishnu, d. h. der Sieger ward er durch das Waſſer, zur Zeit da dieſes in der allgemeinen Ueberſchwemmung gleichſam die Welt beſiegte, bey welcher Gelegenheit Vishnu zuerſt unter den Menſchen und auf dieſer Erde, als körperliches Weſen, in der Geſtalt eines Fiſches erſchien.

Da dieſe erſte Erſcheinung des Vishnu, in allen brahmaniſchen Schriften, offenbar auf die Zeit der allgemeinen Fluth zurükgeführt wird, ſo kann man vier Perioden bey den Brahmanen feſtſetzen. Die erſte, oder die Schöpfungsperiode, iſt die des Brahma, als der erſten

Gottheit. Die zweyte und dritte Periode, in welchen Vishnu auftritt, dauern bis auf dieſen Augenblik fort, weil die Indier noch mehrere Erſcheinungen dieſer Gottheit erwarten. Die vierte Zeitperiode endlich iſt die des Shiva, oder die Zeit der Vernichtung der Welt durch das Feuer.

Die erſte Periode begreift das goldne Zeitalter oder Krdajugam, welches mit dem Brahma und Däkshen beginnt, und bis auf den König Manu den ſiebenten, oder bis auf den Satjavrta, einen höchſt frommen Mann, welcher Vishnu aus der allgemeinen Ueberſchwemmung errettete, herabgeht. Die zweyte Periode, oder das ſilberne Zeitalter (Tredájugam) nimmt ihren Anfang bey der Waſſerfluth, und endigt ſich mit der Geburt des Krshna, und dem Kriege der Pandaven, zu welcher Zeit Vishnu unter dem Nahmen Krshna erſchien. Die dritte Periode, Dvàbarajugam, oder das eherne *) Zeitalter, trat dreyſſig Jahre nach dem Tode des Krshna ein, und wird ihr Ende erſt bey der Vernichtung der Welt erreichen, welche durch einen heftigen, feurigen und glühenden Wind ſoll bewürkt werden. Alsdenn beginnt die Periode des Gottes Shiva, als die vierte und letzte. Nach dieſer wenn nun alles aufgerieben und vernichtet iſt, werden aus den noch übrigen Saamenſtoffen, welche in den Lotus, das Dreyeck, oder die Geburtstheile der Göttin Bhavani ſollen aufgenommen werden, eine neue Welt und neue Himmel hervorgehen **).

*) Im Original ſteht, das Silberne. Anm. des. Bearb.

**) Urſache der erſten Erſcheinung des Vishnu, bey welcher er in der Geſtalt eines Fiſches auftrat, war die Aufſuchung des Vedam, oder des Buchs der drey brahmaniſchen Geſetze, welches der Dämon Hajagriven dem ſchlafenden Brahma entwandt, und ins Meer geworfen hatte. Hierauf begab ſich Vishnu zum frommen Manu, Satjavarta, oder dem Gutthäter, einem Könige, den er, wie geſagt, in der allgemeinen Ueberſchwemmung erhielt. S. die *Aſiatick reſearches p.* 230. u.

Der zweyte Nahmen des Gottes Vishnu ist Krshna, oder der Schwarze. Unter diesem machte er sich bey seiner neunten Erscheinung auf der Erde bekannt, von welcher nachher soll gehandelt werden. Sein dritter Nahme Vajgunda, ist von dem Orte, oder dem Himmel Vajgundam hergenommen, in welchem er sich aufhält. Dàmodara heisst er ferner, weil er auf seinem Leibe das Zeichen einer Fussstapfe trug, welche ihm Tambura Mà Irushi eingedrückt hatte. Auch heisst er Keshava, oder der haarigte. Seinen Nahmen Mádhava führt er als Gemahl der Göttin Má oder Leksmi. Wegen seiner röthlichen und schönen Augen, die der Lotusblume ähnlich sind, erhält er den Nahmen Punnarikaksha, so wie den Nahmen Gòvinda darum, weil er die Govàm oder Kühe hütete, und die Govastriguel, oder ein tausend sechshundert und acht Hirtinnen liebte. Garudhadhvagia heisst er ferner, weil er beym Herabsteigen aus seinem Himmel auf einem Adler, oder dem Vogel Gaerudha reutet. Wegen seiner Kleider von hochgelber Farbe, heisst er Pidámbara, und Ciakravanni, wegen des Ciacram oder Rädchens, auf welchem sich zwey Dreyecke befinden, und das er in seiner Hand trägt. Der Nahme Ciadurbhugia ist ihm wegen seiner vier Hände beygelegt, und da sein Nabel dem Lotus ähnlich seyn soll, wird er Patmanàbha genannt. Als Feind des Giganten Madhu, gegen den er kämpfte, heisst er Madhuribu. Seine übrigen Nahmen sind: Vishvambare, der alles beschützt und erhält; Gauri, der Bengale, oder der vom Ganges her ist; De-

s. Sonnerat a. a. O. T. I. Der Pater Brito in seiner Schrift *De Vishnu dei incarnatione in piscem lib.* 3. *cap.* 3 nennt jenen König, nach einer Tradition der Maduränesischen Brahmanen Tiruvaluven, und sagt, dass er nebst seiner Tochter allein dem Verderben entgangen sey. Die grössere Glaubwürdigkeit aber ist auf Seiten des Buchs Bhàgavadam, welches ihn Manu und Satjavrta nennt, oder man müsste denn annehmen, dass er mehrere Nahmen führe, und hier unter dem einen, dort unter dem andern bekannter sey.

vagana, der Sohn der Göttin Devagui, u. f. w. Auch heifst er Vanamàli, weil er auf dem Lande, oder in der Einöde, mit einem hirtlichen Blumenkranze gekränzt gieng, und einen andern folchen Kranz am Halfe trug. Diefe Nahmen haben alle auf die verfchiednen Geftalten Bezug, unter welchen der Gott auf der Erde erfchien.

Nach der Meynung der Vishnuverehrer, bezeichnen die vier Hände ihres Gottes, feine Macht, Gerechtigkeit, Freygebigkeit und Weisheit. Vielleicht könnte man mit noch gröfsern Rechte fagen, dafs fie blofs feine Macht und grofse Würkfamkeit bezeichnen, welche er wie das Waffer, zur Erhaltung der gefchaffenen Dinge anwendet. So foll auch die Mufchel oder das Blafehorn, welches er in der einen Hand hält, dahin deuten, dafs er mit denfelben dasjenige, was er will, aus dem Abgrunde hervorrufe, zur Erzeugung bringe, und aus den Tiefen der Erde wie des Waffers fchaffe. Diefer Mufchel wegen aber kann man den Vishnu, weder zum Neptun, noch zur Venus machen, weil er fonft auch wegen der Keule, die er in einer Hand trägt, den Herkules, und wegen des Rades, oder Ciacra, wieder eine andre Gottheit vorftellen müfste *). Schiklicher ift demnach die Behauptung der Indier, dafs diefe Mufchel ein Symbol und Gefäfs der Hervorbringung fey, in welchem die irdifchen Dinge keimten und erzeugt würden. Eben diefe Bewandnifs hat es auch mit dem Lotus, welchen Vishnu in der vierten Hand hält, denn wie die Anhänger des Thales das Waffer zum erften Prinzip der Dinge machten, fo machen es die Brahmanen zum zweyten Prinzip derfelben. Mit feiner Keule, die Ghedà heifst, züchtigt Vishnu die Böfen, und zerfchmettert die Köpfe der Gottlofen. Darum erfchien er auch fo oft auf der Erde, um nähmlich die Giganten, welche die Götter und gottergebnen Leute anfeinden, auszurotten, und jene ftolzen Könige zu Boden zu werfen, von welchen die Bücher, Ge-

*) Auch führt er in einer Hand, als rüftiger Krieger, einen Bogen.

ſänge und Fabeln der Brahmanen unaufhörlich reden. Durch das Rad, oder Ciacram, welches Vishnu mit der Hand herumdreht, wird die Welt in ihrem Kreislaufe umher getrieben, welcher durch Bewegung, Erzeugung und Vernichtung erhalten wird, und dies Geſchäfte der Erhaltung hat Vishnu auf ſich. Auch die Tibetaner und Japoneſen verehren die Muſchel und den Lotus. Ja, man könnte vielleicht auch das tibetaniſche Mani, für das Rad des Vishnu oder Ciacram halten, da daſſelbe gleichfalls in einem Kreiſe umhergetrieben wird. Zwar habe ich vorhin darzuthun geſucht, daſs dies Mani der Lingam ſey; mag es indeſſen dies oder jenes ſeyn, ſo hat es immer einen gleichen Bezug auf das Prinzip der Erzeugung und Vernichtung, denn auf dieſes wird es auch in den Briefen des groſsen Lahma *) zurükgeführt.

Vishnu hat zur Gemahlin die Läkshmi, unter welcher wahrſcheinlich die Erde zu verſtehen iſt, als eine mit dem Waſſer in enger Verbindung lebende Göttin, durch deſſen Befruchtung ſie auch zum Ertrage geſchikt wird. Die Indier nennen ſie die groſse Mutter, weil ſie ohne eigne Verminderung ſich fortwährend im Hervorbringungsgeſchäfte befindet. Weiter unten ſoll von ihr insbeſondre gehandelt werden.

Die dreyfache Krone des Vishnu, iſt Zeichen ſeiner dreyfachen Herrſchaft, nähmlich über das Meer, über die Erde, da dieſe das Waſſer befeuchtet, und über die Wolkenregion, welche das Waſſer anfüllt. Am Halſe hängt ihm ein Diamant, der Causthubha mani heiſst, ſeine Ohrgehänge ſind Carfunkeln, bis an den Leib aber iſt er mit dem Picàmbaram, oder einem goldfarbnen Gewande bekleidet. Dieſe Farbe ſteht bey allen indiſchen Sekten in vorzüglichem Anſehn, ſo, daſs ſelbſt die Büſsenden dergleichen Gewänder tragen. In eben dieſer bisher beſchrieb-

*) S. das *Alphabet. Tibetan.*

nen Geſtalt, ſoll auch, wie die Indier erzählen, Karta, oder die höchſte Gottheit, einigen Büſsenden und beſchaulich lebenden Leuten erſchienen ſeyn.

Den Vogel Garudha, auf welchem Vishnu reutet, hält Sonnerat für einen Adler; die Malabaren aber verehren den Habicht, und ſagen dieſer Vogel ſey's, auf dem Vishnu reute, und nennen ihn daher Vahenam *). Von dem Fluge des portugiſiſch Minhato genannten, Raubvogels nimmt man Vorbedeutungen her, und ich habe ſelbſt oft diejenigen glücklich preiſen gehört, welchen dieſer Vogel im ſchnellen Fluge Fiſchchen, die ſie etwa in der Hand trugen, raubte, denn ſo dreuſt iſt er in Indien.

Vishnu wird zuweilen auch in einer Hand mit einem Glöckchen abgebildet, das eigentlich ein Merkzeichen der Büſsenden iſt, indem es vor ihnen hergetragen wird, damit diejenigen, welche verunreinigt ſind, ſich zurückziehen, und ihnen den Weg frey machen mögen. Auch berühmte Sanjáſi laſſen ſich dies Glöckchen voraustragen, wenn ſie ſich von einem Orte an den andern begeben, oder baden.

Man zählt neun Erſcheinungen des Vishnu auf der Erde in irdiſcher Geſtalt. Zuerſt trat er als Fiſch auf, dann als Schildkröte. In dieſer letztern Geſtalt unterſtützte er die Welt, und errettete ſie vom Untergange, der ihr bey dem heftigen Kampfe der Götter Dévaguel gegen ihre Feinde Aſurer, welche ihnen die himmliſche Speiſe entreiſsen wollten, drohte. Hierauf erſchien er als Schwein, um die in die Erde vergrabenen Füſse des Gottes Rudra aufzuſuchen. Zum vierten Mahl kam er halb als Löwe, halb als Menſch (Maraſinham) auf die Erde herab, um den Rieſen

*) Dieſer Vogel heiſst bey den Indiern der Herr der Vögel, und wird als goldfarbig oder röthlich bezeichnet.

Riesen Irania zu tödten, welcher, stolz genug, sich erkühnte, die Götter, und gottergebnen Menschen, vorzüglich aber den Pergaladen, einen Verehrer des Vishnu, zu verfolgen und anzufeinden. Das Blut dieses Riesen soll Vishnu getrunken haben. Hierauf erschien er unter dem Nahmen Vàmana als Brahmane, und strafte den König Mahaveli Shacravàti; diesen nähmlich stiess er in die Unterwelt herab, aus der er alljährig nur im Monate August hervorgehen darf. Daher feyern die Malabaren um diese Zeit auch, acht Tage hindurch, zur Ehre des Vishnu, das mit Fasten verbundne Fest Onam, an welchem sie neue Kleider anziehen, und gewisse Kämpfe, gleich festlichen Spielen, anstellen. Hier kämpfen sie mit Bogen, Pfeilen und andern Waffen gegen einander, so, dass einige von ihnen getödtet, mehrere aber verwundet werden. Um diese Zeit soll Vishnu herabsteigen, und die Welt von der Nähe aus beobachten, ob alles gehörig zugehe, und Früchte in erforderlicher Menge vorhanden seyen, oder ob es im Gegentheil an irgend einer Nothwendigkeit des Lebensunterhaltes fehle. In andern Gegenden Indiens, soll das vorhinerwähnte Fest im November gefeyert werden.

Die sechste, siebente und achte irdische Erscheinung Vishnu's geschah in der Gestalt Rámen, und zwar zum ersten mahl, um die bösartigen Könige Rágiaputrer zu strafen; zum andern mahl, um den Riesen Cartavirtargunen zu tödten, welchen er mit einer Flugschaar zerschnitt, so dass er aus den zerstückelten tausend Armen desselben, ganze Knochenhaufen aufschüttete; zum dritten mahl endlich um den Riesen Rávana, den König der Insel Ceylan, zu besiegen und ihn seiner Herrschaft zu entsezzen. In diesem Kriege kamen auch die beyden Brüder Rávana's, Kumbhacarnen und Vibhishmen, ganz vorzügliche Kämpfer, um's Leben. Nach diesem Siege durchreisete Vishnu, als er seine Gemahlin Sida wieder erlangt hatte, die Welt. Die neunte irdische Erscheinung des Vishnu geschah in der Gestalt Krshna's.

Aus dem allen nun leuchtet's ein, dafs **Vishnu** urfprünglich das Waffer darftelle, deffen Kraft man zuerft bey der allgemeinen Ueberfchwemmung kennen lernte, und das man daher unter allegorifchen Dichtungen, oft als eine Gottheit auf der Erde erfcheinen liefs, fey's nun zur Beförderung des Guten, oder zur Erhaltung der Welt, oder zur Ausrottung des Böfen, welche gleichfalls zu dem Erhaltungsgefchäfte Vishnu's gehört. Hier find alfo nicht allein Allegorie und mythifche Philofophie, fondern vielleicht auch hiftorifche Weltbegebenheiten, oder insbefondre indifche Ereigniffe, aufzufuchen.

Von den Handlungen und Erfcheinungen Brahma's, in Bezug auf die Welt und ihre Bewohner, erzählen die Schriften der Brahmanen nichts, oder doch nur wenig. So heifst's z. B. dafs ein Dämon dem Brahma, als diefer fchlief, die Bücher des Gefetzes entwendet habe, welches andeutet, dafs zwey Jahrtaufende hindurch vor der Ueberfchwemmung, das Menfchengefchlecht verdorben gewefen, und die Welt gleichfam veraltert fey. Aber mit der Ueberfchwemmung erwacht, fo zu fagen, alles aus dem Schlafe, und alles wird in Bewegung gefetzt. Itzt kommt das Böfe, wie das Gute, und Strafen, wie Belohnungen in Betrachtung. Es belohnte der Mühe wohl, Vishnu's irdifche Erfcheinungen genauer zu unterfuchen, auf die verfchiednen Geftalten, welche er dabey annahm, auf die Zeiten und Oerter, in und an welchen er erfchien, und auf feine Handlungen zu merken, ja endlich, nach Hinwegräumung aller allegorifchen Einkleidungen, durch welche doch auch fchon itzt manches hiftorifche Licht hervorfchimmert, wo möglich, gewiffe Zeitläufe und Begebenheiten genauer zu enthüllen. Indien, ein fo altes Land, hat der mancherley alten Ueberlieferungen, Syfteme, Sekten, philofophifchen Meynungen, Religionsarten, Sitten und Schriften fo viele, dafs es ein Wunder wäre, wenn es nicht auch an hiftorifchen Begebenheiten im Alterthume, eine Menge hätte. Nimmt man dazu noch die Hartnäckigkeit der Brahmanen, und die Ausdauer der Indier überhaupt,

für ihre alte Gottesverehrung, ihre angestammten Kenntnisse, Gewohnheiten und Ueberlieferungen, für die sie eher sterben, als ihnen etwas vergeben würden: so muss unsre Erwartung natürlich noch höher gespannt werden. Ursache genug, den Beginn dieser Nachforschungen weiter zu verfolgen *).

*) Vom Vishnu s. mehr in den *Asiat. research.* in *Georgii Alphabet. Tibet.* bey Sonnerat a. a. O. und andern.

S H I V A.

Wie Brahma der Erzeuger, und Vishnu der Erhalter aller irdischen Dinge war, so gilt Shiva bey den Brahmanen als Vernichter derselben, welches sie zusammen durch das einzige Wort Srshdistidisamhâram, d. h. Erzeugung, Erhaltung, Vernichtung, ausdrücken. Nach der Meynung vieler Brahmanen, sind dies eigentlich Attribute des Karta, oder des höchsten Wesens, und Symbole derselben sind dann die Erde, das Wasser und das Feuer oder die Sonne, als dritter, gröfsester und mächtigster Gott der Indier.

Shiva hat gleichfalls mehrere Beynahmen. So heifst er Isha, Herr; Pashubadi, der Herr oder Gemahl des Stiers, daher noch gegenwärtig die Verehrer dieses Gottes, den Nahmen Govàmsuámi, oder Gòsvámi, d. i. Herren der Kühe, erhalten. Hier ist zu merken, dafs Pashu zugleich einen Stier und eine Kuh andeute. Shiva reutet gewöhnlich auf einem Stier, und bey Nïebuhr *)

*) Seiner Reisebeschr. Th. 2. Taf. 6.

Tab. X.



Shiva und Bhavàni.

nach einem ind. Gem. im Museo Borg.



Shiva der Rächer.

nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

erscheint er männlich und weiblich, als Hermaphrodit oder Arthanári, wie ihn die Brahmanen nennen. Denn dass diese Gestalt keinen andern andeutet, ist aus den Attributen, die sich bey ihr befinden, so wie aus dem Stiere, welchen er mit der Hand berührt, deutlich genug.

Ferner heisst Shiva *), auch Ishvara, der Herr; Ishana, mit gleicher Bedeutung. Ishani, die Gebieterin, ist der Nahme der Göttin Bhavani, einer Gemahlin Shiva's. Vielleicht ist sie die ägyptische Isis, deren Nahme aus Isha, Isa, oder Isani verunstaltet ist **). Shiva heisst auch Mahádéva, der grosse Gott; Maheshvara, der grosse Herr; Rudra, der Thränenerwecker; Sh'uli, der den Dreyzack führt; Shangra, der Furcht erregende; Ciandrashégara, der den Mond auf dem Haupte trägt. Von diesem Nahmen des Shiva schreibt sich die Sitte einiger Verehrer dieser Gottheit her, eine Abbildung des Mondes an der Stirne zu tragen, woraus wiederum zu vermuthen ist, dass die Hörner des Apis den Mond, die Scheibe zwischen denselben aber die Sonne vorstelle.

Ein andrer Nahme Shiva's, ist Guirisha, der Herr der Berge, oder des Berges ***). Auch wird er ge-

*) Shiva bezeichnet das Gute.

**) Der Verfasser nähmlich hält den Shiva für den ägyptischen Apis, der, wie bekannt, als Stier gebildet wird, und zwischen den in Mondgestalt gebognen Hörnern, eine Sonnenscheibe trägt. Daher, sagt unser Verf. bezeichnet diese Abbildung die Sonne, den Mond, und den Stier, oder die Kuh, als Symbol der Erde, drey Gegenstände des indischen sowohl, als ägyptischen Religionsdienstes. Anm. d. Bearb.

***) Hierüber sagt der Pater Constantinus in seiner öfter angeführten Handschrift: *Vna giornata di cammino distante della città di Batagao vi e vn grande monte detto Hemaloe* (besser *Himala*, der kalte Berg) *abitazione, e luogo di contemplazione di Mahá-*

nannt, Bhudésha, Herr der Dämonen, Gespenster, bösen Geister; Mardhjugeja, der Sieger über den Tod; Mardha, der hartnäckige, streitbare, der Krieger; Virubaksha, der Gott mit ungestalteten, furchtbaren Augen; Kabálabrl, der schaurige, in die Höhe gerichtete, Haare hat; Vámadéva, der von einem dicken, zusammengepressten, fast Pygmäenartigem Körper ist; Trilocena, der dreyäugige; Sháſtàva, der Rächer; Sarvagna, der allwissende, weil er mit seiner Einsicht und Weisheit alles erkennt, mit seinem dritten, in der Stirne befindlichen Auge, alles sieht, alles Gute und Böse bemerkt, und das erstere dann auch belohnt, das letztere aber bestraft. Dem zu folge pflegen sich einige Shivaniten auch ein Auge vor die Stirne zu mahlen.

Schlüsslich sind nun noch folgende Nahmen dieser Gottheit zu bemerken: Nilohida, der ein rothblaues Gesicht hat; Hará, der Vernichter; Triburándaga, der drey Städte oder Gegenden, nähmlich den Himmel oder die Wolkenregion, die Erde, und die Unterwelt, bewohnt; Vjomaguésha, der Herr der Wolkenregion; Vrshadvagia, der Hervorbringer des Regens und Ungewitters; Bhima, der furchtbare, schreckliche; Bhava, der erzeugende, u. s. w. Alle diese Nahmen nun sagen die Indier an ihrem Rudraks'ham oder Rosenkranze mit Ehrfurcht her, und darin bestehen ihre täglichen Gebete, daher man auch so oft Tibetaner und Indier mit solchen Rosenkränzen abgebildet sieht *).

déva e de Páradi sua moglie. Il sagro fiurne detto Bagmadi che scorre tra Batagao e Catmandu e di acque sante, che levano ogni marchia di peccato. S. *de L'Ile's* Carte zwischen dem 25. und 30 Grad der Breite, neben Pattan, auch die *Asiat. research. p.* 248

*) Sollte demnach nicht alles, wenigstens das, was man aus diesen Rosenkränzen, für Manichäismus oder verunstaltetes Christenthum in Tibet und Indien ansah, irrig dafür gehalten seyn?

Sind alle jene Eigenschaften und Attribute des Shiva in einem Bildnisse vereinigt, so entsteht daraus natürlich ein furchtbares Ungeheuer *), aber auch einzeln finden sie sich, und an ihnen ist man denn im Stande, diese Gottheit zu erkennen. So reutet Shiva bald auf einem Stiere, bald strömt der Ganges aus seinem Haupte hervor; bald hält er einen Dreyzack, bald Schlangen in der Hand; dann schleudert er Blitze, ist mit Todtenschädeln umgeben, schlachtet mit einem Beile oder Degen Kinder hin, ist mit mancherley Waffen, einer Keule, einem Degen oder Beile versehen, hat einen Rosenkranz an sich, und wird bald mit mehrern Händen dargestellt, bald mit einem einzigen Lingam, der auf ein Joni oder weibliches Geburtsglied gestellt ist, und sich kegelförmig erhebt. Welchen Bezug diese Abbildungen haben, wird man leicht bemerken bey der Vorstellung, dass Shiva die Sonne, als sitzend auf der Erde oder einem Stier, dass er Erzeuger und Vernichter ist, Rächer der Vergehungen, und Richter der Körper sowohl, als der Seelen der Verstorbnen; er ist Herkules und der donnernde, wie der blitzschleudernde Jupiter; ja, er ist endlich das Feuer, welches, wenn es mit Brahma'n oder der Erde, und mit Vishnu'n oder dem Wasser zusammen würkt, vorzüglich durch seine Wärme die Dinge erzeugt. Daher rührt nun die brahmanische Erzählung, dass Shiva einst seinem Bruder Vishnu beygewohnt habe, aus welchem Beyschlafe denn jenes Ungeheuer, der Lingam entstanden sey, als Symbol der Natur oder der Göttin Shakti, welche ihre Erzeugungen durch Wärme und Flüssigkeit bewürkt. Dies ist die Ursache, warum der Lingam hin und wieder auf einem Jòni ruhend in Hainen aufgestellt wird, und nach einer allgemeinen und alten Ueberlieferung bey den Indiern, so eine Abbildung der Schamtheile des Gottes Shiva und seiner Gemahlin Bhavani,

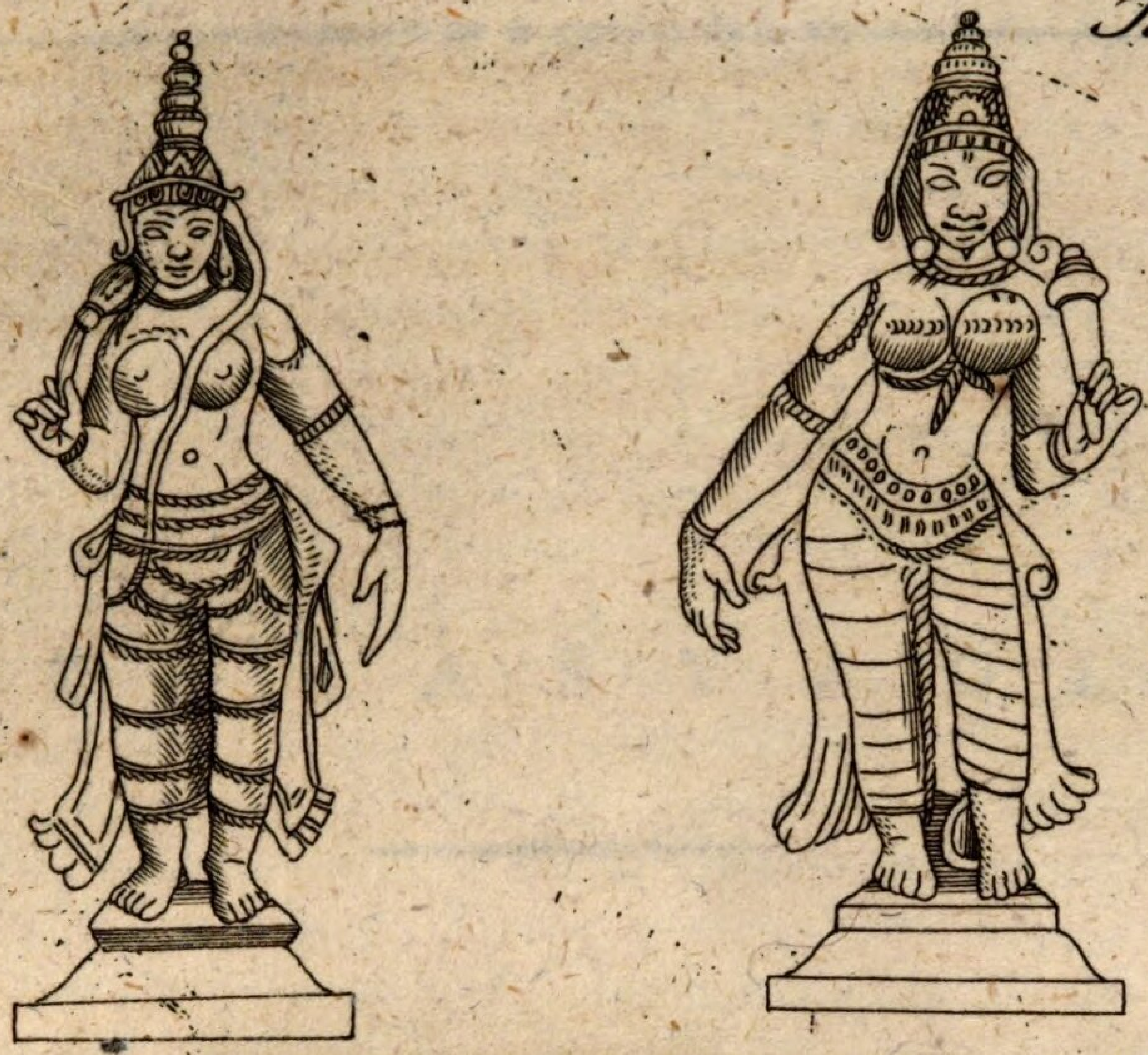
*) Eine solche Abbildung S. auch im *Alph. Tibet.*

oder ſeines, in ein Frauenzimmer umgewandelten Bruders Vishnu, darbietet.

Die ſchon im Alterthume berühmten Anhänger, und Verehrer des Shiva, ſind itzt in Indien unter die Nahmen Gòſámi, und Jogui bekannt, heiſsen aber bey uns gewöhnlich Fakirn.

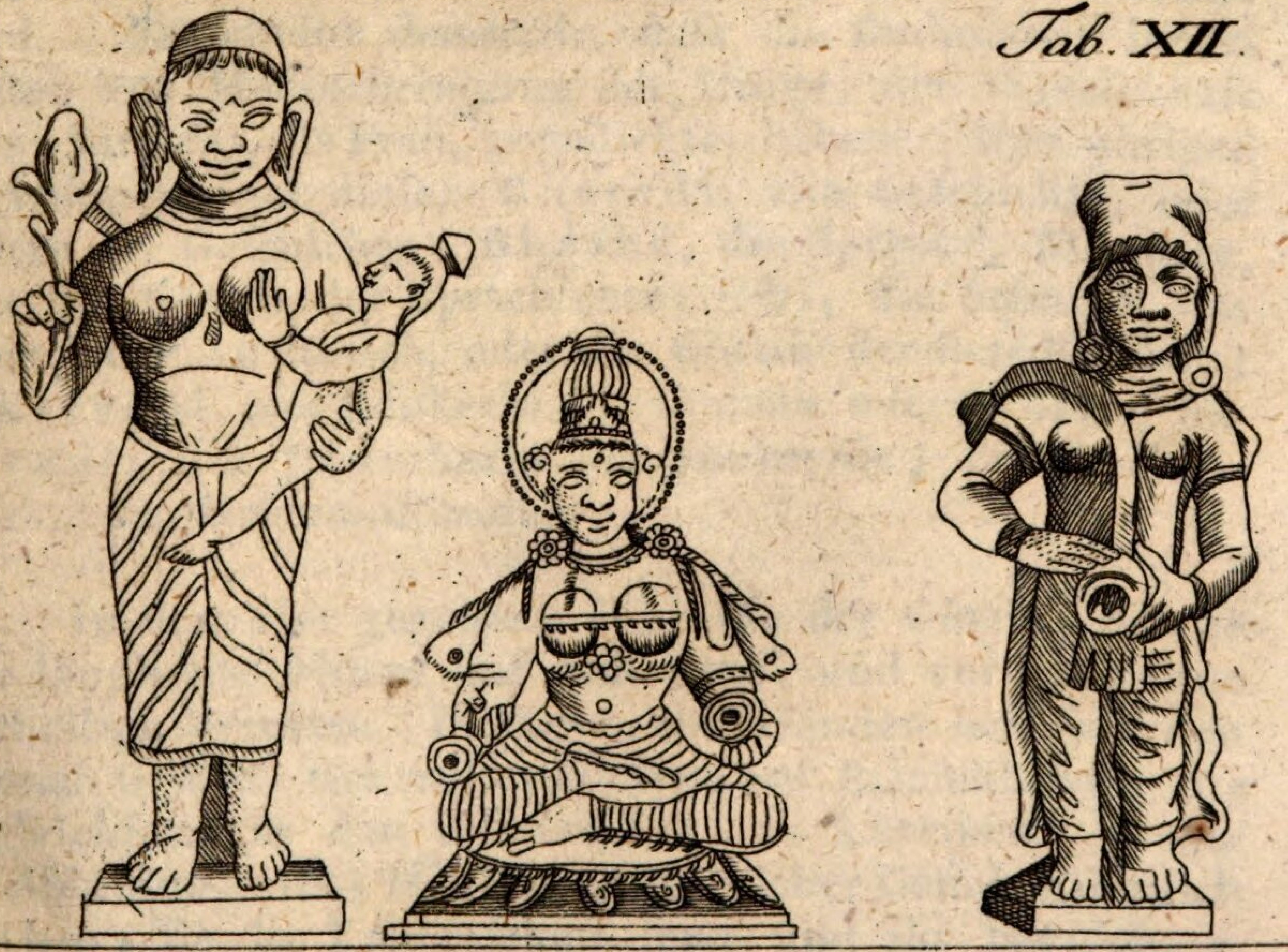
SARAS-

Tab. XI.



Zwey Bilder des Sarasvadi aus Erz im Museo Borgiano.

Tab. XII.



Drey Bilder des Laekshmi aus Erz im Museo Borgiano.

SARASVADI.

Sarasvadi, die Gemahlin Brahma's, führt auch den Nahmen Brahmi, d. i. Wissenschaft, durch welchen sie zugleich auch als die Gemahlin jenes Gottes charakterisirt wird. Es scheint demnach, dass die Brahmanen ihrem Gotte, zur Hervorbringung der Dinge, die Wissenschaft oder Einsicht, als Frau, angedichtet haben. Ihre übrigen Beynahmen sind diese: Bháradi, die Geschichte, oder Göttin der Geschichte; Bháshá, die Sprache, Mundart, oder die Göttin der Sprachlehre; Ghi, die Stimme, das Wort, der Ausspruch, oder die Göttin der Beredsamkeit; Vákervàni, die Lenkerin der Sprache oder Wörter; Sarasvadi, die Bewürkerin der Harmonie, des Verhältnisses, der Uebereinstimmung.

In dem hier gegebnen Bildnisse der Göttin, hat sie eine länglichte Mütze auf dem Kopf, und vor der Stirne das heilige Zeichen. In ihren vier Händen hält sie einen eisernen Griffel, um mit demselben auf Palmenblätter, die sie gleichfalls in den Händen hat, zu schreiben. Ferner die Abbildung eines Hirschen, in welcher Gestalt nähmlich Brahma sie in Leidenschaft sezte und ihr beywohnte.

Endlich hält ſie in ihren Händen auch ein Meſſer, oder eine Axt, mit der ſie die Palmblätter von den Zweigen ablöſet und beſchneidet. Auf andern Bildniſſen hält ſie in der einen Hand bloſs den Griffel, die andre Hand hängt herab, und ſchlieſst ſich ans Bein an. Immer aber erſcheint ſie mit entblöſstem und vollem Buſen, wie wenn ſie denen, welche ſich ihr nahen, und ſie verehren, im Ueberfluſſe Milch darreichen wollte. Ueber den Schultern trägt ſie einen Gürtel, wie ihr Vater und Gemahl Brahma, welches auf die Fähigkeit und das Vermögen deutet, die Wiſſenſchaften zu lehren, und die Menſchen zu unterrichten. Bey den Nepalenſern hält dieſe Göttin in der einen Hand den Lotus, in der andern ein Buch, in der dritten einen Roſenkranz, und in der vierten endlich ihren Griffel. Sie ſoll einſt einen ſehr ergebnen Diener, Nahmens Kálidáſa gehabt, und ihm ſeiner treuen Dienſte wegen, zur Belohnung das Geſchenk der Beredſamkeit ertheilt haben. Die Gelehrten ſind alle zu ihrer Verehrung verpflichtet, und müſſen ihr opfern. Ja ſogar die Könige bringen ihr ein öffentliches Opfer dar, und dieſes heiſst Saraſvadipùgia. Uebrigens hat es auch nicht an Leuten gefehlt, die dieſe Göttin für die Sara hielten, ſo wie Brahma ihnen für den Abraham gilt.

L A E K S H M I.

Die Göttin Laekshmi ist die Gemahlin Vishnu's, und die zweyte unter den sieben Göttinnen, welche die Indier Sapta mádara, oder die sieben Mütter nennen. Auch sie hat der Beynahmen mehrere; z. B. Shri, die beglückte, glückselige; Laekshmi, die schöne, wohlgebildete, denn Laekshmjam ist die Schönheit; Padmaleja, die Bewohnerin des Lotus. Da sich die Lotusblüthe beym Aufgange der Sonne öfnet, bey ihrem Untergange aber wieder schliesst, und da sie ein Symhol der Natur ist, welche durch Wärme und Feuchtigkeit die Dinge erzeugt, so wird diese Blüthe fast bey allen asiatischen Nationen, wie ein weiblicher Empfängnisstheil betrachtet, welcher den Samen von der Sonne und den Planeten aufnimmt, ihn zur Reife bringt, hervorsprossen macht, und ihm seine vorige Existenz und Gestalt wieder giebt. Daher auch die Aegyptier sogar die Sonne als einen Jüngling im Lotus vorstellen, so dass sie durch dieselbe zu ihrer Reife zu gelangen, und stärker zu werden scheine. *)

*) S. den *Plutarch de Iside.*

Ferner heiſst dieſe Göttin Padmà oder Patmá, die Lotusblüthe oder Nymphäa; Haripriјà, die Geliebte des Gottes Vishnu; Indrá die Sinne erregende; Lògagenani und Logamàdà, die Gebährerin der Welt, und die Mutter der Welt; Mà, die groſse; Ramá, die frohe; Mangaladévadá, die Göttin des Glücks; Kshiraſà, die liebliche.

Dieſe Göttin wird ſitzend abgebildet, und hält in beyden Händen eine Lotusblume. Bald hat ſie eine kegelförmige, bald eine herabgeſchobne Mütze, zuweilen aber ſind auch ihre ungeordneten, einfachen Haare auf dem Scheitel zurükgebunden. An der Stirne führt ſie die heiligen Lingamzeichen, und ihr Buſen iſt entblöſst. Dies iſt die gewöhnliche Geſtalt der Göttin, wie man ſie in den indiſchen Tempeln und an den Mauern abgebildet ſieht. Aber im Muſeum des Cardinals Borgia zu Veletri befindet ſich eine andre Abbildung der Göttin Laekshmi, wie ich ſie ſonſt nie ſah. In dieſer Zeichnung iſt die Göttin ſtehend, mit einer in Kegelgeſtalt ſich erhebenden Mütze, entblöſster Bruſt, und bis auf den Unterleib herab unbedeckt dargeſtellt. Ueber den Schultern trägt ſie einen hängenden Sack, den ſie vor der Bruſt mit beyden Händen offen hinhält, wie wenn ſie die Geſchenke der Natur und der Erde aus demſelben herausſchütten wollte. Sonſt trägt ſie auf ihren Händen auch wohl ein kleines Kind, dem ſie die Bruſt zum ſaugen darreicht. Zuweilen iſt dieſe Göttin wieder als ein ſchönes Mädchen vorgeſtellt, das im Lotus ſitzt, und dann iſt ſie mehrentheils bekleidet, und mit dem ſchönſten Geſchmeide ausgeſchmückt. Ihr iſt der Màvabaum, oder indiſche Mangueira, welcher in Menge die ſogenannten Mangaäpfel trägt, und das Blatt dieſes Baumes heilig, daher ſich die Brahmanen auch eines Zweiges von demſelben, zur Ausſprützung des Weihwaſſers bedienen. Auch der Lotus iſt ihr geweiht, weil er gleichſam ihr Wohnſitz iſt; doch ſagt man auch wohl, ſie halte ſich in den Mäulern, dem Eüter und unter dem Schweife der Kühe auf.

Laekshmi ſcheint auch die Schutzgöttin des nächtlichen Feuers zu ſeyn, denn ihr zu Ehren wird an jedem Abende Feuer aufbewahrt, und das Haus wird höchſt glücklich geprieſen, in welchem unabläſſig eine Lampe, oder ſonſt irgend ein Feuer, zu Ehren dieſer Göttin vorhanden iſt und brennt. Wenn Reis gekocht wird, werfen die indiſchen Frauen einige Körner davon ins Feuer, opfern dadurch dieſer Göttin, und rufen ſie dabey an. Frauenzimmer die ſich die Schönheit oder Söhne wünſchen, empfehlen ſich ihr, überhaupt wird ſie von allen Indiern verehrt. Die beſondern Anhänger Vishnu's nennen ſie die groſse Mutter. Sollte übrigens dieſe Göttin Laekshmi oder Shri nicht die Ceres der Alten ſeyn *)?

Aus dem bisher geſagten, wird man ſich nun auch manchen Gebrauch erklären können; z. B. daſs man zu Ehren dieſer Göttin eine Lampe mit ſieben Flammen anzünde, oder einen Leuchter mit ſieben Lichtern aufſtelle; daſs man Münzen mit dem Bildniſſe der Göttin auspräge, welches man vor der zu leiſtenden Zahlung, durch Anlegung an die Augen oder den Mund, vorher anbetet; warum man Abends das Licht der Lampen mit erhobnen Händen begrüſst; warum dies auch bey einer ehelichen Verbindung geſchehe; warum unfruchtbare Weiber, und Buhldirnen dies hingegen nicht thun; warum man die Kühe verehrt; warum man mit Kuhunrath ſein Haus ausſtreicht; u. ſ. w.

*) Was der Verf. hier mit vieler Beredſamkeit dafür anführt, daſs Shri keine andre Göttin als die Ceres ſeyn könne, habe ich weggelaſſen, weil dieſe Vergleichungen manche Wahrſcheinlichkeit, aber ſchwerlich einige Wahrheit haben, und weil ich meinem Plan und den Umſtänden gemäſs, den Raum für hiſtoriſche Angaben ſparen muſste. Mag aus dieſen denn conjecturiren wer Luſt hat, und ſoviel er immer nur will. A. d. Bearb.

PARVADI ODER BHAVANI

Diese Göttin hat, wie alle übrige indische Gottheiten, der Nahmen viele. So heisst sie Vmá, die Gebieterin; Pàrvadí, die Herrscherin der Gebürge; Kartjajani, die Schöpferin, Bewürkerin; Gauri, die vom Ganges, oder aus Bengalen her ist; Rudràni, die Thränenerregende; Shivá, die gute; Bhaváni, die Existenz verleihende, die Gebährerin; Sarvamangala, die allgemeine Glückseligkeit, das allgemeine Vergnügen; Ishvari, die Gebieterin; Maheshvari, die grosse Frau; Hàjmavadi, die Beherrscherin, oder Bewohnerin des Berges Himala oder Meru; Shakti, die thätige, würksame Kraft; Kàli, die schwarze, dunkle, schwarzbraune; Bhagavadi, die heilige, glükliche.

Zuvörderst läst sich aus allen diesen Nahmen der Göttin so viel folgern, dass sie den Mond oder die Isis, die Natur, oder irgend eine beym Erzeugen und Hervorbringen würksame und thätige Kraft, darstelle. Sie ist der Mond, weil sie die Gemahlin des Shiva oder der Sonne seyn, und mit dieser die irdischen Dinge hervorbringen soll. Sie ist aber auch die Natur, weil sie die Hervorbringerin aller Dinge heisst, die durch sie, unter Mitwürkung der Sonne, ihr Daseyn erhalten. Daher wird nun auch das

Tab. XIII. u: XIV. a.



Pärvadi oder Bhavàni.
aus Erz im Museo Borgiano.

Tab. XIII. u: XIV. b.

Párvadi
oder
Bhaváni



nach einem
ind. Gemählde
im Mus. Borg.

Tab. XV. a.

Trimurti.
nach einem Gemählde
im Mus. Borg.



Tab. XV. b.



Gaudama.
aus vergoldetem Bleÿ im Museo Borg.

Erzeugungs- und Hervorbringungsgeschäfte, von Seiten der Sonne, durch den Lingam oder das Geschlechtsglied des Gottes Shiva, von Seiten des Mondes aber, durch ein Joni, oder den Geschlechtstheil der Göttin Bhaváni, symbolisch dargestellt. In so fern nun diese Göttin schön und lieblich, aber auch schwarz und trauernd heißt, könnte man sie eine andre Proserpina nennen.

Für's andre leuchtet aus diesen Nahmen der Göttin ein, daſs, so wie Shiven oder Rudren der Vernichter und Wiedererzeuger, oder umgekehrt, der Erzeuger und Vernichter ist; so auch Pàrvadi oder Bhavàni seine Gemahlin, zugleich Hervorbringerin und Vernichterin sey. Man muſs sie also unter einer zwiefachen Gestalt betrachten. Als Vernichterin heißt sie die Thränenerregende, die schwarze oder die Rächerin, die heilige oder Tugendgebietende, die Gebieterin, und die Göttin vom Ganges her, weil sie nähmlich über die Seelen derer Gericht hält, welche, nachdem sie im Ganges abgewaschen und entsündigt sind, ihren Geist aufgeben. Unter dieser Gestalt wird sie in den meisten Tempeln verehrt, und hier erscheint sie denn mit weitgeöfneten, furchtbaren Augen, einem schwarzen Gesichte, und mit langen, hervorragenden Zähnen. Zwey Elephantenzähne hat sie statt der Ohrringe, und ihre Haare, die zuweilen mit Schlangen durchwunden sind, starren gleich Pfauenfedern in die Höhe. Bald wird sie mit sechzehen, bald mit acht Händen und Armen abgebildet. In diesen hält sie ein Schwerd, einen Dreyzack, zwey Schüſseln zum Auffangen und Trinken des Blutes, einen länglichen oder zurückgebognen Spieſs, ein scharfes eisernes Rad, ein groſses Meſser, und eine Keule oder Ciacram. Ja endlich reutet sie auf einem höllischen Pferde, das Pishàsha heißt. Alle diese Attribute sind allegorisch, und bezeichnen die Göttin Parvadi als Rächerin des Bösen, und Vernichterin der Gottlosen, als zürnend auf das Unrecht, und als unerbittliche Richterin. In diesem Bezug heißt es auch von ihr, daſs sie aus dem feurigen Auge Shiva's, das er mitten in der Stirne hat, gebohren sey. Eben so erhält sie unter die-

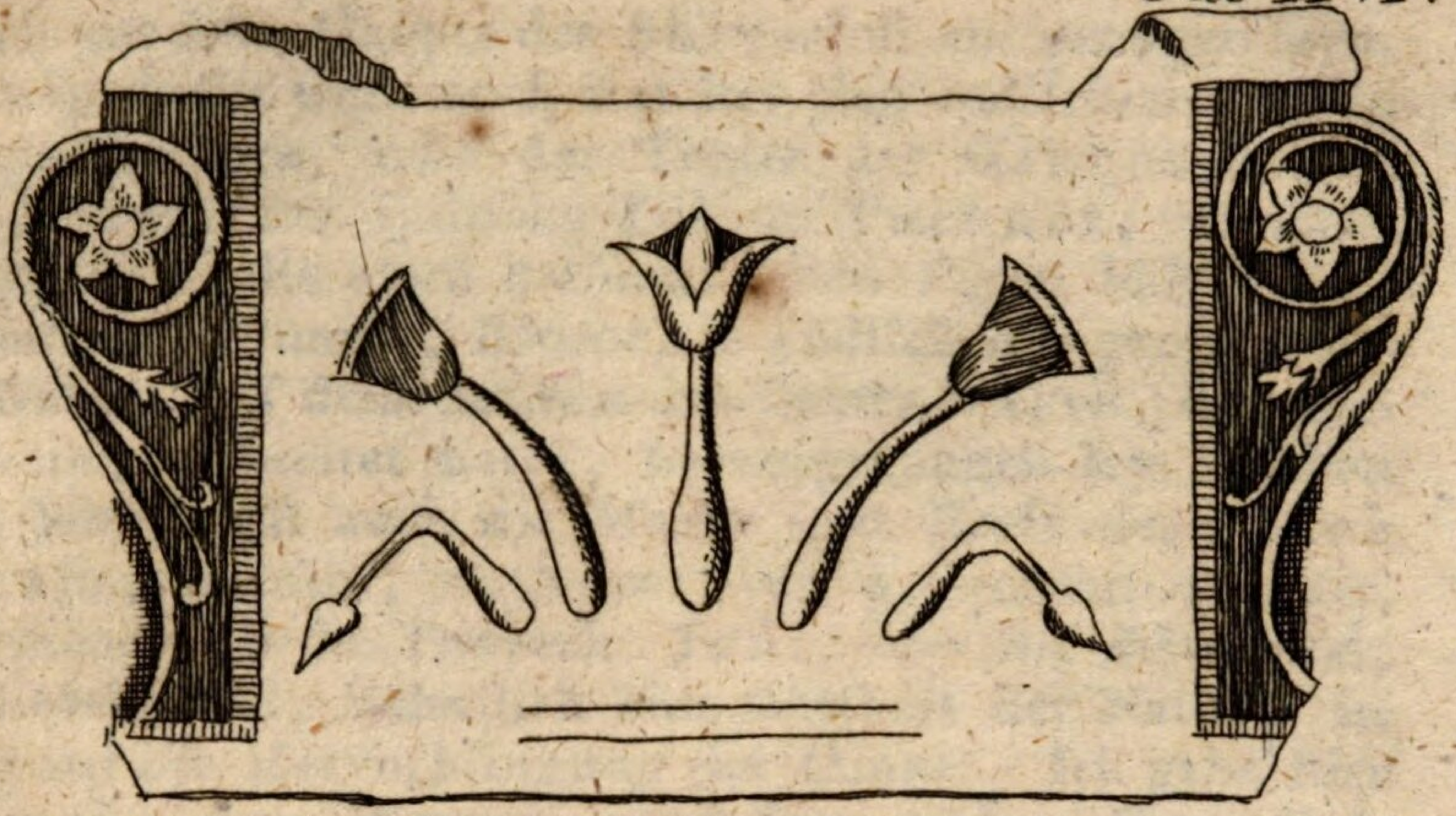
ſer Geſtalt noch die Nahmen Bhadrakàli, Gaengadèvi, Komari; beym Volke aber heiſst ſie Amà, Mariatala, Durga und Pagòdi.

Die Indier glauben, daſs es dieſe Göttin ſey, welche zur Züchtigung der Menſchen die Blattern unter ſie ſende, mancherley Krankheiten über ſie verhänge, und dämoniſche Beſitzungen in ihnen veranlaſſe. Doch gehen dieſe ihre Züchtigungen nur auf das gegenwärtige Leben; der Tod, und die nach demſelben eintretenden Strafen ſowohl, als Belohnungen, ſchreibt man ihrem Gemahl und Vater Shiva zu. Dieſe Göttin läſst ſich mit keinen andern Opfern gnügen, als blutigen, daher ihr vor Alters ſogar Menſchen hingeſchlachtet wurden, itzt aber werden ihr nur noch Hähne, und zuweilen, doch ſeltner, Stiere geopfert.

Das ihr zu Ehren verordnete Feſt Nebal, wird in Bengalen, auf der malabariſchen und Coromandel-Küſte, mit groſser Feyerlichkeit begangen. Uebrigens iſt's unmöglich, alle die mannigfachen Erzählungen beyzubringen, welche in Bezug auf die Göttin Parvadi, in Indien erſonnen ſind, und im Schwange gehen. Genug, ſie laufen alle darauf hinaus, dieſe Göttin als Züchtigerin der Menſchen, durch ihr irdiſches Leben, darzuſtellen. Von der Art und Weiſe, wie die Indier ſich und ihre Söhne zuweilen unter den Rädern des Triumphwagens hinzuopfern pflegen, auf welchem das ungeſtaltete Bildniſs der Göttin Parvadi, bald unter einer, bald unter der andern Geſtalt, umher gefahren zu werden pflegt, hat Sonnerat geſchrieben, doch irret er, wenn er dieſen und andre Gebräuche, oder ähnliche Folgen des Aberglaubens, für ächt indiſch und brahmaniſch hält.

Doch, wie ich ſchon vorhin bemerkt habe, ſo ſind, nach der Lehre der Brahmanen, Shiva und ſeine Gemahlin Bhavàni, nicht nur Vernichter, ſondern auch Erzeuger der Dinge, und daraus wird's erklärbar, wie der Ganges, als Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung, vorgeblich

Tab XVI.



Lotusblume.

nach einem alten Marmor im Museo Borgiano.

Shiva u. Pārvadi.

auf dem Berg Meru.



nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

geblich aus dem Haupte des Shiva ſoll entſprungen ſeyn, und wie dieſer Gott noch itzt bey den indiſchen Weiſen Gangadharam, oder der Träger des Ganges heiſse. So ſagt auch der indiſche Dichter Pacunar, welcher ſich genau an die alten brahmaniſchen Sagen hält, daſs die Geſtirne, Blumen, Bäume, ja endlich die ganze ſichtbare Natur, aus dem Saamen des Gottes Shiva, den dieſer überall verbreitet hatte, hervorgegangen ſey. Eben daher leitet man auch die Macht und Kraft des Shiva Lingam, welcher, nach dem eben genannten Dichter, nicht minder als das Dreyeck, Joni, oder die Bärmutter, eine Gottheit iſt, nähmlich eine Gottheit der Natur, in Bezug auf die Hervorbringung der Dinge. Ich gebe hier Pacunar's eigne Worte: „Auf dem goldnen Berge Cailàſam, Mahameru, oder Sumeru, der Wohnung des Gottes Ishvara oder Shiva, befindet ſich eine Ebne, und in derſelben ein viereckigter Tiſch, mit neun koſtbaren Steinen geſchmückt. Mitten auf dieſem Tiſch ruht eine Lotusblüthe, die Padma oder Tàmara heiſst, und in deren Mitte ſich das Dreyeck, die Quelle und der Urſprung aller Dinge, zuſammt dem Shiva Lingam, befindet. Das Dreyeck iſt das Haus und die Wohnung des ewigen Gottes Lingam, wie es denn ſelbſt, als ſolches, ewig iſt.“

Dieſe hier genannten Dinge ſind, wie auf einem Throne, über einem, aus koſtbarem Stein verfertigten Löwen, aufgeſtellt, und das Geheimniſs, welches ſie in ſich ſchlieſsen, iſt ſo erhaben, daſs es Niemand unter den Menſchen, ſelbſt keiner der himmliſchen Geiſter, zu ergründen und zu deuten vermag. In Rückſicht auf dieſes Geheimniſs der Hervorbringung der Dinge nun, heiſst dieſe Göttin, Bhavani, oder die Göttin, welche das Daſeyn verleiht *); ferner, die Schöpferin und Bewürkerin,

*) Sie könnte vielleicht mit der Venus der Griechen in einen Vergleich geſtellt werden.

die grofse Herrſcherin, in Bezug nähmlich auf die Natur; die Lenkerin des Thau's und der Feuchtigkeit, in ſo fern ſie aus dieſer letztern die Dinge hervorbringt; ferner, das allgemeine Vergnügen, oder die allgemeine Glückſeligkeit, weil dieſe aus der Natur und der Erzeugung hervorgeht. Ja, endlich heiſst dieſe Göttin auch Shakti, d. i. eine das Daſeyn und die Hervorbringung bewürkende Macht oder Kraft.

Wenn dieſe Göttin Shakti nun, als gegenwärtig im erſten Augenblicke der Schöpfung des vor ihr ſchon da geweſenen Gottes Ishvara, dargeſtellt, und in einem Geſpräche mit dieſem letztern aufgeführt wird, ſo kann dies auf eine zwiefache Art verſtanden werden. Entweder nähmlich, redet Ishvara oder der Gebieter ſeine Macht und Kraft an, ertheilt ihr Befehle, und erhält von ihr eine Folge leiſtende Antwort; oder Ishvara als Schöpfer, redet die Natur, als Hervorbringerin der Dinge an, worauf dieſe ihm ein nachgebendes Om, d. h. es geſchehe, oder wohl, ſo ſey's, erwiedert *).

Aus dieſer Idee von einer unabläſſig hervorbringenden Natur, iſt eine Menge indiſcher Erzählungen entſprungen, z. B. daſs Parvadi oder Bhavani tauſend und mehr Jahre, mit dem Gotte Ishvara in beſtändiger Verbindung lebte; daſs Shiva ſie immer mit ſich, und zwar auf ſeinem Haupte trage; daſs dieſe Göttin nichts anders ſey, als der berühmte Gangesfluſs, in deſſen Gewäſſern hinzuſterben und zu erſticken, nichts anders heiſst, als entſündigt und in die erſten Naturſtoffe aufgelöſst werden, damit nachmahls die Seele und der Körper, noch reiner und unbefleckter, auf's neue von der Natur könne hervorgebracht werden. So, und nicht anders, ſind dieſe brahmaniſchen Myſterien zu erklären.

*) Doch kann dieſe Unterredung auch auf die Sonne als Shiva, und auf den Mond als Pàrvadi, bezogen werden, da ſie denn ähnlichen jüdiſchen Dichtungen entſprechen würde.

Wenn Párvadi ferner die Tochter eines Königes der Gebürge heiſst, und die Berge zwiſchen Tibet und Indien, als der Wohnort ihres Stammes angegeben werden: ſo iſt dies gleichfalls Allegorie, die darauf hindeutet, daſs Párvadi, Shakti oder Bhàvani, die Gemahlin des höchſten Gründers der Natur, oder mit andern Worten, der Mond im Verhältniſs zur Sonne ſey.

Uebrigens wird dieſe Göttin jährlich einmahl, in feſtlichen Aufzuge, und unter dem Zuſtröhmen einer Menge von Menſchen, von den Brahmanen, im Meere oder in einem Fluſſe gebadet.

TRIMURTI,

die indiſche Dreyeinigkeit.

Wir haben zuerſt zu einer richtigen Einſicht in dieſen Gegenſtand, die Bedeutung des Nahmens Trimurti zu entwickeln. Tri bedeutet im Samſcrid Drey, Mùrti aber eine Perſon oder einen Körper *). In einem Gebete, welches die Brahmanen an den Gott Shiva, Ishvara, Mahadèva oder Rudra richten, reden ſie ihn auf folgende Art an: „Gott Bhagaván (d. i. Shiva), der du den Reuigen, was ſie wünſchen, ertheilſt, dir ſey Anbetung! Dir, der erſten Perſon, dem erſten Körper, ſey Anbetung! Anbetung ſey dir, du Träger des Ganges!" In dieſem Stoſsgebete alſo wird Shiva, der mit zu der indiſchen Dreyeinigkeit gehört, ein Körper, oder eine Perſon genannt, Trimurti bezeichnet daher nichts andres, als drey in eine gewiſſe Einheit zuſammengefügte Körper oder Perſonen, und dieſe ſind Brahma, Vishnu und Shiva.

*) Hanxleden ſagt in ſeinem Wörterbuche: *Mùrti peſſoa, que explicão por Shariram* (Körper), *aſſim chamão a ſua falſa trindade trimurti.*

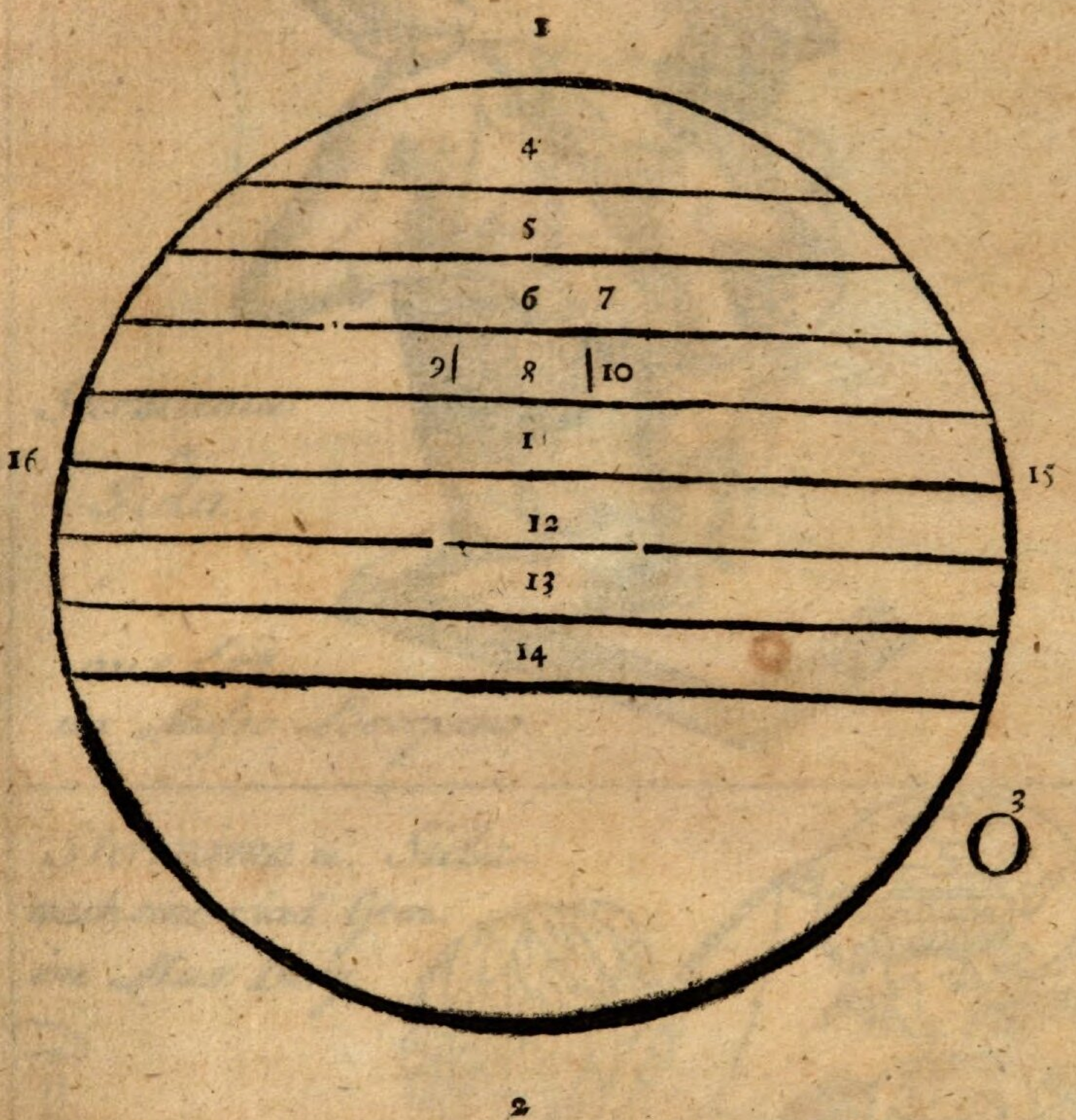
Diese drey Gottheiten sind, nach der Sage brahmanischer Weisen, entweder aus der Pflanze der Bananafeige, als dem Symbol der Fruchtbarkeit, erzeugt und gebohren, oder aus dem Dreyeck, dem Prinzip aller Dinge; aus dem Joni, d. i. aus der Bärmutter der Göttin Bhaváni, oder der Göttin der Natur, welche das Dreyeck abbildlich darstellt; aus dem Lingam, einem andern Prinzip und Symbol der Erzeugung, oder endlich aus dem Lotus, dem Produkt der Wärme und Feuchtigkeit, als einem noch andern Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung, wegen der Aehnlichkeit, die es mit einer Bärmutter hat, daher diese drey Götter auch oft, als mitten im Lotus sitzend, abgebildet werden. Zur Gemahlin, und zugleich auch zur Mutter haben diese drey Brüder die Göttin Shakti, oder die Göttin der Macht; insbesondre aber ist sie die Gemahlin des Shiva, Mahàdèva oder des grofsen Gottes, d. h. der Sonne oder des Feuers, weil dieses Element mächtiger ist, als die übrigen. Demnach also ist Shiva oder das Feuer, Brahma oder die Erde, Vishnu oder das Waſſer, auf das genaueste mit der Macht oder Kraft verbunden, ja sie selbst sind Kräfte, Brahma nähmlich in Bezug auf die Schöpfung, Vishnu in Rücksicht auf die Erhaltung, und Shiva in Rücksicht sowohl auf die Erzeugung, als auf die Vernichtung. Daher jener indische Ausspruch: „Schöpfung oder Hervorbringung, Erhaltung oder Regierung, Erzeugung und zugleich Vernichtung."

Es sind dieses also, wie man aus allem sieht, drey symbolische oder allegorische Gottheiten, wie die Göttin Sarasvadi, d. i. Weisheit, oder Göttin der Harmonie, die Gemahlin Brahma's. Man erzählt von diesen Göttern auch, dafs sie einst in Frauenzimmer verwandelt, mit einander Söhne gezeugt hätten, und ihrem Geschlechte nach überhaupt, männlich sowohl als weiblich wären, wie wir dies schon vorhin vom Shiva insbesondre gesagt haben *).

*) S. von einer solchen Statue des Brahma den Porphyr. in seinem Buche *De Styge*, und den Shiva bey Niebuhr, Th. 2 Taf. 6.

Nehmen wir diese ganze Theodicee von der allegorischen Seite, so werden wir uns nicht nur das bisher gesagte deutlich machen können, sondern wir werden auch im Stande seyn, uns so manches andre zu erklären, z. B. dies, dass es von jenen drey Göttern heisst, sie wären einst unter sich in einem Streite verwickelt gewesen, dann aber wieder zur Eintracht zurückgekehrt, und hätten nun nicht nur die Welt gebildet, sondern sie auch als Gesetzgeber eingerichtet. Nun leuchtet es ein, woher Brahma keine Tempel hat, und woher sich die ganze indische Philosophie, und alle indische Sekten, nur mit Vishnu und Shiva, oder, mit andern Worten, nur mit dem Feuer und Wasser, so ganz ausschliessend beschäftigen: Brahma nähmlich, als die Erde oder der Aether, welcher die Erde umschliesst, bedarf keines Tempels, da er überall verbreitet ist, und sich überall befindet; Vishnu aber und Shiva, als Wasser und Feuer, diese mächtigen Freunde und Feinde des menschlichen Geschlecht's, haben ihre unzähligen Verehrer, und geben Veranlassung zu der Bildung von zwey grossen philosophischen Sekten, welche ganz Indien gleichsam in eben so viele Religionsklassen, die Vishnuviten nähmlich und die Shivaniten, trennen *).

*) Von dieser indischen Dreyeinigkeit redet auch Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 22. 23. Wie unrichtig und falsch hierüber der Verf. der *Recherches sur l'origine et les progres des arts de la Grece. T. I. p.* 91. u. f. raisonnirt, ergiebt sich aus einer Vergleichung mit dem hier gesagten, nur zu deutlich.



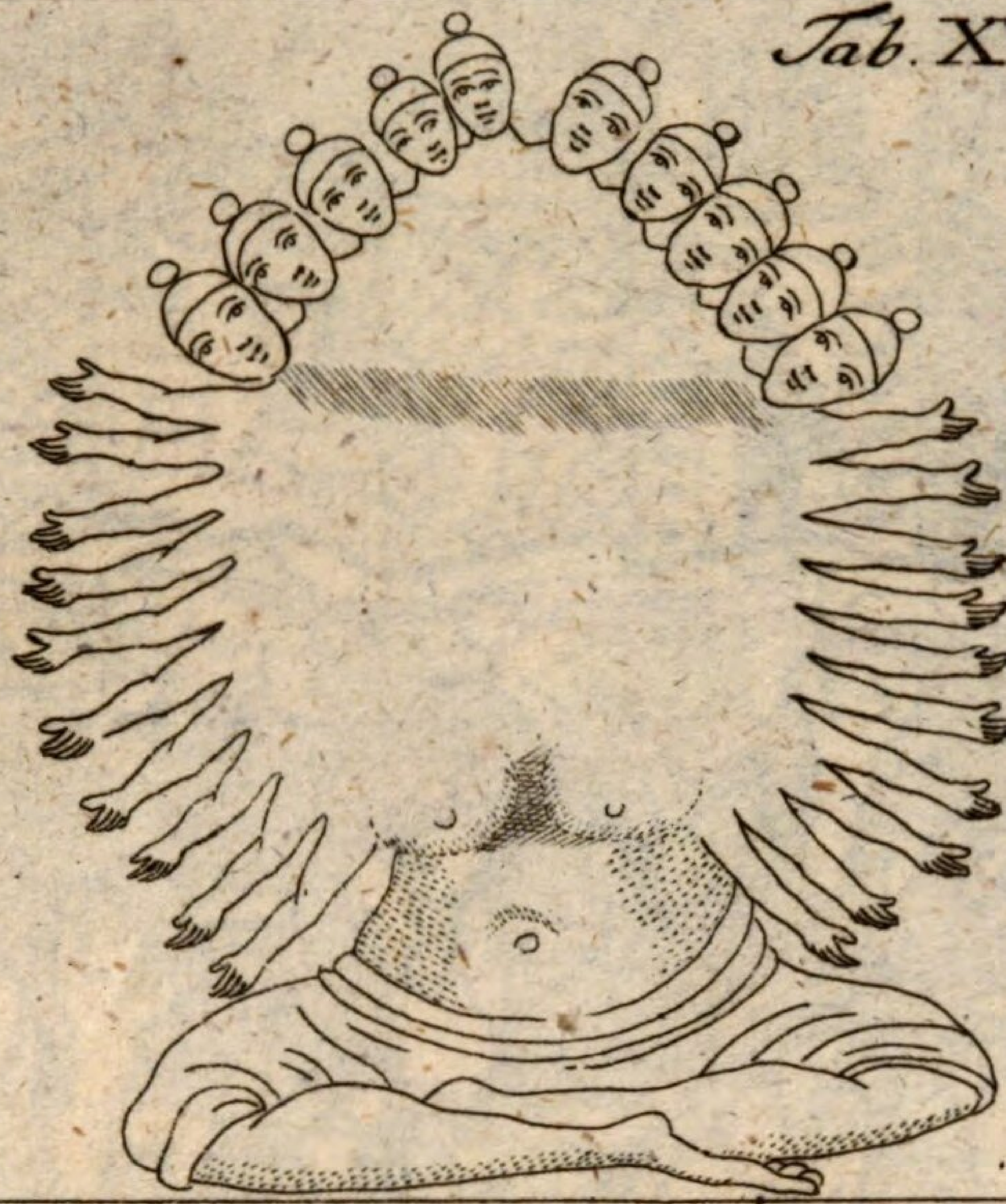
1. Bezeichnet den Nordpol. 2. Den Südpol. 3. Die Insel Laenga, Gemmadiba oder Ceylan, ausserhalb dem Erdglobus. 4. Vtera curucal oder der nördliche Fuss. 5. Irul malá, oder der dunkle, schattige Berg. 6. Ramja. 7. Der Berg Meru und Kailasa, der Wohnsitz Shiva's. 8. Giamba oder Iamba. 9. Parashva. 10. Kedumalà. 11. Elembrada. 12. Arivangia. 13. Vimpruia. 14. Parida. 15. Westen. 16. Osten. Die Räume zwischen 4. 5. 6. 9. 10. 11. 12. 13. 14. sind neun Theile der Erde, welche durch Gebürge von einander getrennt werden.

Tab. XVII. u. XVIII. a





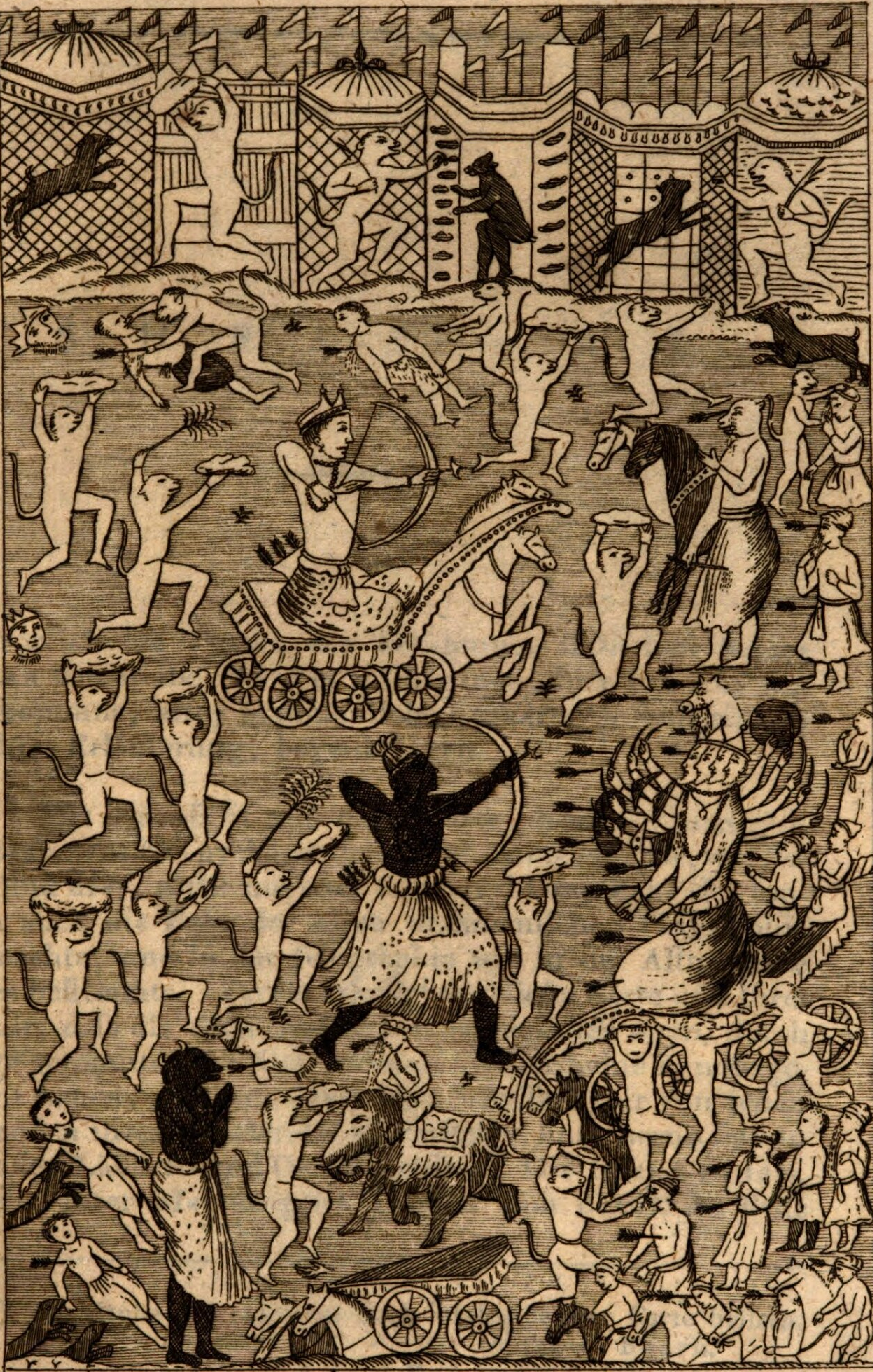
Tab. XVII. u: XVIII. b.



Râvana
nach einem indischen Gemählde im Mus. Borg.



Hanuman.
aus Erz im Museo Borgiano.



Krieg des Shrirámae gegen Rávana.

Sechste Menschwerdung des Gott Vishnu nach einem ind: Gem: im M.B.

S H R I R A M A.

Bevor ich die Thaten des berühmten indischen Gottes Ráma beschreibe, wird es nöthig seyn, hier die sehr unvollkommne, alte, brahmanische Erdkarte *), und einiges zu ihrer Erläuterung, beyzubringen.

Mit Rücksicht auf diese Karte, bemerke man also die brahmanisch-pythagorische Zahl neune, welche, wie sieben und drey, nicht nur eine sehr würksame Zahl ist, sondern auch die Basis der alten brahmanischen Philosophie ausmachte, und in der Geographie wie in der Astronomie vieles bestimmte. Ferner erhellet aus dieser Karte und ihrer Gestalt, dass die alten Brahmanen ausser diesen neun, durch Berge getrennten, Theilen Indiens, weiter keine Länder gekannt haben, und dass daher ihre Schriften nur von jenen Gegenden ihres Vaterlandes zu verstehen sind, wenn sie von gewissen Ländern und Oertern reden. Die Insel Ceylan, welche ihrer Meynung nach, ausser dem Bezirk der Erde

*) So, glaube ich, muss es nach Massgabe der Carte heissen.
Anm. d. Bearb.

liegt, wird von ihnen neben den Südpol geſtellt, den ſie für das Ende der Welt halten. Indien ſelbſt ſtellen ſie als von Bergen durchſchnitten dar, wie dies denn auch würklich der Fall iſt.

Der Berg Meru befindet ſich in der dritten nördlichen Zone, nordöſtlich *) von Gembu oder Jamba, welches Land unſre Geographen, unter den dreyſſigſten Grad der nördlichen Breite ſetzen. Jamba aber iſt ein aus dem Samſcrid verdorbner Nahme, in welchem Giambhu oder Gembhu, das Vaterland, oder den Stammort der Indier bezeichnet, welche dort vom Brahma gebildet, und von dem höchſten Weſen geſchaffen zu ſeyn, behaupten. Das Königreich Ajodja, in welchem Ráma oder Shriráma gebohren ward, und von wo aus dieſer ganz Indien bekriegte, auch bis nach der Inſel Ceylan vordrang, liegt, nach der Behauptung der Brahmanen, oberhalb des Berges Meru, etwas weniger nördlich. Aus dieſem allen, und einer Vergleichung der beygefügten Karte, erhellet nun aber ſoviel, daſs die Brahmanen dem Lande Indien eine gröſsere Ausdehnung geben, als es einige unſrer Erdbeſchreiber thun. Jene nähmlich rechnen noch die tibetaniſchen Gebürge bey Caſchemir, welche unter dem ſechs und dreyſſigſten Grade liegen, zu Indien, und nehmen dieſelben als die äuſſerſten nördlichen Grenzen dieſes Landes an. Demnach macht denn Bactriana und das indiſche Scythien würklich einen Theil Indiens aus.

Soviel war zum Verſtändniſſe des folgenden nöthig! Itzt gehen wir zu einer nähern Anſicht desjenigen über, was die Indier vom Shri Ráma erzählen oder dichten.

Nicht überall wird dieſer Gott in Indien auf gleiche Weiſe abgebildet. In einem Tempel auf der malabariſchen

*) Man ſehe auf *De l'Isle* Karte unter dem ſechs und dreyſſigſten Grade, die Nahmen *Cashgar*, *Siba*, *Jamba*, *Nagaresut*, *Ajoud* oder *Ajodja*.

Küſte erſchien Ráma oder Shri Ráma unter einer dunkelgrünen Geſtalt, mit Pfeilen und einem Bogen in den Händen, am Halſe aber mit einer herabhängenden Kette verſehen; ſeine Mütze endlich lief kegelförmig zuſammen, und war übereinander von drey Kronen umgeben. In andern Abbildungen hat er häufig ein grünes Geſicht, in der einen Hand hält er eine Cirkelähnlich zuſammengewundne Schlange, mit der andern aber umfaſst er ſeine neben ihm ſtehende Gemahlin Sidam. Dieſe erſcheint gemeinhin in weiſſer Farbe und halb entblöſst; an jedem Fuſse aber befindet ſich ein goldner oder ſilberner Ring, wie ihn noch itzt viele Frauen in Indien zu tragen pflegen. Für das Alter dieſer Sitte, dienen jene Bildniſſe zum deutlichſten Beweiſe. Der Bruſtharniſch des Ràma endlich, und ſeine vorhin beſchriebne Mütze, gewähren das mannigfachſte Farbenſpiel, indem ſie mit Edelſteinen, Perlen, mit Gold und Silber beſetzt ſind.

Weit älter aber, als alle dieſe Abbildungen, ja vielleicht die älteſte, iſt diejenige, welche Niebuhr nach einem Original auf der Elephanteninſel gegeben hat *): denn alle, oder doch die mehreſten indiſchen Götter, werden unbekleidet dargeſtellt, welches beweiſet, daſs die Götterlehre dieſes Landes, in dem warmen Clima Indiens, ihr Entſtehen gefunden habe. Damals ward noch keine Kunſt an die Statuen verwandt, und keine Farben an dieſelben verſchwendet, ſondern ſie trugen deutlich die rohen Spuren ihres hohen Alters an ſich. Auf jener Abbildung nun erſcheint Shriráma, eben ſo wie ſeine Gemahlin Sida, ganz unbekleidet, nebſt dem Affen Hanuman, und der Schlange, dem Symbol des jugendlichen Bacchus, oder des Lebens. Er hat eine alte indiſche Mütze auf, und trägt einen brahmaniſchen Gürtel über den Schultern. Der genannte Affe, und mehrere im Dienſte dieſes Gottes befindliche Genien, ziemlich unförmlich gebildet, ſtehen neben

*) Reiſebeſchr. nach Arabien. Th. 2. Taf. 7. Fig. 3.

ihm und beten ihn an, gerade in der Stellung, in welcher man ſie auch auf andern indiſchen Denkmählern gewahr wird, vorzüglich zu Patmanáburam, einer königlichen Burg, und in der malabariſchen Stadt Tiruvancoda auf den dortigen Triumphwägen. Doch wir gehen zu der wichtigern Frage über, welche Gottheit dieſe denn wohl ſo eigentlich ſey?

Ráma oder Shriráma wurde, wie man ſagt, aus dem Sterne Rohini gebohren, und iſt Vishnu's Bruder. Im Wörterbuche Amaraſinha heiſst er Ráma, der weiſſe oder ſchöne; Ramena *), der frohe, tändelnde, rüſtige; Kamapala, der begehrliche, dem Lüſten ergebne; Halájudha, der ungeſtümme Kämpfer; Samkarshaná, der grauſame, in allem gleich tapfre; Sirabáni, der Lenker des Pfluges; Nilambara, der mit einem grünen, oder hellblauen Kleide umgebne; Kálinibhedana, der Theiler, oder Uebergänger über den heiligen Fluſs Kálini, der ſonſt auch Ciamuna heiſst. Auch nennt man den Ráma, den tapfern Gott, den edelmüthigen, den rüſtigen Streiter, und Rohineja wegen ſeiner Abſtammung vom vorerwähnten Sterne. Sollte man in allen dieſen Nahmen nicht einen jugendlichern, und urſprünglich indiſchen Bacchus erkennen? Der Fluſs Kalini oder Ciamuna, wurde ſchon einmahl, — von wem, weiſs ich nicht — für den Styx gehalten. Die übrigen Nahmen ſind ſchon an und für ſich deutlich genug.

Sida, der Nahme der Gemahlin Ráma's, bezeichnet auch die Erde, oder die Aufwälzung derſelben durch das Pflügen, und einen fruchtbaren Boden. Der Affe Hanuman aber iſt ein Sohn der Sonne und des Mondes, und

*) Das erſte A in dieſem Nahmen iſt kurz.

deutet den Wind, oder die alles durchdringende Luft an *).

Vergleichen wir dasjenige, was alte Schriftſteller **) uns von einer zwiefachen Geſtalt des Bacchus bey den Griechen und Römern ſagen, daſs er nähmlich, bald als ein ſchöner Jüngling, bald als ein bärtiger Alter abgebildet ward: ſo ſcheint Ráma jener jugendlich ſchöne Bacchus, oder die Sonne, als Hervorbringerin des Tages zu ſeyn; Shiva aber der ältere Bacchus, die Sonne zur Nachtzeit, der Richter der Verſtorbnen, der Bewohner des Berges Meru, und die alles vernichtende Sonne. Dieſer iſt von

*) Clemens von Alexandrien erzählt in ſeinen *Strom. Lib.* 3. §. 194. daſs einige Brahmanen den Herkules und Pan verehrten. Pan, als Wind, erſcheint auf den griechiſchen Denkmählern mit einer Rohrflöthe, auf indiſchen Abbildungen aber mit einer Fliegenklatſche, oder der Cither Kinnara. Das erſtere ſowohl, als dieſes lezte Inſtrument, deuten gleich ſchicklich auf den Wind, oder die Luft hin, durch deren ſchnellere Bewegung ſie nähmlich zum Tönen gebracht werden. Die Fliegenklatſche aber dient zur Mäſsigung der Sonnenhitze durch das Wehen. Pan alſo, oder Hanuman iſt der Vorgeſetzte der Winde, welche ſelbſt ſymboliſch dargeſtellt werden, durch die andern Affen, Faunen, oder Satyrn Bâli und Sugriva, die als dienende Krieger und Begleiter der am Tage ſcheinenden Sonne, oder des Shrirama erſcheinen. Vergl. die *Aſiatick reſearches. p.* 257. wo der Verſuch zu dem Beweiſe gemacht iſt, daſs Pan den Bacchus auf ſeiner Unternehmung in Indien begleitete. Dieſe Dinge werden noch itzt vor den indiſchen Tempeln nachgebildet; denn hier wird, während der Tänze der Dévadaſi oder Bacchantinnen, und unter dem Getöſe von Glokken, Schellen und Hörnern, Shrirâma mit dunkelgrünem Geſicht, nebſt ſeinen rothwangigen Silenen, und dem Könige Râvana von Ceylan oder dem Pluto, zur Schau ausgeſtellt. Man merke, daſs Pluto, der Gott der Reichthümer und der Nacht, die Inſel Ceylan bewohnt, die ſich durch ihren Ueberfluſs an Edelſteinen und Perlen auszeichnet.

**) z. B. *Macrob. in Saturn. Lib.* 1. *cap.* 17. 18.

ſchrecklichem Anſehn, iſt Rächer der Vergehungen, Herrſcher über die Seelen nach dem Tode, über die nächtlichen Geſpenſter und die Dämonen oder Bhudanguel, und oberſter Regent der Unterwelt. Jener jugendliche Bacchus hingegen, oder Shriráma, gilt in der indiſchen Mythologie, für einen wackern Heerführer, König und Krieger, für den Lehrer des Ackerbaues, für den erſten Erbauer der Städte und Geſetzgeber Indiens, und für die Zuchtruthe der gottloſen Könige dieſes Landes, welche ſich weigerten, den Shiva oder die rächende Sonne anzubeten. Seine Gemahlin Sida ſtellt Indien dar, welches ihm Rávana, der König von Ceylan, und das Oberhaupt der Rieſen entriſs, aber nach einem heftigen Kampfe mit Shriráma, dieſem wieder abtreten muſste.

Wie Shiva oder die nächtliche Sonne, den Berg Meru bewohnt, ſo erſchien Shrirama oder die Sonne am Tage vom Königreiche Ajodja aus, das neben jenem Berge liegt; er bekriegte Indien, d. h. die damahls noch über dieſem Lande ſchwebenden Finſterniſſe und Wolken, und andre nächtliche Ungeheuer, mit ſeinen Strahlen; er entriſs die Sida, ſeine Gemahlin, d. i. Indien dem Pluto, und führte ſie wieder an das Licht herauf; er lehrte das Umpflügen und Zuſäen der Erde, that dem Rieſen, oder dem Einfluſſe widriger Geſtirne Einhalt, pflanzte den Weinſtok, und brachte ihn durch ſeine Wärme und Feuchtigkeit zur Reife, gründete Städte, ſchrieb allem, was fortkommen und gedeihen ſollte, gewiſſe Geſetze vor, beſiegte mit Hülfe des Hanuman, den König Rávana von Ceylan, wo, wie man glaubt, die Sonne, gleichſam an der äuſſerſten Grenze Indiens, unterhalb der Welt untergeht, und ſich in's Waſſer taucht, und ſetzte die Sida in Freiheit.

Die grüne oder blaue Farbe, mit welcher Shriráma abgebildet wird, deutet auf den Untergang oder das Tauchen in das Meer, und auf das Herabſteigen der Sonne, oder jener Gottheit in die Unterwelt, nach dem Siege über Rávana. Würklich befindet ſich auch zwiſchen der Inſel

Ceylan und der Fischerküste, neben der Brücke Ráma, die fälschlich Adamsbrücke genannt wird, dicht am Meere, ein sehr alter und berühmter Tempel, welcher, weil er dem Ráma oder jugendlichen Bacchus geweihet ist, Rámishvaram heisst. Dies sowohl; als die indischen Bacchanalien oder Ramsa, welche zur Ehre eben dieser Gottheit begangen werden, scheinen unsre Muthmassung zu bestätigen, wozu denn noch viele alte Denkmähler in Rom kommen, die den Bacchus unter jener zwiefachen Gestalt aufführen. Wenn es wahr ist, was ein unbekannter Verfasser eines handschriftlichen Werkes sagt, dass man nähmlich unter dem Thore einer Stadt in dem kleinen Königreiche Ciringapatam, eine Statüe der Göttin Sida gewahr werde, welche drey entblösste Jogui's, in einer sehr ungesitteten Stellung, zu ihrer Seite habe: so scheint es als ausgemacht angenommen werden zu können, dass diese Göttin die Erde oder den Mond, in Rücksicht der hervorbringenden Kraft derselben, und zwar als Gemahlin der Sonne darstelle.

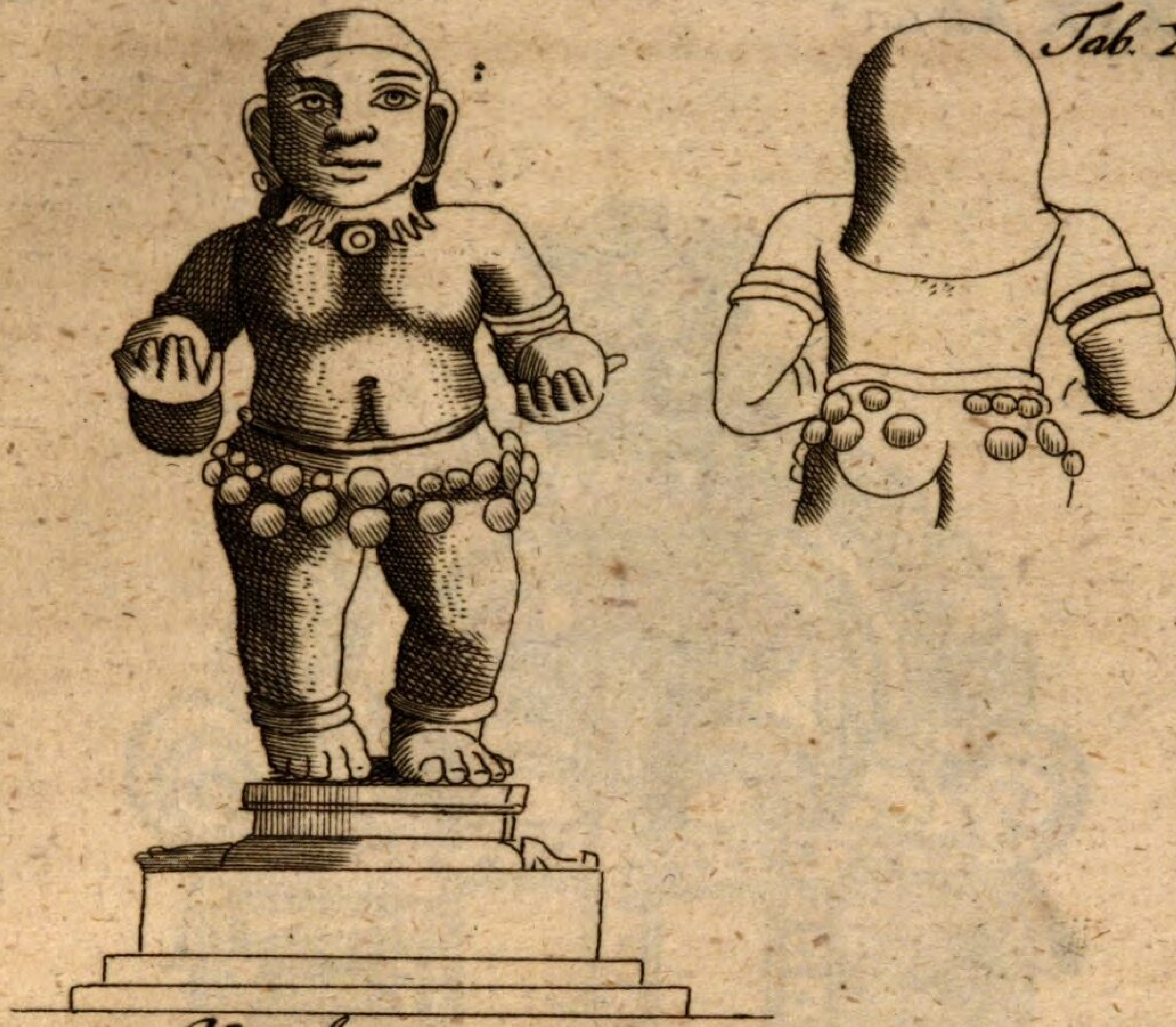
Vom Affen Hanuman sagt der Pater Constantin von Asculo, dass er zu Nepal mit rother Farbe abgebildet sey, und in der Hand einen Berg, einen Zweig, einen Hammer und einen Dreyzack halte. Diese Attribute scheinen den Hanuman, als den Gefährten Rama's darzustellen, d. h. als den Wind, welcher nebst der indischen Sonne auf Bergen wohnt, und mit ihrer Hülfe die Früchte hervorbringt, ja, als den Diener des in's Meer herabgestiegnen Bacchus, dessen Symbol der Dreyzack ist.

Soviel von Ráma, in Bezug auf die indische Götterlehre.

Diejenige, welche diese Gottheit historisch deuten, finden in ihm bald den Chus oder Cusch, bald den Simson, bald wieder den Nimrod, oder wie Sonnerat der Meynung ist, irgend einen peguanischen König, der Indien bekriegte, und den Einwohnern dieses Landes ver-

ſchiedne Glaubenslehren beybrachte. Da es aber im Buche Bhágavadam heiſst, daſs Vishnu den frommen König Manu, den Gründer des indiſchen Volkes, von der allgemeinen Waſſerfluth errettet habe, und da, wie ſich's weiter unten ausweiſen wird, unter der aſtronomiſchen Hülle, in welcher die Geſchichte des Gottes Krshna ſich befindet, ſonſt Niemand zu ſuchen iſt, als die indiſchen Könige Pandava: ſo ſcheint auch bey dieſer aſtronomiſchen Dichtung vom Gotte Shrirám̄a, ein würklicher Held zum Grunde zu liegen; denn irdiſche Thaten werden von den Indiern auf die Geſtirne, ſo wie im Gegentheil aſtronomiſche Nahmen, und die Bewegungen der Himmelskörper, auf irdiſche Gegenſtände zurükgeführt.

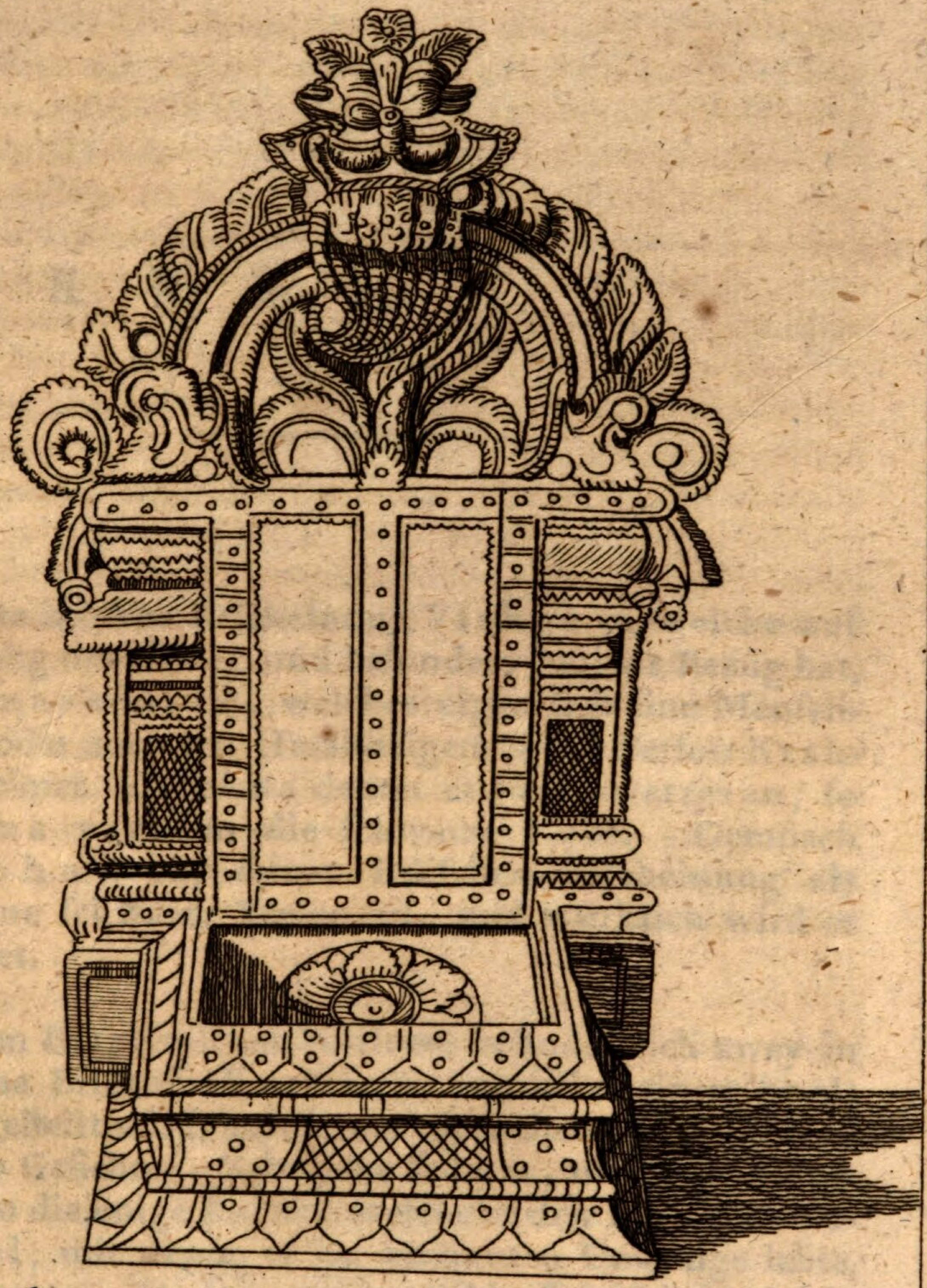
KRSHNA.



Krshna
aus Erz im Mus. Borg.



Krshna.
aus Erz im Mus. Borg.



Thron des Gottes Krshna aus Erz im Mus. Borg. an seinem Fusse die Lotusblume weiter oben unter dem Gesichte des Gottes Shiva der wache Pÿtho mit fünf Koepfen.

K R S H N A.

Die neunte irdiſche Erſcheinung Vishnu's, welche auf die Erhaltung der Welt, und beſonders Indiens Bezug hat, heiſst Krsnavadáram, welches eigentlich eine Menſchwerdung, oder auch ein Herabſteigen in der Perſon Krshna's bezeichnet. Krshna deutet etwas ſchwarzes an, ſo wie Krshna varnam die ſchwarze Farbe. Demnach zeigt Vishnu bey ſeiner irdiſchen Erſcheinung als Krshna eine ſchwarze Perſon an, und würklich wird er ſo abgebildet.

In den Borgianiſchen Muſeum befinden ſich zwey in Erz gegoſsne Bildniſſe Krshna's, in deren einem er als Knabe dargeſtellt wird, mit einem zierlichen, zum Lächeln verzogenen Geſichte. Uebrigens ſteht er, und hält in beyden Händen diejenige Butter, welche er den Hirtinnen Govaſtriguel, mit denen er im vertrauten Umgange lebte, entwandt hatte. In dem andern Bildniſſe erſcheint er in einer gebükten, kriechenden Stellung, indem er mit dem einen Knie die Erde berührt, das andre aber in einer gewiſſen Erhöhung hält. In der einen Hand trägt er die genannte Butter, mit der andern drückt er im Kriechen gegen den

Boden. Vor der Stirne führt er auf dieſe Art  das heilige Zeichen, welches entweder Shiva's mitten an der Stirne hervorragendes Auge, oder den Mond, oder den Lotus als Symbol der Bärmutter der Göttin Bhavani, oder endlich den Lingam nebſt dem Joni, darſtellt. An ſeinem Halſe hängt eine geöfnete Lotusblüthe, und an den Fuſsſohlen, wie an dem innern Theile der Hände, befindet ſich die Abbildung eines Viereckes, in deſſen Mitte ein Punkt hervorragt, welches eine geheimniſsvolle Hindeutung, entweder auf die Sonne, oder auf den Lingamdienſt enthält.

Auf einigen Statuen und Bildniſſen, wie z. B. im Palaſte des Königs von Travancor zu Tiruvandapuram, erſcheint Krshna ſtehend, mit einem ſchwarzen Geſichte und in jugendlicher Geſtalt, indem er auf einer Flöthe bläst. Noch andre Abbildungen ſtellen ihn dar, wie er zwiſchen einigen Hirtinnen ſteht, und dieſe auf beyden Seiten umarmt; eine deutliche Anſpielung auf ſein Hirtenleben! Die irdiſchen Erſcheinungen Vishnu's in der Perſon des Königes Râma und des Krshna, ſind unter ſeinen übrigen neun oder zehen Erſcheinungen dieſer Art, die wichtigſten, daher es billig iſt, hier etwas von der letztern zu ſagen, nachdem wir von der erſtern ſchon vorhin ausführlicher geredet haben.

Krshna und die ganze indiſche Mythe von ihm, iſt ſehr verſchieden gedeutet. Einige finden in ihm den Apollo Nomios der Griechen, oder die Dichtung dieſes Volks, von dem Hirtenleben Apollo's. Andre finden wieder die Pandionen der Griechen darin, und noch andre endlich glauben, daſs Krshna der verdorbne Nahme Chriſti ſey, deſſen Geſchichte in apocryphiſchen Evangelien nach Indien herübergebracht worden.

Um uns aus dieſem Labyrinthe mannichfacher Erklärungen zu ziehen, wird es nicht undienlich ſeyn, uns zuvörderſt aus dem Wörterbuche Amaraſinha mit den

verschiednen Nahmen dieses Gottes bekannt zu machen. Hier heifst er Krshna, der Schwarze, oder schwarze Gott; Késhavá der haarigte; Mádhava, der Gemahl der Göttin Mà oder Lekshmi, denn er ist Vishnu; Punarikàksha, der Augen hat, wie die Tamara-, Padma- oder Lotusblüthe; Madhuribu, der Feind, der Gegner des Riesen Madhu; Dévaginananá, der Sohn Devagui's; Gauri, der Bengale, oder der vom Ganges her ist; Purushottama, der treflichste Mann; Vanamàli, der mit Blumen bekränzte; Kámsaràdi, der Mörder des Königes Kamfa. Aus diesen Nahmen erhellet die Abstammung und Bedeutenheit Krshna's ziemlich deutlich: um aber zu einer noch genauern Einsicht hierin zu gelangen, müssen wir vor allen Dingen auf den Bericht des brahmanischen Werkes Judhishdiravigeam Rücksicht nehmen; denn in diesem Buche, welches ich im Samscrid verfasst vor mir habe, und das nicht nur als das Hauptwerk über diese irdische Erscheinung Vishnu's, sondern auch als ein Inbegriff des Gesetzes, und als ein Canon des ganzen indischen Glaubens an Krshna, angesehen wird, enthält die ausführlichste und anziehendste Darstellung des Abstammes, der Kriege und Thaten dieses Gottes.

Der König Judhu, so sagt dieses Werk, hatte zwey Söhne, deren einer Tredareda, der andre Pandu hiefs. Jener zeugte hundert Söhne, unter welchen Duridena der älteste war. Pandu hingegen ward, als er, ohne etwas übles zu befürchten oder im Sinne zu haben, auf einer Jagd die Frau eines Irshi oder heiligen Mannes erschofs, da sie als Hirschin und er als Hirsch mit einander umher gaukelten, von diesem letztern mit einem Fluche belegt, dem zufolge der König sterben sollte, sobald er seiner Gemahlin Cundi beywohnen würde. Zwar schmerzte den Pandu dieser Fluch, aber Cundi, ein sehr verschlagnes Frauenzimmer, tröstete ihn mit der Versicherung, dass sie auch ohne sein Zuthun, blofs mit Hülfe eines magischen Sprüchelchens, Söhne zur Welt zu bringen im Stande sey. Sie hielt ihr Wort, und gebahr zuerst den Dhermaputra,

dann den Bhima oder Bhimen, hierauf den tapfern Krieger Argiuna, nachmahls den Nagala, und endlich den Sahadeva *). Candari aber, eine gefchworne Feindin der Cundi **), gebahr vom Karna, einem von ihr an einem verborgnen Orte auferzognen Sohne diefer letztern, den fie mit Hülfe jenes magifchen Sprüchelchens, noch als Mädchen, durch eine gewiffe Einwürkung der Sonne, vermittelft des Ohrs empfangen hatte, hundert und einen Sohn. Als diefe erwachfen waren, und von jener nicht im natürlichen Laufe der Dinge vollbrachten Zeugung der erwähnten fünf Brüder hörten, machten fie ihnen das Reich ihres Vaters Pandu ftreitig, und wollten fich felbft in den Befitz der Nachlaffenfchaft diefes ihres Grofsoheims fetzen. Da ihnen aber die fünf Söhne Pandu's Widerftand leifteten, fo entftand daraus jener fürchterliche und lange Krieg, welchen das Buch Judhishdira befchreibt. Die Pandava nähmlich, oder die Söhne Pandu's, wurden von ihren hundert Vettern in die Enge getrieben, aber Vishnu nahm fich ihrer nun unter der Geftalt des Krshna an, bekriegte, in Verbindung mit dem Argiuna, ihre Feinde, tödtete den Karna, fetzte jene fünf Brüder in ihr angeftammtes Reich ein, fagte diefen darauf Lebewohl, und ftarb nun, von einem Pfeile durchbohrt, an einem Baume. Vorher aber machte er noch bekannt, dafs dreyffig Jahre nach feinem Tode, das eiferne Menfchenalter (Kalijugam eintreten werde, welches er durch eine Angabe, der in demfelben herfchenden Verfündigungen und Leiden, im voraus bezeichnete.

Nach dem Berichte des Buches Bhágavadam, wurde Krshna in der Stadt Madu, welche fünf und zwanzig indifche Meilen, deren jede eine Länge von 2500 geo-

*) Dhermaputra bezeichnet einen Kraftbegabten Sohn, Bhíma einen furchtbaren, Argiuna einen weifsen, Nágala einen fchleichenden, Sahadéva einen geduldigen.

**) Sie war eine Tochter des Königs Tredareda.

metrischen Schritten hat, von Agram liegen soll, von der Schwester des Königes Kamsa, Devagui gebohren. Eigentlich brachte Devagui sieben Söhne zur Welt, unter denen Krshna der jüngste war, sie aber und Vásudeva ihr Gatte, waren nur im Stande diesen allein zu retten, nachdem Kamsa die übrigen sechs getödtet hatte. Da aber Kamsa nun auch den Krshna umzubringen trachtete, suchten seine Eltern ihn durch eine gemeinschaftliche Flucht zu retten, auf der sie, bey dem Uebergange über einen gefahrvollen Strom, die Schlange Caliga zum Begleiter und Beschützer hatten, indem diese das Haupt des Kindes beschirmte, und es vor den Sonnenstrahlen, wie vor dem Regen, schützte.

Als aber Krshna zum mannbaren Alter gelangt war, besiegte er alle Ungeheuer, welche Kamsa zu seinem Verderben ausschickte, ja er tödtete diesen König selbst, und legte häufig überzeugende Beweise von seiner Göttlichkeit ab. Hierauf heurathete er, ward Hirte, strekte die Schlange Caliga zu Boden, stahl Butter, spielte die Flöthe, tändelte mit sechzehentausend einhundert und acht Hirtinnen, die er alle in einer Nacht besuchte und schwängerte, durch Haine, Felder, Blumen und Heerden hin, weidete Kühe, führte Kriege, und ward endlich, als der Krieg der Pandava beygelegt war, von einem Menschen mit Nahmen Beren, unter einem Baume erschossen, nachdem sein Lehrer Divasa, ein heiliger Mann, ihn mit einem Fluch beladen hatte. Dies ist die kurze, ächt brahmanische Uebersicht der Abstammung und der Thaten der Gottes Krshna.

Nimmt man alles dasjenige zusammen, was griechische und römische Schriftsteller *) von den Padaven erzählen, und vergleicht damit die Nachrichten Indisch-Brahmanischer Werke, z. B. dass Krshna der Bengale oder

*) S. *Plin. H. N.* 6. 16. 20. 23. *Arrian. Hist. iud.* I. 1. p. 323. und *Ptolomaeus in Geograph. Lib.* 7. *tab.* 10. *p.* 94. *ed. Argent.* 1522.

Gauri heiſst; daſs er zu Madu oder Madura *) gebohren ward; daſs die Cundi, von welcher das Geſchlecht Pandava herſtammt, mit Hülfe eines magiſchen Sprüchelchens, von der Sonne, d. h. vom Herkules, ſoll geſchwängert ſeyn; daſs die Pandaven während ihres Krieges über den Ganges giengen, und endlich, daſs ſie auf Wägen, mit Bogen, Pfeil und Elephanten kriegten; vergleicht man, ſage ich, dieſe Nachrichten, ſo ſcheint ſich hier vorzüglich ein zwiefacher mythologiſcher Geſichtspuknt zu eröffnen. Für's erſte nähmlich, ſcheint Krshna oder der indiſche Apollo, urſprünglich die Sonne, und zwar in einer Verfinſterung zu bezeichnen, ſo daſs demnach dieſe Mythe wieder auf die Aſtronomie Bezug haben würde. Die indiſche Erzählung von der Schlange Seſſen oder Vásughi, welche die verfinſterte Sonne niederſchlucken wollte, iſt ſehr bekannt. Dieſe Schlange nun oder die Pytho, beſiegte Krshna und tödtete ſie mit ſeinen Pfeilen: inſofern heiſst dieſe Sonne ihrer Strahlen wegen, die haarigte. Die Pandava aber wurden vermittelſt eines magiſchen Gebetes, von der Sonne gezeugt. Unter den Römern wurden die Apolliſchen Spiele, um eines, vom Apollo davongetragenen Sieges willen, gefeyert **) und die Brahmanen begehen gleichfalls die dem Krshna geweiheten Faſten und Feyertage, zum Andenken eines von ihm erfochtenen Sieges. Apoll hütete die Herde

*) Madu, oder beſſer Madhu iſt der eigenthümliche Nahme, Vr aber bezeichnet ein Volk, eine Colonie, ein Vaterland. Daher die Benennung ſo vieler indiſcher Oerter, z. B. Tànùr, ein niedrieger, feuchter Ort, Pàlur, ein Land neben einer Brücke, Cannanùr, unrichtig Cannanor, ein an Bamburohr reiches Land, Madur, (daher Madura oder Modura des Ptolomäus) das Vaterland des Königs Madu, eines rüſtigen Kämpfers, der gegen den Krshna ſtritt. Auf dieſe Art werden mehrere Nahmen aus den Wörtern Pur, Bur, Buri, Puri, Buram, puram u. ſ. w. zuſammengeſetzt, z. B. Ràgiapur oder Ràgiapuri, die Stadt des Königs, oder eine königliche Stadt.

**) S. den *Macrob. in Saturn. Lib. I. c.* 17.

Admets, wie Macrobius ſagt *), weil die Sonne alles ernährt, was die Erde hervorbringt. Eben ſo iſt es auch allegoriſch zu erklären, wenn es von Krshna heiſst: er habe, indem er mit einer Frau verbunden war, auch allen übrigen Hirtinnen beygewohnt. Die Sonne nähmlich erfüllt mit ihrer Kraft, ihrem Lichte und ihren Strahlen, alle übrigen Geſtirne. Auf dieſelbe Art entwickle man ſich das übrige, was vom Krshna erzählt wird, und vergleiche damit den Macrobius an der angeführten Stelle. **)

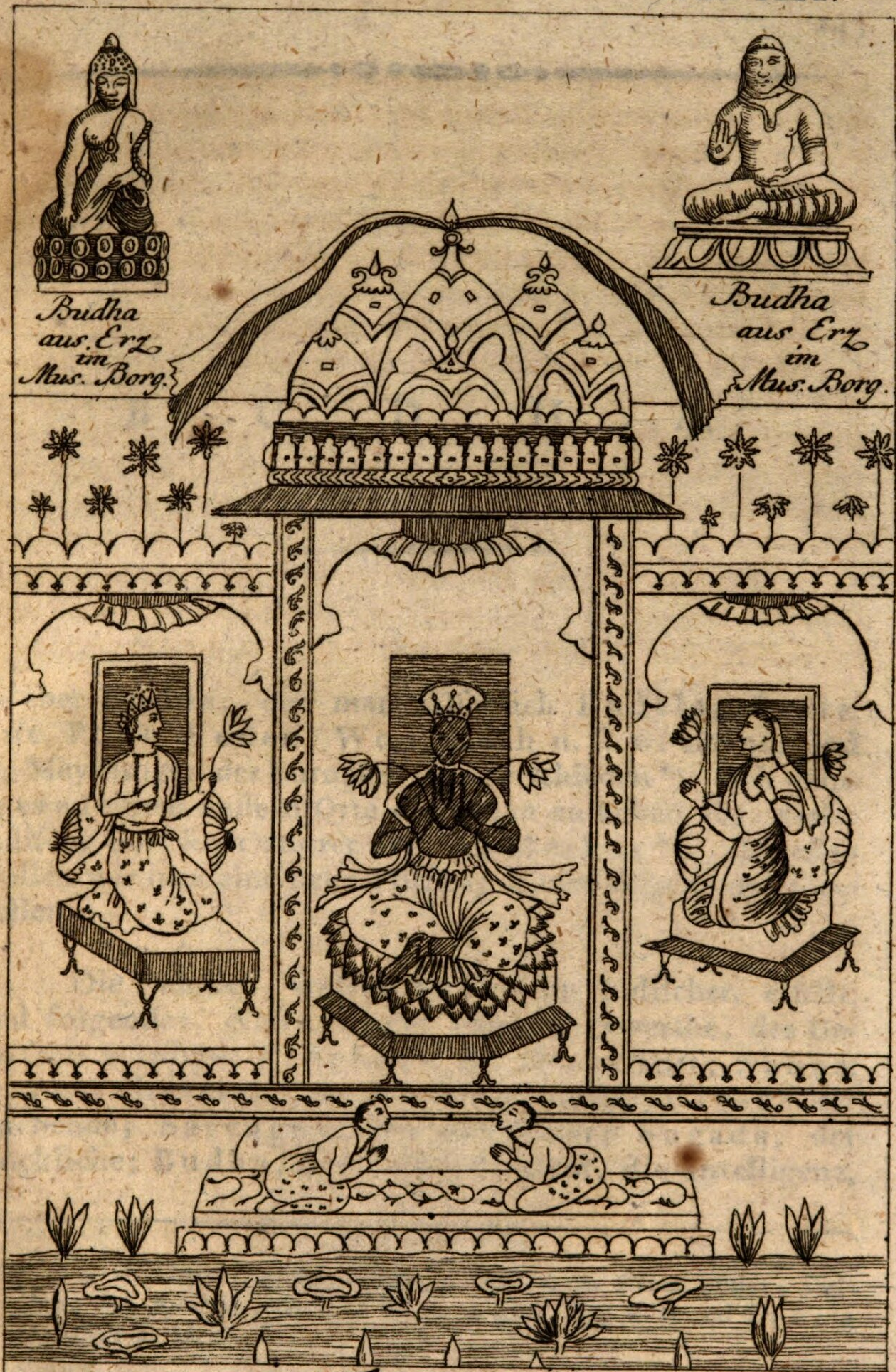
Ein zweyter mythologiſcher Geſichtspunkt, der ſich aus der Vergleichung jener Nachrichten ergiebt oder beſtätigt, iſt derjenige, deſſen wir vorhin ſchon gedachten, daſs nähmlich die Indier ihr Himmelſyſtem auf das Irdiſche übertragen, und ihre Könige, wie ihre Veſten, von der Sonne und dem Monde benennen. Hieraus würde denn folgen, daſs jene höchſt alte brahmaniſche Mythe vom Krshna, gleichfalls auf die Thaten würklicher indiſcher Könige anzuwenden ſey. Wie demnach die Sonne am Himmel mit den Planeten, Geſtirnen und den Wolken kämpfte, ſo

*) An der angeführten Stelle.

**) So heiſst z. B. die Sonne Krshna, oder die ſchwarze, Braungelbe, weil ſie durch das Dazwiſchentreten des Mondes, ihrer Strahlen und ihres Lichtes beraubt wird. Die Sonne heiſst es, ſoll Butter geſtohlen haben, und zwar, weil ſie dieſelbe durch ihre Wärme flüſſig macht. Die Sonne wird mit einem Blumenkranze geſchmückt, weil ſie die Blumen hervorbringt; ſie bläſet die Flöthe, weil ſie die Winde bewürkt. Die Sonne wird in eine eheliche Verbindung mit den Sternen geſetzt, und von ihrem Lehrer Beren, einem heiligen Manne, d. h. von irgend einem Planeten, vermittelſt ſeiner Strahlen durchbohrt. Man vergl. damit Krshna's Abbildung. Er führt an der Stirne die Zeichen der Sonne, am Halſe den Lotus, und auf den Fuſsſohlen, wie an der flachen Hand, einen Triangel oder ein Fünfeck, das Zeichen und Princip aller Erzeugung. (Vorhin ſezte der Verf. ſtatt des Drey - oder Fünfeckes ein Viereck. Anm. d. Bearb.)

kämpften auch die Erdensöhne der Sonne unter einander, und dieser Krieg ist nach der Folge der irdischen Erscheinungen Vishnu's, auf mehr als tausend Jahre vor der Geburt Christi anzusetzen. Krshna nähmlich, die irdische Sonne oder Herkules, ist in diesem Kriege der Nahme eines würcklichen indischen Königs, der zu Madura gebohren wurde.

BUDHA.



Budha im Tempel Jagarnat.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

B U D H A.

Ueber Budha, den man fälschlich Budela, Butta, But, Pout, Voden, Wod, Both u. s. w. nennt, sind die Meynungen der Europäer sehr verschieden *). Ich glaube es an einem andern Orte dargethan zu haben, daſs dieser indische Gott kein andrer sey, als Merkur **). Indessen wollen wir hier eine neue Prüfung dieses Gegenstandes anstellen.

Die Nahmen, welche Budha im Indischen erhält, sind folgende: Arhada, der Verehrungswerthe, des Gehorsams würdige; Kshebana, der alles verläſst; Nanna, der gute; Shramana, der sorgfältige, ämsige; Givaga, der belebende; Sarvagna, der allwissende; Sugada, der glückliche; Budha, der Verstand, Geist, die Intelligenz,

*) S. z. B. Georgii *Alphab. Tibet. p.* 373. u. a. vielen andern Stellen, die *Asiatick researches T. I. p.* 426, 344. u. f. und *De Pauw* a. öfter a. O.

**) In der *Grammatica Samscrdamica.*

oder der Genius voll guter Einsicht und guten Sinnes *); Dhermarágia, der König der Tugend, des Wohlthuns, oder des guten Werkes; Agueda, der nicht wandelnde, der beschauende; Samandabhadra, der überall, zu jeder Zeit, und von allen Seiten rechtschafne; Bhagaván der glückliche, heilige, glückselige; Máragil, der Sieger über die Begierde; Logagil, der Besieger der Welt; Shadhabhigna, der in sechs Wissenschaften bewanderte; Dashabela, der Besitzer einer zehnfachen Macht; Advajavádi, der sich nicht widersprechende, der Beredte, dem keiner in der Beredsamkeit gleich zu setzen ist; Vinájaga, der Herr; Munindra, das Operhaupt der heiligen Leute oder Beschaulichen; Sháftámuni, der Lehrer eben dieser Leute.

Aus diesen Nahmen erhellet nun bald, wie es kam, dass der Nahme Budha bey verschiednen Völkern, eine so verschiedne Gestalt gewann. Das Samscrid ω oder ῳ vertritt nähmlich die Stelle eines zwiefachen D, oder eines Dh; diejenigen Nationen also, welche diesen Buchstaben nicht haben, ersetzten ihn auf verschiedne Art, und schrieben dem zufolge den Nahmen But, Buth, Bouth, Butta oder Budda. Auf gleiche Weise wurden auch andre Consonanten verändert, daher das Pout, Vod, Wod, Odin, Thot, Theut, Thout, Thoth, Fo u.s.w. Im Nahmen Thout oder Toth ist das B des Nahmens But oder Both, schon in ein T verändert, wie die Tibetaner es mit einem P oder V vertauscht haben, indem ihre gewöhnliche Volkssprache kein B hat, daher schreiben sie Tiput, Pot-iit u. s. w. Eben so verunstaltet ist das scandinavische Wod, Vod, oder Odin, und das Chinesische Fò. Eben dies gilt auch von dem Worte Dherma. Budha nähmlich heisst Dhermarágia, der König der Tugend. Auch dieser Nahme beginnt mit dem vorhergenannten Buchstaben Dh, von welchem andre alte Nationen,

*) S. was Macrobius *Saturn.* I. 17. ähnliches vom Merkur sagt.

da ſie den Samſcrid nicht inne hatten, auch bloſs durch die Sage, oder durch einen Zufall, mit dieſem Nahmen waren bekannt geworden, das D wegließsen, und bloſs das H beybehielten, woraus denn Herma oder Hermes entſtand, jener griechiſch-ägyptiſche König und weiſe Geſetzgeber, weil Budha allegoriſch ein König der Tugend und ein Weiſer heiſst. Daher die Menge der Erzählungen vom Urſprunge des Hermas, daher die bis ins Unendliche gehende Zwiſte der Gelehrten über die Beantwortung der Frage, ob Hermes eine eigentliche, oder bloſs allegoriſche Gottheit ſey. Dieſe Verunſtaltung der Nahmen iſt um ſo weniger auffallend, wenn man weiſs, daſs ſie in Indien ſelbſt, und zwar in der Volksſprache, welche vom Samſcrid herzuleiten iſt, Statt findet, wo Budha z. B. nach verſchiednen Mundarten, bald Budho, bald Bogha genannt wird.

Die Abbildungen von Budha haben mehrentheils viele Aehnlichkeit mit einander. Er ſitzt zuweilen im Lotus, zuweilen aber ohne denſelben, nach indiſcher Sitte, mit kreuzweiſe über einander geſchlagnen Füſsen, indem er den Lingam nebſt dem Joni in den beyden Händen vor der Bruſt hält, und genau betrachtet. Eben ſo findet man ihn bey Georgi *) abgebildet, mit der Unterſchrift Hopame, d. i. O padme, o Lotus, o Nymphäa! denn dieſe Blume iſt, wie ich ſchon öfter angemerkt habe, ein Symbol des Joni oder der Bärmutter. Es giebt noch itzt alte Bildſäulen vom Merkur, die, wenn man ſie genauer prüft, und mit dem Macrobius **) zuſammenhält, die Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Gotte und Budha beſtätigen. Budha unterwies auch die Indier in ſechs Wiſſenſchaften, nähmlich in der Aſtronomie, Aſtrologie oder Wahrſagerkunde, in der Moral, den religiöſen Gebräuchen, der Arzeneykun-

*) *Alphabet. Tibet. Tab.* 4.

**) *Saturn. I.* 19.

kunde, Rechtswissenschaft und der Handlungskenntniss, gerade wie Tout oder Herma die Aegyptier, Hermes die Griechen, und Merkur die Römer. Maia, die Mutter Merkurs ist die brahmanische Májá, die Göttin der Einbildungskraft und Sinnentäuschung. Dieser, so wie ihrem Sohne opferten im Monate May, bey den Griechen und Römern, die Kaufleute *), weil nähmlich Merkur oder Budha zuerst die Handlung lehrte, daher er auch bey den genannten Völkern, einen Beutel mit Geld führt, oder in einem Theile des Mantels Geld eingeschnürt hält.

Dass Budha aus der Seite eines jungfräulichen Frauenzimmers, oder von einem Mädchen gebohren wurde **), gilt hier nicht als Einwurf. Er wurde nähmlich von der Einbildungskraft, oder von der Göttin derselben, der Májá, aus dem jungfräulichen Verstande und Willen, und ohne eigentliche vorhergegangene Beywohnung gebohren. Uebrigens ist Budha oder der Lenker des Planeten, Merkur, ein Muni, oder ein schweigendes beschauliches Wesen, und Oberhaupt aller ähnlicher Wesen. Als solche werden, wie ich schon bey einer andern Gelegenheit gesagt habe, auch die übrigen Planeten dargestellt, welche bald einen vortheilhaften, bald einen nachtheiligen Einfluss auf die irdischen Dinge haben sollen. Daher haben einige Nahmen Budha's Bezug auf die Verrichtungen eines guten Genius, und so heisst er denn; der König der Tugend oder Kraft, andere aber, auf den alten dichterischen Ausdruck in der Sprache, und daher heisst er ein Beschaulicher oder Muni, von maunam, das Schweigen. Noch andere Nahmen endlich zeigen die physischen Würkungen des Planeten Merkur an, und aus dieser Ursache wird er der Fortpflanzer, Lebensgeber genannt; sizt im Lotus, und wird mit einem

*) Macrob. *Saturn.* I. 12.

**) Dies versichern Hieronymus, Clemens von Alexandrien und andern.

Joni und Lingam in den Händen, von den Indiern, Peguanern, Ceylanern und Tibetanern, von den Griechen und Römern aber auf eine andre, ihn gleichfalls von dieser Seite charakterisirende Art, abgebildet. In einigen Gemählden hat Budha zwar nicht den Lingam und das Ioni: dafür aber hält er den innern Theil seiner Hand, auf welchem das Dreyeck eingezeichnet ist, vor das Gesicht, und betrachtet ihn nachdenkend, wie denn überhaupt die meisten indischen Götter, mit der Zeichnung des Drey- oder Fünfeckes in den Händen dargestellt werden.

Budha soll, wie viele Indier glauben, der Gott Vishnu unter einer dieser Gestalten, und vorzüglich unter der Gestalt eines wohlthätigen Genius seyn; wie daher Vishnu zuerst aus dem Sterne Rohini hervorgieng, nachher aber, bey seiner sechsten irdischen Erscheinung, unter dem Nahmen Ráma von der Devagui gebohren ward, so, sagt man, habe er sich auch in der Person des Budha bekannt gemacht. Daher kommt die Sage bey den Indiern, Budha habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Stamm.

Ferner behauptet man, dass dieser Genius, wenn er sich den Menschen mittheilen wolle, Vishnu's Gestalt annehme, Tag und Nacht für die Erhaltung derjenigen Seelen bete, welche er Ishvara'n darbringt und empfiehlt, um ihnen Gnade in den Augen dieser unveränderlichen Gottheit, und Entbindung von den leidigen Wanderungen zu bewürken. *)

Hieraus, wie aus dem vorhergesagten ergiebt sich's augenscheinlich, dass Budha ein wohlthätiger Genius sey,

*) Hierauf hat die alte Steinschrift Bezug, welche sich in den *Asiatick researches p.* 284 befindet.

nicht aber der Sektenstifter Manes, oder irgend ein Sternkundiger, oder sonst ein Urheber und Reformater des indischen Götzen-Dienstes. Wenn ich indessen von dem uranfänglichen Budha rede, welcher gleichmässig von den Indiern, Tibetanern, Ceylanern, Peguanern, Iaponesern und Sinesen verehrt wird, will ich dabey gar nicht leugnen, dass es auch gewisse Religionslehrer und würkliche Philosophen habe geben können, die unter dem Nahmen Budha's, schon vor Christi Geburt, bald diese, bald jene Lehren in Indien vortrugen. So nennen die malabarischen Brahmanen den Apostel Thomas auch Budha, und die Christen Baudhenmar, wie wenn diese ihre Lehren von jenem, als von einem äusserst frommen und gottbegeisterten Manne, erhalten hätten. Aber jener erste und ursprüngliche Budha, ist nichts anders, als ein Genius und der Planet Merkur, d. h. ein offenbarer Ueberrest der Verehrung des himmlischen Kriegsheeres, wie sie einst bey allen alten Nationen obwaltete. Es ist unmöglich, dass ein einziger Budha, so viele und grosse Völkerschaften sollte unterrichtet, und in Indien, Sina, Pegu, Tibet, Aegypten, ja im ganzen Norden, seine Götterverehrung, Religionskenntnisse, Wissenschaften und Gesetze sollte eingeführt haben. Budha kann demnach nur eine allegorische und astronomische Gottheit seyn, und gleichsam der gemeinschaftliche, erdichtete Stamm, aller frühern Einrichtungen unter den Menschen.

Dass Budha der Planet Merkur sey, kann übrigens auch dadurch bestätigt werden, weil dieser in dem Wörterbuche Amarasinha mit jenem Nahmen unter den Planeten aufgeführt wird. Ja Malabaren, Tamuler, Peguaner, Nepalenser und viele andere Nationen, bezeichnen den Mittwoch *)

*) *Dies Mercurii.*

mit einem von **B u d h a** hergenommenen Nahmen *).

*) S. hier zunächst die *Asiatick researches. p.* 161. Ueber Budha aber im Allgemeinen vergl. den *Sonnerat* a. a. O. *T. I. p.* 219 — 333. der Oktavausgabe, und Bayeri *Historia regni Graecor. Bactriani. p.* 152. der *Doctrinae indicae temporum, de hebdomade.*

Die zehente irdiſche Erſcheinung

VISHNU'S.

Die zehnte und letzte irdiſche Erſcheinung Vishnu's, ſoll in Geſtalt des Pferdes Calighi vor ſich gehen. Nach Pivati's Zeichnung dieſes Pferdes, iſt es mit Flügeln, einem Sattel und einer Decke verſehen, und iſt aufgezäumt. Irgend ein König, der ein entblöſstes, und zum Strafen wie zum Tödten gleichmäſsig beſtimmtes Schwerd in der Hand hält, wird dieſes weiſse und edelgebaute Pferd in ſeinen Beſitz bringen, und in dem Augenblicke, in welchem es ſeinen izt noch erhabenen Fuſs, auf die Erde ſetzen wird, ſoll Vishnu, in dieſen König oder Roſſelenker umgewandelt, beginnen, die gottloſen Könige zu tödten, und das ganze Menſchengeſchlecht zu vertilgen. Dabey wird denn auch die Erde erbeben, umgewühlt und zertrümmert werden. Selbſt die Schlange Ananden, Seſſen oder Vásuhi, welche das Weltall gleichſam in einem Cirkel umſchloſſen hält, wird ſich zurückziehen, und die Schildkröte, auf deren

Rücken

Tab. XXI.



Zehende Menschwerdung des Gott Vishnu. nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.

Rücken die Erde ruht, wird der Tiefe des Meeres zueilen und verſchwinden; das Menſchengeſchlecht wird vernichtet werden, und das letzte Weltalter, wie die Sünde, werden ihr Ende erreichen. Iſt die Welt nun durch Feuer, Waſſer und Schwerdt vernichtet, ſo ſoll ein neues Weltalter beginnen, und eine neue Erde und neue Himmel ſollen ihren Anfang nehmen. Diejenigen Brahmanen nähmlich, welche dieſes behaupten, nehmen einen gewiſſen Cirkel, oder eine periodiſche Revolution im Univerſum an. Man ſieht hieraus deutlich, daſs es in Indien vorzüglich zwey urſprüngliche philoſophiſche und religiöſe Sekten gebe, in deren Lehrſätzen der Inbegriff der älteſten Indiſchen Religion enthalten iſt. Die eine dieſer Sekten, oder die Viſchnuviten, halten, wie Thales und die ioniſche Schule, das Waſſer für das erſte Princip aller Dinge, durch welches aber auch die Welt wieder untergehen ſoll. Die Shivaniten hingegen glauben, das Feuer, oder Shiva ſey das Princip aller Dinge, und dieſes werde auch die Welt vernichten, doch ſo, daſs die Urſtoffe alsdenn in das Dreyeck der Göttin Bhavani, oder in die Bärmutter der Natur zurückfallen, und ſo lange in derſelben ruhen, bis nach einem gewiſſen Kreislaufe von Jahren, wieder eine neue Welt aus ihnen hervorgeht.

Es iſt nicht zu leugnen, daſs es auch noch andere Sekten gebe, wie z. B. diejenige, in welcher man den Shivalingam und die Göttin Shakti, Parashakti oder Bhavani ganz vorzüglich verehrt, und das Princip der Dinge im Dreyeck, Joni, oder der Bärmutter findet; aber dieſe beſondre Sekten ſind, wie jeder leicht ohne mein Erinnern ſehen wird, aus jenen beyden urſprünglichen und allgemeinen Sekten entſtanden.

Aus dem bisher geſagten ergiebt ſich nun einigermaſſen auch dies, daſs die Verehrung des Vishnu und Shiva oder des Feuers und Waſſers, ſchon lange vor Chriſto in Indien müſſe einheimiſch geweſen ſeyn. Denn wenn die Griechen ſchon lange vor dieſer Epoche, eben dieſe Elemen-

te für die Grundſtoffe der Dinge anſahen, und die Aegyptier ſie als ſolche verehrten: ſo läſst ſich ſchwerlich daran zweifeln, daſs dieſe Planeten-und Elementar-Philoſophie und Religion, ſchon weit früher in Indien vorhanden geweſen ſey; ja, um ſo weniger, da es uns alte Schriftſteller ſagen, *) daſs die Griechen ihre Philoſophie, Wiſſenſchaften und Künſte, von ausländiſchen Nationen, d. h. von den Chaldäern, Perſern und Indiern, entlehnten.

Eben ſo wahrſcheinlich iſt es, daſs Brahma, Vishnu, Shiva, und andere indiſche Gottheiten, ſchon vor Chriſto, ja ſelbſt vor Alexandern dem groſsen, in Indien vorhanden geweſen, und nicht erſt in ſpätern Zeiten eingeführt worden, denn die Bildſäulen dieſer Götter, unter welchen man ſie noch gegenwärtig verehrt, und wie man ſie in den älteſten Tempeln, z. B. auf der Elephanteninſel, zu Salſette, Mavalipuram, Iagrenat, Illoura und an andern Oertern antrift, gehören nach dem Urtheile aller ſachkundigen Augenzeugen, in die älteſten Zeiten, und zählen auf das wenigſte viertauſend Jahre **). Als Belege für dieſe Meynung ſind auſſer Sonnerat's, Niebuhr's, Freyer's und Thevenot's Beſchreibungen indiſcher Tempel und Götzenbilder, hier noch einige, auf Kupferplatten befindliche, und im Samſcrid abgefaſste Inſchriften zu merken. Auf dieſen nähmlich heiſst nicht nur Budha ſchon Sugueda, ein Nahme, den wir vorhin kennen gelernt haben, ſondern in ihnen wird auch der Göttin Lekshemi, und des Königs Rávana von Ceylan gedacht, welcher mit Shrirama oder Vishnu, bey deſſen irdiſcher Erſcheinung als Ráma, Krieg führte. Woraus denn wieder erhellet, daſs dieſe Erſcheinungen Vishnu's, über den Beginn der gewöhnlichen Zeitrechnung hinausgehen, alſo keine Er-

*) Diog. Laert. und Clem. Alex.

**) S. Sonnerat. a. a. O. Octavausg. T. 2. S. 48. Niebuhr. a. a. O. Th. 2. S. 43. u. f.

findung des Manes seyn können, so wie denn überhaupt die wesentlichsten Stücke der indischen Religion, seit ohngefähr dreytausend Jahren, noch genau dieselben sind, wie sie sich gegenwärtig in den Schrifteu der Brahmanen, in den Lehrsätzen und Traditionen vorfinden. Es ist daher sehr unrichtig, wenn man die heutigen Brahmanen, als himmelweit von den ehemaligen verschieden darstellt.

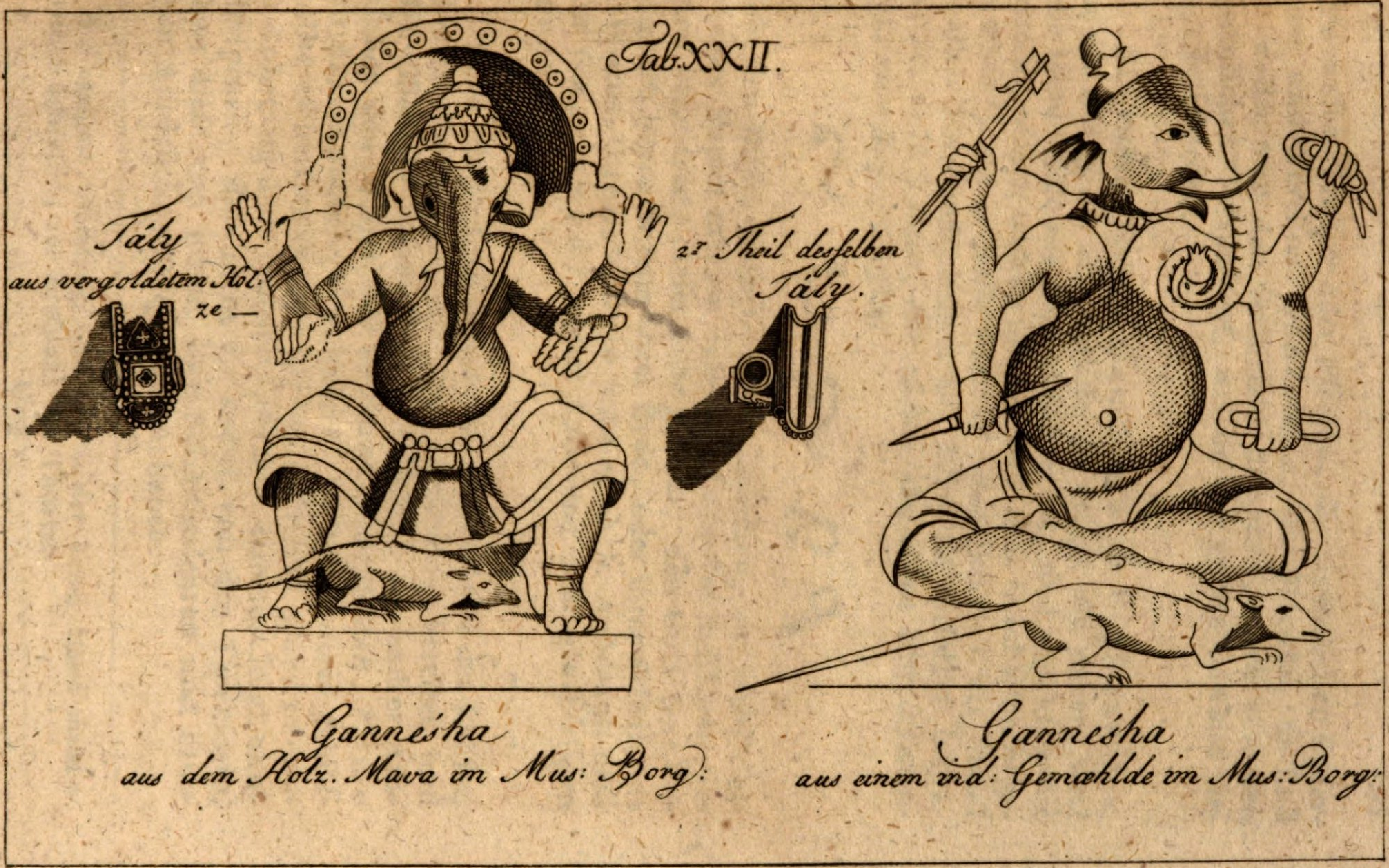
GAENAVADI ODER GAENESHA.

Ein andrer indiſcher Gott iſt Gaenavadi, welcher Nahme den Vorſteher oder Herrn einer Verſammlung, oder Anzahl bezeichnet. Dieſelbe Bedeutung hat auch ein zweyter Nahme dieſes Gottes, nähmlich Gaenésha. Mit einem dritten Nahmen aber heiſst er auch Vinájagá, oder der groſse Herr. Bey den Malabaren iſt der erſte, bey den nördlichen Indiern der zweyte, und bey den Tamulern der letzte dieſer Nahmen, der gewöhnlichſte. Gunnis *) und Gones, wie die Ceylaner dieſe Gottheit nennen, ſind aus dem Samſcrid verfälſchte Nahmen.

Auf einem Ringe der Könige von Ceylan, erſcheint Ganésha mit einem Elephantenkopfe, Ziegenfüſsen, erhobnen Schamtheilen, ausgebreiteten Händen, und am obern Theile des Körpers wie ein Menſch gebildet **). Um ihn her erblickt man mehrere Ceylaner auf den Knien, die ihren Roſenkranz abbeten. Spielberg hielt die Ti-

*) So nennt ihn Niebuhr a. a. O. Th. II. S. 32.

**) In indiſchen Zeichnungen ſitzt er auf einer Ratze.


Tab. XXII.
Tály
aus vergoldetem Hol-
ze —
2.te Theil desselben
Tály.
Gannesha
aus dem Holz. Mava im Mus: Borg:
Gannesha
aus einem ind: Gemæhlde im Mus: Borg:

ruvamsha-Priester oder Asceten, die eigentlichen Opferdiener und Verehrer Ganésha's, für Mönche, sie sind aber weder von den indischen Samanen, noch von den peguanischen Talapoinen, welche ein gelbes Gewand tragen, verschieden.

Ein andrer Nahme Ganesha's ist Vighnarágia, oder der König der Hindernisse. Er erhält ihn daher, weil er die Hindernisse aus dem Wege räumt, und gleichsam die Thüre ist, durch welche man sich zu allen Geschäften begeben muss *). Aus dieser Ursache rufen ihn auch die Indier bey allen Unternehmungen an, bevor sie dieselben beginnen; ja, es ist keiner, der nicht, ehe er zu schreiben anfängt, eins dieser Zeichen



welche den Rüssel dieser Gottheit darstellen, auf sein Palmblatt oder Papier mahlen sollte. Auch die indischen Gelehrten begrüssen, dieser Sitte gemäss, den Gott Ganésha, gleich beym Beginn ihrer Rede, oder ihrer Schrift mit den Worten Gaenavadajè nama, d. h. Anbetung dem Gotte Gaenavadi, oder Anbetung dem glückseligen Gaenavadi.

Eben dieser Gott heisst auch Guru oder der Lehrer, weil er zur Verrichtung der Geschäfte die Bahn bereitet, und die Unwissenden unterrichtet. Daher ist ein andrer Ausdruck bey den Indiern und Tibetanern entstanden, Namo kuru d. h. Anbetung dem Lehrer! Dem Samscrid gemässer sollte es heissen Nama guru, oder Sal guruve namá, Anbetung dem wahren Lehrer! Hieraus folgt ohne Widerspruch, dass nicht die Indier von den Tibetanern, sondern diese von jenen, ihre Religionslehren und liturgischen Ausdrücke müssen erhalten haben.

*) Auf einigen Abbildungen hält er in der einen Hand malabarische Schlüssel, zur Eröfnung der Thüren.

Gaenam ist ein Wort aus dem Samscrid, und bezeichnet eine Anzahl, oder eine Zusammenhäufung mehrerer Dinge: daher Gaenavadi einen Herrn der Zahl, Zusammenkunft, oder einer jeden, zur Ueberlegung oder Ausführung vereinigten Versammlung andeutet. Demzufolge scheint es, wie wenn Janus, diese alte römische Gottheit, auch den Indiern bekannt wäre, und da könnten ihn die Griechen von dem Brahmanen, die Römer aber von den Griechen erhalten haben *). Dem steht keineswegs entgegen, dass diese Gottheit bey den Indiern einen Elephantenkopf trägt, denn wer wüsste es nicht, dass der Elephant ein Symbol der Weisheit und Klugheit ist? Die Indier also zeichnen überall diesen Elephantenrüssel deshalb hin, um anzuzeigen, dass jede Schrift, Zahl, Rechnung, jeder Ueberschlag, alle Geschäfte und Ueberlegungen der Menschen, mit Klugheit, reifem Urtheil und Weisheit, müssten abgefasst werden. Daher pflegt diesem Gotte auch ein Fruchtopfer, von Cokosnüssen oder Reis dargebracht zu werden, wenn etwa die Könige wegen eines Unternehmens in Ueberlegung treten, wenn die Eltern einen Gatten für ihre Tochter suchen, wenn die Knaben in die Schule gehen, oder wenn man sonst über einen schwierigen Fall entscheiden will.

Auch kann der Elephantenrüssel passend genug die Stärke und Kraft bezeichnen, da diese Gottheit die Hindernisse aus dem Wege räumt, und das rauhe und unebne, gleich und eben macht. Sehr viele Frauen in Indien tragen das Bildniss desselben auf ihrem Tály oder ehelichen Schmuck am Halse, denn Gaenavadi ist auch Vorsteher der Ehen, und ihm muss die Verehlichte eben sowohl treu bleiben, als ihrem Manne. In Bezug hierauf heisst dieser Gott gewöhnlich Pullear.

*) Macrobius hat schon gezeigt, dass Janus und Saturn ausländische Gottheiten waren.

Ein andrer Nahme dieses Gottes ist Gaenádhiba, der König der Zahlen, der Versammlungen und Zusammenkünfte. Auch heisst er Dvajmádura, oder der zwey Mütter hat. Die eine dieser Mütter ist Parvadi oder der Mond, die andre aber Anga, die schöne Gemahlin des Königs Dasaprajávadi, welche die eben genannte Göttin Parvadi, lieb gewann, und gleichsam als Gattin sich zueignete. Man sieht ohne mein Erinnern, dass auch diese Mythe auf die Sternkunde, und auf die Würkungen des Mondes müsse zurückgeführt werden. Noch bemerke ich, dass Angana ein schönes Frauenzimmer, Angáram die Glut des Feuers, Angui das Körperliche, Anguli den Finger, und Anguliam endlich den Ring bedeutet. Wenn übrigens Janus bey den Römern mit zwey Gesichtern abgebildet ward, so geschah dies vielleicht auch mit Rückblick auf jene zwey Mütter desselben. *)

Gaenevadi heisst ferner Egadaenda, oder der einen Zahn hat, nähmlich einen elfenbeinernen Zahn, indem er den andern bey einem Kampfe mit seinem Bruder soll eingebüst haben. Noch andere Nahmen dieses Gottes sind: Heramba, d. i. der Gott von ungeheuerm Körperbau; Lambódara, der Gott mit grossem Leibe; Gaegiánana, der Gott mit einem Elephantengesichte. Wenn Janus bey den Römern zuweilen auch mit vier Gesichtern abgebildet ward, so tritt hier ein Elephantenkopf an ihre Stelle, denn wie die erstern, so soll auch der leztere nichts anders, als die Klugheit, Weisheit und Überlegung dieses Gottes andeuten.

Wenn Ganésha, um seine Weisheit, und ihn selbst als Beschützer der Gelehrten dadurch zu charakterisiren,

*) Was man nicht alles muthmasslich findet, wenn man einmahl ins Muthmassen kommt!

Anm. d. Bearb.

auf einer Ratze oder Maus reitend dargeſtellt wird, die er ſoll beſiegt haben: ſo kann dies auf die Gewohnheit dieſer Thiere, Bücher, oder auf Papier ſowohl, als auf Palmblättern verfaſste Schriften zu benagen Bezug haben. In einem Tempel auf der Elephanteninſel aber iſt Ganésha abgebildet, wie er auf dem Rieſen Kajmughasura ſizt, und einen eiſernen Griffel, als Symbol des Schreibens, in der rechten Hand hält. Hier iſt der Nahme jenes Rieſen zu merken. Kaj nähmlich bedeutet die Hand, Mugha oder Mugham das Geſicht, Asura endlich aber den Rieſen. Der ganze Nahme alſo weiſet darauf hin, daſs dieſer Gott auf einem Rieſen reutet, welcher ſein Geſicht gleichſam in ſeinen Händen verbirgt. Als Ganésha dieſen Rieſen in einem Kampfe beſiegt hatte, verwandelte er ſich in eine Ratze, welche die Indier Pirusali nennen, und benagte die Füſſe des Gottes, der ihn aber auch bald in dieſer Geſtalt bezwang, und ihn ſich unterwarf. Uebrigens hält dieſer Gott in einer Hand einen Griffel oder ein Rohr, in der andern aber ein Dintenfaſs, ein Palmblatt, oder ein Buch.

Ganésha wird gleichfalls auch für den Gott des guten und böſen Schickſals gehalten. Er lebt ehelos und keuſch, und wird vorzüglich den Frauen als Beyſpiel aufgeſtellt. Aus dieſer Urſache nennen ihn die Indier Shudha, oder den Heiligen, Reinen, Unbefleckten, woher denn der ausſchlüſslich an dieſe Gottheit gerichtete Ausdruck kommt, Namá Sciddan, Anbetung dem Heiligen!

Auf einigen Abbildungen hat dieſe Gottheit vier Hände, ein vom Halſe herabhängendes Gewand, treffliches Haar, iſt mit einer Schlange umgürtet, und trägt einen gehörnten Mond auf dem Kopfe. Mitten auf der Stirne iſt das Zeichen Kuri, und das des heiligen Nahmens befindlich

lich, als Symbol des Feuers, oder der Sonne, oder des Lingam. *)

*) Schon die Verfasser der *Asiatick researches*, oder insbesondere Jones, haben diese Gottheit, obgleich zweifelhafter als es hier geschehen ist, mit dem Janus verglichen. S. auch den *Sonnerat* a. a. O. Th. 1. p. 323. Vor allen Dingen aber vergleiche man mit dem, was ich bisher von einzelnen indischen Gottheiten gesagt habe, folgendes Werk: *Seconda novissima edizione delle imagini de gli dei delli antichi di Vincenzo Cartari Reggiano, cavate da marmi, bronzi, medaglie, gioie et altre memorie antiche con esquisito studio e particolare diligenza da* LORENZO *Signoria Padovano. In Padoua.* 1626, vorzüglich p. 33. 57. 63. 65. 75. 173. 261. 269. 271. 465.

J A M A.

Jamá, auch eine besondre Gottheit, ist Vertheiler der Strafe, wie der Belohnung,[1] Richter über gute und böse Thaten, Rächer der Verbrechen, und Shiva's erster Diener. Auch er erhält verschiedne Nahmen. So heisst er: Dharmarágia, der König, Diener oder Richter der Tugend, oder guten That; Pidrubadi, der Herr der Verstorbenen, der Vorsitzer der Entkörperten; Samavarti der Bestimmende der Gleichheit oder des Verhältnisses, d. h. der Schiedsrichter zwischen dem Guten und Bösen, der nach Ueberlegung bey sich selbst, das Urtheil fällt, und einem jeden das Seinige zutheilt; Krdánda, der dem menschlichen Leben seine Grenzen vorzeichnet, oder das Ziel der menschlichen Handlungen; Shamuna, der Styx; Jamunabhràda, der Bruder des Styx; Shrádadéva, der Thränenerregende Gott. Soviel von seinen Nahmen! Jama's Diener, welches Dämonen und Gespenster sind, heissen Rákshasa, Kinnara und Bhúda.

Auf einem, zwar zu Lhaparanga von dem tibetanischen Mahler Jon-de-la-hu-ri angefertigten, aber eigentlich brahmanischen Gemählde, welches den Kreislauf der menschlichen Umwandlungen, oder vielmehr den Gerichtshof des Jamà darstellt, befindet sich Scinceciok-



jel, welcher von Gotte Cenresi oder Shiva, seinem Vorgesetzten, unterschieden ist, mit einer Furche abgebildet, die er erhoben, und zum Schlagen bereit, in seiner Rechten hält. In der linken Hand hat er einen Spiegel, in welchem er die guten und bösen Handlungen der Menschen anblickt und prüfet, um ein gerechtes Urtheil über sie zu fällen. Er hat einen dicken Körper, aufgedunsenen Leib, straf in die Höhe gerichtete Haare, und wird, wie Shiva, sitzend, mit gräslichen Augen und strengem Blicke abgebildet. Unterhalb zur Seite sitzt ein Genius, welcher auf einer indischen Wage, in deren einer Schale, die Seele des Verstorbnen, in der andern aber, ein noch izt in Indien gewöhnliches Gewicht befindlich ist, die guten und bösen Handlungen der Seele erprobt, um diese nach Erforderniss der Umstände, entweder länger zur Quaal in der Unterwelt zu halten, oder gereinigt von den Flecken der Sünde, zur Lossprechung dem Gotte Jamà vorzustellen. Unterhalb auf der andern Seite Jama's, wird man noch andere Genien gewahr, welche mit weissen und schwarzen Kügelchen, wie sie den Indiern noch izt zu Berechnungen dienen, die guten und bösen Handlungen der Abgeschiedenen zusammen zählen, um so über den Zustand der Seelen urtheilen, und Jama'n von ihren Verdiensten oder Verschuldungen benachrichtigen zu können. Ganz zu unterst auf diesem Gemählde, werden die herabgestossenen Seelen in Kesseln gesiedet, an Spiessen gebraten, in Pfannen geröstet, und mit Gabeln durchbohrt.

Im mittlern Cirkel, zwischen den Buchstaben M. N. O. ist die Belohnung oder Strafe dererjenigen abgebildet, welche, so lange sie lebten, den Gott Vishnu besonders verehrten; denn hier ist diese Gottheit durch das Schwein, in dessen Gestalt sie auf der Erde erschien, durch den Vogel Garudha, auf welchem sie reutet, und durch die Schlange Caliga, welche von ihr getödtet wurde, oder durch die Schlange Sessen, die auch Vásughi heisst, und auf welcher sie ruhet, angedeutet, indem dies alles bestimmte Symbole des Gottes Vishnu sind. In dem

schwarzen Halbzirkel sieht man die Gottlosen und Verruchten, wie sie an Seilen zur Unterwelt herabgezogen werden; im weissen Halbzirkel hingegen geniessen die Frommen und Rechtschaffenen, der hohen und himmlischen Glückseligkeit der Götter Shiva und Vishnu. Den ganzen grossen Zirkel endlich umgiebt der furchtbare, dreyäugige Richter der Verstorbnen, welcher deshalb auch mit Schädeln abgeschiedner Menschen auf seinem Haupte abgebildet wird, nähmlich jene mächtige Gottheit, die bey den Indiern Shiva, bey den Tibetanern Pra-srinpo heisst.

Ich behauptete im Vorhergehenden einmahl, die Tibetaner hätten diesen Kreislauf der Seelenwanderungen, oder vielmehr dieses Gemählde des Gerichtes, von den Brahmanen erhalten und angenommen, nicht aber die Brahmanen von den Tibetanern. Als Beweiss dafür, können die zwölf symbolischen Inschriften dienen, welche sich im grossen äussersten Zirkel des Gemähldes befinden. Die erste dieser Inschriften ist Marikpá, und bedeutet einen verstandlosen Menschen, einen Träger. Dies Wort ist offenbahr aus dem Indischen entlehnt, und in der gemeinen tibetanischen Sprache verunstaltet. Im Indischen nähmlich heisst Marekuna vergessen, Maradi und Marevi die Vergessenheit, Marrakunu aber heisst, sich bedecken, auf den Kopf legen. Demzufolge bedeutet jenes tibetanische Marikpa denn auch nicht einen Verstandlosen, sondern einen Vergesslichen. Ja, welche Seelenwanderung oder Strafe könnte wohl dem mit Recht zuerkannt werden, welchen der Himmel allen Verstand versagte? Eben so ist's mit der zweyten Inschrift Dusce, die aus dem samscridischen Dushdam entstanden ist, welches Bosheit, böse Begierde, Ruchlosigkeit anzeigt. Davon kommt her Dushden, ein Boshafter, Ruchloser, Dushdásha ein ruchloses Begehren, Dushkrdam die Sünde u. s. w. Von allen diesen Wörtern können die Tibetaner, in ihrer gemeinen Landessprache, nicht die Entstehung anweisen. Das siebente Sinnbild ferner hat die Inschrift Rek-pá, welche aus dem In-

dischen Redi eine Verbindung, entstanden ist. Die Inschrift des zehnten Sinnbildes ist Len-ba statt des Indischen Lobha, welches Begierde, Geiz, Raubgierde andeutet. Die zwölfte dieser Inschriften endlich heisst Ke-sci, statt Keshaven oder Keshava, das einen Greis bezeichnet. Diese Inschriften also, sammt jenem ganzen sinnbildlichen Kreise der Seelenwanderungen, sind von Indien aus nach Tibet gekommen, so wie denn auch die liturgischen Formeln dieses Landes den Brahmanen abgeborgt sind.

I N D R A.

Eine andre Gottheit im brahmanischen Systeme ist Indra, und die gewöhnliche Nahmen, unter denen sie aufgeführt wird, sind folgende: Marutván, der Luftige; Marul, der Wind, die Luft, wovon Marutván abgeleitet ist. Hieraus sollte man fast schliessen, dass Indra der Winde- und Luftgott, also der Zeus der Griechen, und Jupiter der Römer sey. Er heisst ferner: Mêghaván, der Bewohner der Wolken; Méghaváhána, der auf den Wolken fährt; Gishnu der Sieger; Págasháfana, der die Witterung und Reife anordnet, für die Witterung Sorge trägt, und die Hitze wie die Kälte mässiget; Légrshabha, der den Winter, oder die Regenzeit bestimmt; Puruhrda, der ein männliches Herz hat, rüstig und tapfer ist; Shunásira, der Nasige. Diesen Nahmen hat er von der grossen Nase bekommen, die ihm einer Schmähung wegen zu Theil ward. Das ist allegorisch zu erklären. Indra nähmlich wird mit einer grossen Nase abgebildet, um dadurch das stärkere Ein- und Ausathmen zu bezeichnen.

Die drey letzten Nahmen dieser Gottheit endlich sind: Sahasráksha, der Tausendäugige, um nähmlich alle Gegenstände erblicken und von einander unterscheiden zu kön-

Tab. XXIV.



Indra nach einem ind: Gemæhlde im Mus: Borgiano.



Ein indischer tibetänischer Talismann aus weisem Marmor im Musæo Borg:

Tab. XXV.



Kàmadèva nach einem Gemæhlde im Mus: Borg:

nen, bedarf es einer hellen durchſichtigen Luft; Divaspadi, der Herr der Halbgötter; Indra, der auf die Sinne würkende, weil die Luft auf die Sinne würkt. So iſt denn auch dieſe Gottheit wieder ein neuer Beweiſs für die Behauptung, daſs die indiſchen Mythen mehrentheils auf die Aſtronomie oder phyſiſche Natur zurückzuführen ſind.

Waffen oder Attribute des Gottes Indra ſind: Die Vagiram oder Kulisham, d. i. der Blitz, welcher nur durch Mitwürkung der Luft entſteht und fortgepflanzt wird; ferner ein Vimánam oder Wagen, welcher auch Vjòmajánam, d. i. ein Wagen der Wolkenregion, heiſst. Die Gemahlin Indras heiſst Indráni, ſein Fuhrmann aber Sárathi.

Es würde ein überaus langweiliges und läſtiges Geſchäft ſeyn, hier alle, auf die Attribute Indras Bezug habende, und durch ganz Indien im Schwange gehende Fabeln herzunennen oder zu erzählen. Ich will mich daher nur auf das Hauptſächlichſte einſchränken. Dieſer Gott nähmlich heiſst auch Sorggarágia, oder der König der Wolkenregion; als ſolcher hat er viele Diener und dienende Nymphen, welche Sorggaſtriguel oder Abſaraſtriguel heiſsen. Er befehligt alle Halbgötter, oder untere Genien, der guten Art, welche die kleinern Geſtirne lenken, ſie unterweiſen und beleben. Auch unterſucht er die Rechte dieſer niedern Gottheiten, ſchlichtet ihre Streitigkeiten, zerſchmettert die Böſen unter ihnen mit dem Blitzſtrahl, ſtöſst die Fehlenden aus dem Himmel, und zwingt ſie auf die Erde herabzuſteigen, um da die menſchlichen ſowohl, als die thieriſchen Körper zu beleben und zu unterweiſen. Ferner theilt Indra den Trank der Unſterblichkeit, welcher Amrdàm heiſst, an die Rechtſchaffenen aus, lenkt die Luft und die Wolken, würkt auf die irdiſchen Dinge, erquickt die Erde mit dem himmliſchen Ganges, d. h. mit dem himmliſchen Thau, und entfernet den brennenden und austrocknenden Wind von ihr.

Wie bey den Griechen Zeus, ſo iſt auch Indra bey den Indiern ein ſehr geiler und muthwilliger Gott. Es iſt eine allgemein gäng und gäbe Erzählung, daſs Indra einſt unter der Geſtalt eines Muni oder beſchauligen Mannes, mit Nahmen Gaudama *), die Frau deſſelben Ahalja geſchwängert habe, und zwar gerade damals, als Gaudama ſelbſt frühe vor Anbruch der Morgenröthe mit Gebeten und Abwaſchungen des Körpers beſchäftigt war. Indra indeſſen wurde bey dieſem Ehebruche ertappt, und erhielt, vom Gaudama verwünſcht, tauſend Schamtheile an verſchiednen Theilen ſeines Leibes, die indeſſen auf ſein wiederholtes und angelegentliches Bitten, nachmals in eben ſo viele Augen verwandelt wurden, und welche er denn auch itzt noch hat. Uebrigens hält Indra in einigen Abbildungen von ihm **), eine Lotusblume in den Händen, und dies wahrſcheinlich daher, weil der Aether oder die Luft gleichfalls keinen geringen Antheil an der Erzeugung haben.

Demnach giebt es in der brahmaniſchen Philoſophie einen zwiefachen Himmel. In dem oberſten derſelben regieret die Sonne, als der höchſte indiſche Gott nebſt dem Monde, ſeiner Gemahlin, und ſeinen Räthen, den Planeten. Dieſe Planeten ſind Muni oder beſchaulige Weſen, welche die Sonne begleiten, und wieder ihre untergebenen Schüler haben, die ſie erleuchten, lenken und regieren. In dem uutern Himmel, oder der Atmoſphäre ***) hingegen, gilt Indra als König, der über die untern Gottheiten herrſchet,

*) Gaudama iſt wahrſcheinlich irgend ein Planet.

**) Eine ſolche Abbildung befindet ſich in den *Aſiatick reſearches* bey Seite 241.

***) Hier dürfte wohl nicht die Wolkenregion, ſondern eigentlicher der Lufthimmel, oder die Atmoſphäre zu verſtehen ſeyn. Anm. des Bearb.

fchet, und Aufflicht über fie führt. Die Indier geben vor, die Zahl diefer Dévaguel, oder niedern Gottheiten, belaufe fich auf dreyhundert und zwey und dreyffig Millionen, doch find fie weder fündenlofs noch unfterblich, fondern können, wie wir fchon gefehen haben, von Indra aus dem Himmel geftofsen, und auf die Erde herabgefchickt werden, um, nach Befinden, menfchliche oder thierifche Körper, immer mit Bezug auf den bevorftehenden Tod, oder die Geburt derfelben, zu lenken.

Die vorzüglichften Genien im obern fowohl, wie im untern Himmel, und ihre Beftimmungen find nach Angabe einer Handfchrift folgende: Aaditja oder die Sonne. Diefem Genius, oder diefer Gottheit befahl Karta oder der Herr, die Sonne zu lenken. Einem andern Genius, der bey den Indiern Nishagara heifst, d. i. der die Nacht erleuchtende Mond, übertrug er das Gefchäft, die Nacht zu leiten und zu erhellen. Brahma erhielt den Auftrag, die Körper zu fchaffen und zu bilden. Vishnu mufs die Welt erhalten. Auf Shiva'n beruht die Vernichtung, der Tod, das Gericht, die Verderbung und Wiedererzeugung. Indra hat die Verwaltung der Atmofphäre auf fich, d. h. er verurfacht, je nachdem es Zeit und Umftände mit fich bringen, Dürre und Regen, Kälte und Wärme. Der fiebente Genius ift Aghni, und ihm ift die Sorge für das Feuer übertragen; eben daher mufs er aber auch alles dasjenige, was den Göttern im Opfer Homam dargebracht wird, durch den Rauch zu ihnen herauffühen. Diefe Gottheit gehört aber zu denen der zweyten Klaffe, mufs alfo vom Shiva, d. i. von der Sonne, oder dem Elementarfeuer unterfchieden werden. Jama mufs auf die Tugenden und Lafter merken, und Strafe wie Belohnung abwägen, daher er Shiva's Diener, und der Vorfteher des Todes wie der Unterwelt ift. Als Gott oder Vergelter der Tugend, erhält Jama den Nahmen Dhermadéva, und wird, damit er als ein Begleiter Shiva's, der Sonne, oder des Bacchus zu erkennen feyn möge, auf einem Stiere fitzend abgebildet. Wenn er aber als Züchtiger in der Unterwelt erfcheinen foll, wird er

mit einer Furche oder mit einem Dreyzack in der Hand dargeſtellt. Dieſes Inſtrument dürfte alſo vielleicht nicht immer ein Symbol oder Attribut des Neptun und Bacchus ſeyn, wie unſre Mythen-Erklärer es ohne hinlänglichen Grund anzunehmen ſcheinen. Varuna, ein andrer dieſer Gottheiten und Genien, führt die Aufſicht über das Waſſer, das Meer, die Seeen und Flüſſe. Váju oder Marul, eigentlich der Wind, ein Untergebner Indra's, iſt zur Bewohnung aller Körper beſtimmt, um ſie ſo lange zu beleben und zu erhalten, bis Shiva ſie einſt beym letzten Gerichte vor ſeinen Richterſtuhl erfordert. Vishva und Karma ſtehen den mechaniſchen Künſten vor, und daher auch allen Gebäuden und Städten, welche alle ſie, wie die Indier ſagen, mit Hülfe der Götter, einſt in einer einzigen Nacht aufgeführt haben. Die verbrüderten Genien Ashvini und Kumâren haben die Heilung der Kranken auf ſich, und ſo giebt es der zu mancherley Geſchäften beſtimmten Gottheiten, Dämonen und Nymphen noch eine unzählbare Menge.

K A M A D E V A.

Gott Kamadeva, den ich für Kupido'n halten möchte, erscheint bey den Indiern in einem lieblichen Bilde. Auch er hat mehrere Nahmen, die ich hier anmerken will. Er heifst nähmlich Madana, der Muthwillige, Scherzende, Schalkhafte; Mannmatha, der das Herz, den Verstand und den Willen berauschende; Mára, der Verborgene, Hinterlistige, der dem Diebe gleich unbemerkt, und seitwärts einherschleichende; Pradjumna, der Kühne, Widerseztliche, Rüstige; Darpaga, der Eigenliebige, Grofshertzige, oder der Gott mit grofsem Blicke; Ananga, der Unkörperliche, Feine, Leichte; Káma, der Begierige; Panciashara, der fünf Blümchen statt des Bogens und Pfeiles hat, der Bluhmigte, oder der Kämpfer mit blumigem Bogen und Pfeile; Smará, der leicht Erinnerliche, Eingedenke; Manasigia, der aus dem Herzen und Willen Hervorgehende, oder auch, der Sieger über Willen und Herz; Kusuméshu, der Blumenfreund; Atmabhu, das Wesen der Seele, oder, der vorhanden ist in der Seele; Radivadi, der Herr und Beschützer der

Verbindung; Magarudagia, der aus dem Zeichen des Steinbockes Gebohrne. Alſo hier wieder eine, aus der Aſtronomie hergenommene Gottheit! Mit welcher Bedachtheit dies geſchehen iſt, leuchtet ein, denn der Steinbock iſt ſeiner Natur nach, ein muthwilliges Geſchöpf.

Kamadeva heiſst ferner noch Ciuda, der Täuſchende, Betrügliche; und Navamáliga, der neun Ueberdachungen durchdringende Gott, der auf dem höchſten Gipfel ſteht, die erhabenſten, unzugänglichſten Oerter erklimmt, oder ſich auf die Anhöhe der neun Bedachungen ſtellt, um leicht geſehen werden zu können, der auch durch neun Mauern in das Herz dringende Gott. Ja, endlich heiſst er auch, der aus gegenſeitiger Eintracht, Freundſchaft, und aus guten Verſtändniſs Erzeugte, oder der Hervorbringer dieſer Annäherung bewürkenden Eigenſchaften *).

So viel von den Nahmen Kamadeva's! Er wird zuweilen ſitzend, zuweilen ſtehend gebildet, und hat einen Blumenbogen in den Händen, aber keine Binde um die Augen, vielmehr wäre ſo etwas ganz unerträglich mit dem ſcharfen Blick, der ihm beygelegt wird. Weiber, die ſich gute Männer oder Liebhaber wünſchen, verehren ihn vorzüglich, und der König von Travancor bringt ihm, dem Herkommen gemäſs, alljährlich ein Opfer im Tempel Sushindram neben dem Comoriniſchen Vorgebürge, der dieſer Gottheit geheiligt iſt. Sonderbar iſt's, daſs die Indier dieſen Gott verehren, da ſie auſſer den religiöſen Myſterien deſſelben, doch alle unanſtändigen Bilder, ausge-

*) Ich ſehe weder den leibhaften Kupido der Alten im Kamadeva, noch kann ich, und das viel weniger in dieſer indiſchen Idee von ihm, eine überwiegende Schönheit finden, die, wie der Verf. ſagt, alles übertrift, was Griechen und Römer von ihrem Amore erzählen, oder ihre Künſtler geformt haben.
Anm. d. Bearb.

laſsne Lieder und muthwillige Schriften verabſcheuen. Nur an den Feſt- und Opfer-Tagen der Göttin Káli oder Bhadrakáli, die aus Shiva's, in der Mitte ſeiner Stirne befindlichen Auge erzeugt iſt, und ein tödtliches Gift unter dem Menſchengeſchlechte verbreitete *), wird neben dem Tempel dieſer Göttin Bhagavadi, — die unter dem Nahmen Pagode bekannter iſt — von den niedrigſten Caſten im Volk ein ſchmutziges Lied abgeſungen. Auſſer dieſem Fuſse aber, und noch einem andern, das Shivarátri genannt wird, und an welchem man die Anordnung des Lingamdienſtes feyerlich begeht, zeigen ſich die Indier beſtändig mit Anſtand, ihre Reden ſind ſchamhaft, ihr Betragen iſt ernſt, ihre Götterverehrungen öffentlich wie im Stillen ausgezeichnet, und jede zu keke, muthwillige oder ſchmutzige Art des Scherzes iſt aus ihren Umgange verbannet.

Káli, Bhadrakáli oder Bhagavadi, eine jungfräuliche Göttin, iſt Symbol des der Geſundheit ſchädlichen Mondes. Man unterhält ſie mit unanſtändigen Geſängen, da ſie doch auch Einfluſs auf die Erzeugung irdiſcher Dinge hat, und weil ſie zugleich Vollmachtshaberin über Entſtehung und Vernichtung, über Leben und Tod iſt, ſo geſchieht es, daſs das Volk auch dann, wenn die Blatternkrankheit herrſcht, und man durch Opfer dieſes Uebel zu entfernen ſucht, den Glauben hegt, es könne durch Abſingung ſchmutziger Lieder zur Ehre dieſer Göttin, ſie vergnügen und unterhalten.

Dieſelbe Bewandniſs hat es nun auch mit den Anſtand beleidigenden Unterhaltungen der Indier, in der Nacht Shivarárti, d. h. in derjenigen Nacht des Mo-

*) der Verf. findet viele Aehnlichkeit zwiſchen der Göttin Káli oder Bhagavadi, und der Proſerpine, oder Hecate der Alten. Anm. des Bearb.

nates März, welche Shiva'n geheiligt ist, und in der sie nicht nur die erste Anordnung des Lingamdienstes begehen, sondern auch kleine Lingame für diejenigen verkäuflich haben, die noch nicht mit ihnen versehen sind, und sie doch am Halse oder Arme zu tragen wünschen. In dieser Nacht nun pflegt das zahlreich bey dem Tempel des Shiva versammelte Volk, wenn es sich durch Fasten und Waschungen entsündigt hat, in unanständige Unterhaltungen und Gesänge auszubrechen, und unter denselben diese Orgien zu begehen. Eine ungeheure Abbildung Shiva's wird alsdenn aus dem Tempel gebracht, über eine Trag-Bare gelegt, und laufend bald hier, bald dorthin geführt. Das Volk steht bey dieser Ceremonie umher, und die schamlosesten Männer im Haufen, stimmen denn jene Lieder an. Eins derselben zur Probe! Es ist kurz und lautet folgendermaßen:

Der Phallus unsers Gottes hüpfet;

Wo schöne Weiber sind,

Die mögen näher treten.

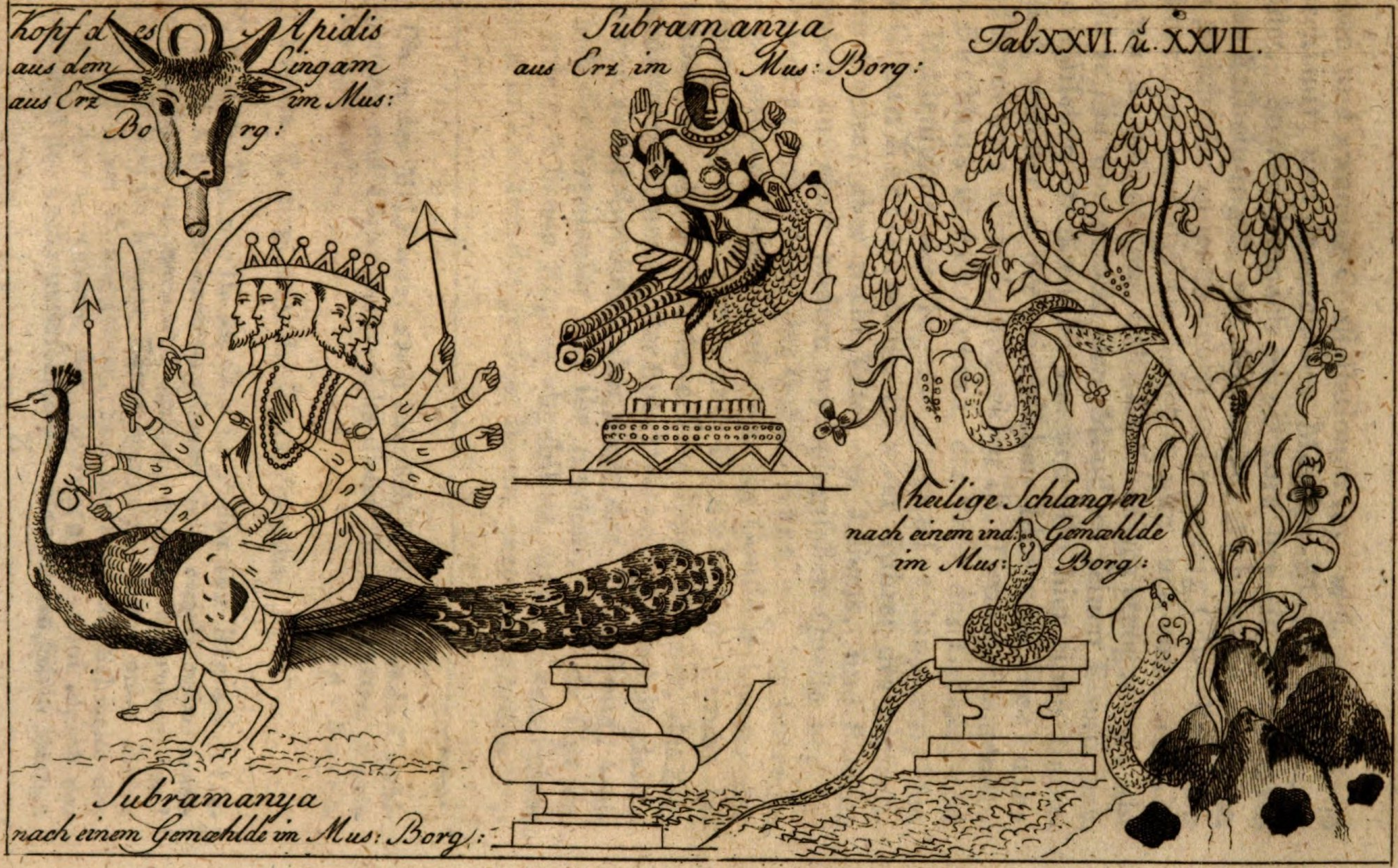
Man bemerke, diese Orgien werden zur Nachtzeit begangen, welches dahin deutet, daß der Lingamdienst ursprünglich in der Nacht seinen Anfang genommen habe, und demnach dem nächtlichen Bacchus, oder der nächtlichen Sonne geheiliget sey. Die indischen Weltweisen also nehmen an, daß die Erzeugung der irdischen Dinge vorzüglich bey Nacht erfolge, und daß die nächtliche Sonne, der Herr des Lebens und Todes, der Erzeuger und Vernichter, ja der Rächer der Vergehungen sey, daher sie ihr die Gespenster, und andere nächtliche Dämonen, so wie die Rátriciara oder Nachtwandler, eine besondre Art der Genien, als Diener unterordnen. In dem allen dürfte nun vielleicht der eigentliche Grund zu suchen seyn, warum Bacchus oder die Sonne so häufig auf eine unanständige Art, bald aber auch als Herr des Lebens und des To-

des, als Richter der Abgeschiednen, als Vergelter des Guten, und als Rächer des Bösen, von den Römern, auf ihren alten Gefäſsen, abgebildet werden. Unsere Alterthumsforscher deuten dies alles auf den Wein, auf die Fruchtbarkeit der Erde, auf den Ueberfluſs an Früchten, oder auf die Trunkenheit, nicht anders, als ob die lieben Alten, und die Indier, die nie Wein trinken, beständig im Rausche gewesen wären!

S U B R A M A N N J A.

Die indiſche Götterlehre eignet Shiva'n drey Söhne und eine Tochter zu. Von dieſer ſeiner Tochter und Gemahlin, — denn das iſt ſie beydes — oder von der Göttin Káli, iſt ſchon öfter und ausfürhlicher vorhin gehandelt. Nicht minder haben wir auch ſchon von den Göttern Gannavadi und Hanuman, als Söhnen der Sonne und des Mondes, umſtändlicher geredet. Der dritte Sohn der Sonne nun iſt Subramannja oder Kártiguea, der indiſche Herkules, welchen Barvadi oder der Mond, in Abweſenheit ihres Gemahls, der Sonne, in einem Ehebruch, oder wüthenden Anfalle eigner Wolluſt, ſoll empfangen haben, und dem nun ſechs Sterne als Pflegerinnen und Erzieherinnen beygegeben werden. Das im Borgianiſchen Muſeum befindliche Bildniſs dieſes Gottes, iſt aus Erzt gegoſſen, und ſtellt ihn mit ſechs Köpfen auf einem Pfauen ſitzend dar.

Subramannja wird, durch folgende Beynahmen von andern Gottheiten unterſchieden: Muhásèna, der Befehlshaber des himmliſchen Kriegsheeres; Kártiguea: bey dieſem Nahmen muſs ich bemerken, das Kártiga eine der ſieben


Tab. XXVI. u. XXVII.
Kopf des Apidis aus dem Lingam aus Erz im Mus: Borg:
Subramanya aus Erz im Mus: Borg:
heilige Schlangen nach einem ind: Gemæhlde im Mus: Borg:
Subramanya nach einem Gemæhlde im Mus: Borg:

ſieben und zwanzig Conſtellationen ſey, welche der Mond durchlauft, und dadurch den Monden-Monat der Indier bildet. So wie demnach Shrirâma bey einer ſeiner irdiſchen Erſheinungen, aus dem Sterne Rohini hervorgieng, der gleichfalls zu jenen ſieben und zwanzig Conſtellationen gehört: auf eben die Art heiſst es nun auch von Subrahmannja, daſs er vom Geſtirne Kârtiga erzogen ſey, obwohl er die Sonne und den Mond zu ſeinen Eltern hat. Die indiſchen Denkmähler machen alſo hier einen Unterſchied, welcher in der griechiſchen Idee vom Herkules und Bacchus nicht ſo bemerkbar iſt. Denn der jugendliche Bacchus iſt Schrirâma, der Vater des Lebens, und die Heldenſonne des Tages: Herkules hingegen, den das Geſtirn Kârtiga erzog, iſt zwar Führer des himmliſchen Heeres, aber nicht Vater des Lebens, und ſtammt überdem aus einer andern mythologiſchen Quelle her *). Sonnerat behauptet, das Geſtirn Kârtiga, ſey unter jenen genannten ſieben und zwanzig Conſtellationen, der Ordnung nach die dritte, und Hanxleden ſtimmt damit überein. Auch will der erſtere dieſer Männer, das Zeichen dieſes Geſtirnes ſey der Bok. **) Georgi handelt gleichfalls von dieſer Gottheit, aber nach der Vorſtellung, welche ſich die Nepalenſer von ihr machen, und da ſagt er, ſie werde mit ſieben Köpfen abgebildet, und ſey von ſieben Sternen im Zeichen des groſsen Bären, erzogen worden ***).

*) Ob es der Mühe wohl werth iſt, ſich in die ſtupende Combinations- und Disjunctions-Gabe dieſer Mythenerklärer hinein zu ſtudiren? Der Bearb.

**) Voyage. T. 2. p. 203. der Octav-Ausgabe.

***) S. *Alph. Tib.* p 116. In dem zu Padua von Simon Aſſemanni i. J. 1790. herausgegebenen *Globo coeleſti cufico-arabico* werden S. 94. neun und zwanzig Sterne im groſsen, und ſieben Sterne im kleinen Bären angezeigt. Einer unter dieſen ſieben Sternen iſt ungeſtaltet, und der lezte im Schweiſe des kleinen Bären, welcher der Polarstern iſt, wird durch das Sternbild des Bocks unterſchieden. Von dieſen ſieben Sternen

Doch, welch ein Gestirn dieses auch immer seyn mag, so ist immer soviel gewiss, dass Kàrtigua ein von dem Sterne Kàrtiga abgeleiteter, und dieser Gottheit beygelegter Nahme sey, wodurch die Behauptung auf's neue bestätiget wird, dass die Brahmanische Götterlehre aus der Astronomie hervorgegangen, und dass demnach zuerst bey ihnen, wie bey den Chaldäern und Persern, der Sabäism herrschend gewesen sey, nachher aber dem Götzendienste habe Platz machen müssen.

Ein anderer Nahme Subramannja's ist Shadhànanà der Gott mit sechs Gesichtern, mit welchen er denn auch fast überall abgebildet ist. Dieser Gott kann also nicht der Planet Mars seyn, welcher ein Muni oder beschauliches Wesen ist, und bald Ciova oder der Gerade, bald Mangala oder der Gute und Glückliche heisst, wegen seines vortheilhaften Einflusses auf die Erde. Auch gilt Mars in Indien nicht als Krieger.

Noch andre Nahmen dieser Gottheit sind: Pàrvadinanana, der Sohn und die Wonne der Göttin Pàrvadi, denn von dieser oder dem Monde ist er gebohren. Shighivàhana, der Pfaureuter; Kumàra, der mannbare Jüngling; Guha, der aus der Höhe gebohren. Dies ist ein allegorischer Nahme, denn Guhjam bezeichnet den weiblichen Unterleib mit seinen zur Geburt schicklichen Theilen. Aus diesem wurde Subramannja gebohren, oder durch die Wuth der Leidenschaft, in welcher Pàrvadi ihn empfieng und gebahr, gleichsam hervorgestossen. Sollte hieraus vielleicht die auch von Herodot erzählte, und

nun ist Kàrtiguea auferzogen, wie dies auch die malabarischen Indier vorgeben. Da indessen einer dieser Sterne, wie gesagt, ungestaltet war, also auch nichts zu der Erziehung oder Erhaltung des Gottes beytragen konnte: so ward dieser nur mit sechs Gesichtern abgebildet. Stellen ihn aber die Nepalenser mit sieben Gesichtern vor, so ist das auch kein Irrthum.

freylich verunstaltete griechische Sage geflossen seyn, dass Herkules in Scythien in einer Grotte gebohren worden, und dass seine Mutter sich daselbst in einer Höle aufgehalten habe?

Endlich führt dieser Gott anch den Nahmen Scanda, oder der schnelle Wanderer: Scandam nähmlich bedeutet die Ausdauer, oder die eigentliche Handlung des schnellen Gehens, Umhergehens, Wanderns. Jenen Nahmen also hat Subramannja daher erhalten, weil er mit ausnehmender Schnelligkeit sein himmlisches Heer mustert, und auf einem vieläugigen Pfau reutet, welches alles denn dahin deutet, dass ein Heerführer schnell und bedächtig seyn müsse. Scanda ist also keine scythische, sondern eine indische Gottheit, und von ihr hat Scandinauien, der äusserste nordliche Theil der Erde, seinen Nahmen: denn dieser kam durch Sythien mit den indischen Scythiern in Verbindung, und erhielt von diesen nicht bloss die Gottheit und den Nahmen Scanda, sondern auch den Budha, Vod, Odin oder Teut, wie sich denn der Norden gleichfalls des indischen Königes Manu, als des Stifters und Urhebers seiner Bewohner rühmet, denn der Mannus des Tacitus ist schwerlich ein anderer. Auch stehen noch izt die Kalmucken und Einwohner Sibiriens im Bezung auf die Religion, mit dem tibetanischen Lama in Verbindung *). Hieraus sollte man schliessen, dass schon in gar alten Zeiten, gewisse brahmanische Lehrsätze und Nahmen, aus dem indischen Scythien, zwischen dem Gebürge Imaus und dem Flusse Indus, in das benachbarte Tibet, und von da aus in das entferntere Scythien oder Scandinavien, übergetragen worden. End-

*) Dies bestätigt Turner's zu Calcutta i. J. 1786. an Johann Macpherson geschriebener Brief.

lich ſcheint der indiſche Scanda, auch eine und dieſelbe Gottheit mit dem altperſiſchen Secander zu ſeyn, und es wäre ſo ſchwer wohl nicht, die Urſachen und Veranlaſſungen nahmhaft zu machen, die der Verbreitung dieſer Nahmen von Indien aus nach andern Ländern beförderlich wurden.

DIE THIEREVEREHRUNG.

Mancherley Thiere gelten bey den Indiern für heilig, wie z. B. die Schwäne, Geyer oder Adler, die ſchwarzen, bärtigen Affen, die Raben, Ratten oder Mäuſe, die Käfer mit rückwärts gebogenen Fühlhörnern und leuchtenden Flügeln, die Böcke, und vorzüglich diejenigen unter ihnen, welche von röthlicher Farbe ſind; ferner die Fiſche, Schweine, Schlangen, Elephanten, Rinder und Kühe. Doch ſtehen nicht alle dieſe Thiere in gleicher Achtung, und genieſſen daher auch nicht einer gleichen Verehrung.

Der Schwan oder Hamſa, auf welchem die Erde ruhet, oder Brahma reutet, iſt dieſem Elemente in der indiſchen Mythologie ſehr paſſend beygeſellet. Die Erde nähmlich ſchwimmet auf dem Waſſer, und von dieſem iſt der Schwan, wie von jener Brahma, ein Symbol. Der Inſtinkt des Schwanes leitet ihn dahin, im Schwimmen das beſſere, reinere, und geſundere Waſſer auszukoſten und zu unterſcheiden, das ſtehende und in Fäulniſs übergehende aber minder zu achten. Dieſer Inſtinkt iſt den Erforderniſſen der Erde anpaſſend, welche nähmlich durch reines, geſundes Waſſer gebildet,

befruchtet, belebt, vermehrt, und zur Hervorbringung heilſamer Früchte geſchickter wird *). Ueberdem iſt der Schwan ein ſehr geiles Thier, die Erde aber gleichſam nicht weniger zur Hervorbringung geneigt. Da nun endlich auch dieſer Vogel ein Attribut der Sonne iſt, und mehrere indiſche Könige ſeinen Nahmen geführt haben: ſo leuchtet es ein, daſs der Schwan ein heiliges Thier der Indier ſey, wie er denn auch in den brahmaniſchen Gedichten ſehr geprieſen wird; nur wird ihm, ſoviel ich weiſs, nirgend eine beſondre Art religiöſer Verehrung bewieſen.

Der Adler, oder wie einige behaupten, der rothe Habicht, auf welchem Vishnu gewöhnlich ſitzt, iſt ein zweites hierher gehöriges Thier. Er heiſst bey den Brahmanen Garudha und Gaeguèshvara, oder der Herr und Fürſt der Vögel, auch Suvarna oder der goldfarbige. Er gilt ferner als Symbol der Luft, auf der Vishnu oder das Waſſer ruhet, und von der es in die Höhe gehoben wird, damit es als Regen wieder herabfalle, um die Erde durch ſeine Feuchtigkeit zu erhalten, welches Vishnu's Hauptgeſchäfte iſt. Einige alte von Hyde und Bayer, wie auch viele dergleichen von D'Hancarville bekannt gemachte Münzen, ſtellen einen mit Blitzſtrahlen bewafneten Adler dar, als Symbol der Vereinigung des Feuers mit der Luft, zweyer Elemente die bey vielen aſiatiſchen Nationen Anbetung erhalten.

Der Stier, welcher Mùri, Kála oder Pashu heiſst, und von dem Shiva, d. i. der Sonne oder dem Bacchus, den Nahmen Pashubadi, d. h. der Herr des Rindes, oder der Gemahl der Kuh, erhält, iſt ohne Zweifel ein Symbol der Erde, auf welcher die Sonne ruhet, oder welche ſie mit ihren Strahlen erwärmet, damit dieſelbe fruchtbar werde, und Gewächſe aus ihrem Schooſse hervorkeimen laſſe.

*) S. die *Grammat. ſamſcrd. p.* 19.

Unter den alten Denkmählern finden sich mehrere gegossene oder gehauene Bildnisse, welche einen Stier darstellen, der entweder eine Sonnenscheibe zwischen den Hörnern trägt, oder mit denselben, sey es ein Ey, als das Emblem der ersten Weltentstehung, oder die Erde selbst, fortstösset. Ein Bildniss der erstern Art befindet sich im Kircherschen Museum, und D' Hancarville führt ihrer mehrere auf, ohne doch anzugeben, woher er sie genommen hat. Auch kann der Stier oft die Sonne selbst bezeichnen, wenn sich's aus gewissen Kennzeichen ergiebt, dass er die erzeugende Kraft darstellt, und wenn er ohne einen Mitra, Bacchus, Shiva, Osiris, oder ohne eine auf ihm ruhende Sonne, abgebildet ist.

Irre ich nicht, so war es im Jahre 1776, als ich mich in Pondichery aufhielt, dass dem Stiere des Shiva zu Ehren, mit grossem Aufwande ein Fest von den Indiern begangen wurde. Ein rother Stier wurde von den Brahmanen, als den Wächtern und Opferpriestern des nächsten Tempels, in welchem er ernähret wurde, unter einer Klapper- und Trommelmusick, durch die Strassen geführet, oder vielmehr, er selbst gieng, schon bekannt mit dieser Cäremonie, von Haus zu Hause in die geöfneten Thüren, nahm den daselbst vornean für ihn hingestellten Reis, verzehrte ihn, und das Haus ward glücklich gepriesen, aus welchem er auch nur etwas von jener Speise zu sich genommen hatte. Die Bewohner dieser Häuser empfingen ihn mit tiefer Verehrung; viele legten dieselbe dadurch an den Tag, dass sie ihn mit der rechten Hand berührten, andre begleiteten diese vierfüssige Gottheit, und ehrten sie durch jubelnden Zuruf. Man hat diesen Stier für den Apis der Aegypter gehalten, und in mancher Rüksicht findet sich auch eine gewisse Uebereinstimmung, die aber in andern wesentlichen Stücken wieder fehlt.

Die Kuh, eine vorzüglich angesehene indische Gottheit, ist der Göttin Bhavani, d. i. dem Monde oder der Göttin Laekshmi, d. i. der Erde heilig. Doch, welche

dieser Göttinnen sie auch darstellen mag, genug sie ist ein Symbol der Fruchtbarkeit. Bey der grossen Verehrung, in welcher dieses Thier in Indien steht, ist es wohl kein Wunder, wenn noch itzt in Malabarien ein Gesetz in seiner ganzen Stärke vorhanden ist, demzufolge ein jeder am Leben gestraft wird, der eine Kuh tödtet. Oftmahls, und ins besondre im Jahre 1785, habe ich es selbst mit angesehen, wie nach dem Urtheilsspruche des Königes Ráma Varmer von Travancor, in einem Wäldchen ausserhalb der Stadt Callurcàta, fünf Männer an einem Baume aufgehenkt wurden, weil sie den Gesetzen des Reiches und den Vorschriften der Religion zuwider, eine Kuh vorsätzlicher Weise getödtet hatten.

Schon vorhin habe ich angemerkt, dass die Hörner der Kuh keine schickliche Abbildung der Hörner des Mondes abgeben, und dass die Indier behaupten, die Göttin Laekshmi, als weiblicher Genius der Erde, halte sich in dem Eüter, der Zunge, dem Maule, oder dem Schweife einer Kuh auf. Demnach ergiebt es sich von selbst, dass dieses Thier heilig ist. Als ich daher einem Minister des Königs von Travancor zu Rámapurata erzählte, in Europa sey der Genuss des Kuhfleisches etwas ganz gewöhnliches: so verwahrte sich der fromme Mann mit beyden Händen die Ohren, und eilete, ohne weiter ein Wort gegen mich zu verliehren, zum Zimmer hinaus. Ein andermahl, als ich einem Neubekehrten sagte, er möge nun, da er getauft sey, Kuhfleisch geniessen, blickte mich derselbe staunend an, und sagte, die Tödtung einer Kuh, und der Genuss ihres Fleisches, habe ja eben soviel auf sich, als die Ermordung einer Mutter, deren Fleisch man verzehren wolle. Damit er indessen nicht scheinen möchte, meine Anweisung zu verachten, so pflückte er von dem vorgesetzten Fleische ein äusserst kleines Fäserchen ab, und ass es auf *).

Die

*) Soll man hier mehr die Anforderung des Priesters, oder den Gehorsam des werdenden Christen bewundern? Warlich! ein herr-

Die Kuh als Symbol der Göttin Bhavani und Laekshmi, und der Gottheit überhaupt, ist, wie die Indier erzählen, in den Himmel aufgenommen, und zwar befindet sie sich im Himmel des Gottes Indra. Es giebt sogar ein Buch in Indien, das von den Tugenden und Verdiensten der Kuh handelt. Schwören die Leute, so fassen sie den Schweif dieses Thieres an, und das nähmliche thun sie auch, wenn sie dem Tode nahe sind, indem sie dadurch an den Tag legen, dass sie sich auf diesem Schweife in den Himmel zu begeben wünschen, oder mit andern Worten, indem sie glauben, dass ihre Seele in die Kuh übergehe, wenn sie den Schweif derselben in dem Augenblick berühren, in welchem sie sterben. Alsdenn wird ihr Körper, wie sie wähnen, in die Naturstoffe aufgelöset, ihre Seele aber von einer verächtlichen und leidenvollen Wanderung befreyet. Denen, welche in die Caste der Brahmanen aufgenommen werden sollen, wird, um zu erkennen, ob sie auch würklich den Verordnungen dieses Institutes Beyfall und Ergebenheit zugestehen, ein Getränk dargereichet, das Panciadévjam heisst, und aus Kuhharn, mit Wasser aufgelösetem Kuhmiste, süsser Milch, Butter, und säuerlicher Milch besteht. Diese Mischung muss, wie gesagt, der Initiirte, unter dem Nahmen des göttlichen Trankes zu sich nehmen. Eben dieses Getränk, wird auch demjenigen gegeben, welcher, wenn er einmahl sein Institut, und die Vorschriften desselben verlassen hat, aufs neue wieder einzutreten Willens ist; denn nur durch jenen Genuss kann er von seinem Vergehen gereiniget, und nachher wieder aufgenommen werden.

Doch nicht die Religion und die Beziehung des Symbols allein, sind Ursache der Verehrung dieses Thieres in Indien, sondern es giebt noch andre physische und po-

herrlicher Sieg des Glaubens über das Gewissen, wie ihn die allein selig machende Kirche nur fordern kann!!!

Der Bearb.

litische Veranlassungen zu derselben, und zum Verbote der Tödtung dieses Thieres, wie z. B. die grosse Hitze, die Dürre des Bodens, der Mangel an Wiesen, das grosse Bedürfniss der Butter und Milch für Leute, die sich nicht von lebenden Geschöpfen nähren u. s. w.

Die Schlange, ein Symbol des Lebens, ist in Indien gleichfalls heilig, weil die grosse Schlange Vásughi, die ganze Welt umschliesset und belebet. Auch ist dieses Geschöpf ein Arttribut des Bacchus oder Shiva, der allen Wesen ihr Leben zutheilet, daher diese Gottheit oft gleichsam mit Schlangen bekleidet erscheint. Auf der marmornen Abbildung des Borghesischen Mitra in der Pincinischen Villa erblickt man gleichfalls eine Schlange, weil Mitra oder die Sonne durch ihre Wärme und Kraft alles belebt. Nicht weniger wird man dieses Thier auf vielen römischen Urnen gewahr, welche den Bacchus darstellen. Ráma, oder der jugendliche Bacchus, hält eine kreisförmig zusammengebogene Schlange in der Hand, und hier wie dort deutet dieses Symbol auf das Leben hin. Der Gott Krshna, oder die verfinsterte Sonne, soll nach der indischen Sage, zwey ungeheure Schlangen besiget haben. Die eine, welche man für einen Planeten hält, heisst Ráhu, und diesen Riesen, oder vielmehr diese schwarze Schlange, — denn von solcher Farbe soll sie seyn — tödtete Vishnu oder Krshna, d. h. die Sonne mit ihren Strahlen. Von dieser schwarzen Schlange nun, welche gegen Krshna ihren Geifer auswirft, leiten die Indier die Sonnenfinsternisse her. Die andere Schlange oder der andere Genius und Riese, Nahmens Kedu ist roth von Farbe, und durch ihn entstehen, wie man dort glaubt, die Mondfinsternisse. Diese beyden Schlangen sind bey den europäischen Astronomen, als das Haupt und der Schwanz des Drachen, oder als der aufsteigende und niedersteigende Knoten bekannt, von den Indiern aber werden sie unter die Planeten gezählt, und die Leute glauben, sie würden bloss bey einer Sonnen- oder Mondfinsterniss sichtbar. Hieraus erhellet nun einigermassen, mit welchem Rechte wir die Tha-

ten Krshna's, auf die Sonne zur Zeit ihrer Verfinſterung zurückgeführt haben; ja, auch der Grund wird einleuchtend, woher die Schlangen in Indien verehrt werden. Dieſe Thiere nähmlich ſind Embleme des Lebens und des Todes, und zwar des Lebens in ſofern, als ſie noch lange nach der Zertrümmerung ihres Kopfs, ein gewiſſes Leben verrathendes Athemziehen beybehalten, des Todes hingegen, weil ſie durch Hinauslaſſung ihres Giftes tödten. Dieſe beyden Eigenſchaften aber legten die Alten auch der Sonne bey, und daher entſtand die Sitte in Gemählden oder Schnitzwerken, dem Bacchus, Mitra, Shiva, Ráma, und Krshna eine, auch wohl mehrere Schlangen beyzugeſellen.

Die Malabaren verehren vorzüglich die gefütterten Schlangen, welche ſie Nallapámba, d. i. die guten oder ſchönen Schlangen nennen, obwohl ſie von denſelben ſehr oft geſtochen werden, und wegen ihres fürchterlichen Giftes, wie aus öfterm Mangel an Gegenmitteln, dahin ſterben. Sie ſetzen dieſen der Sonne geheiligten Thieren, Milch in einem Gefäſse zum Getränke vor, errichten ihnen Hütten, häufen für ſie Steine in Geſtalt einer Wohnung auf, und bereiten ihnen an den Baumſtämmen in Hainen Sitze zu.

Der ſchwarzharigte, langbärtige Affe wird gleichfalls von den Indiern verehrt, und iſt ſelbſt in den königlichen Paläſten geachtet, weil er den Gott Hanuman oder den Wind darſtellet.

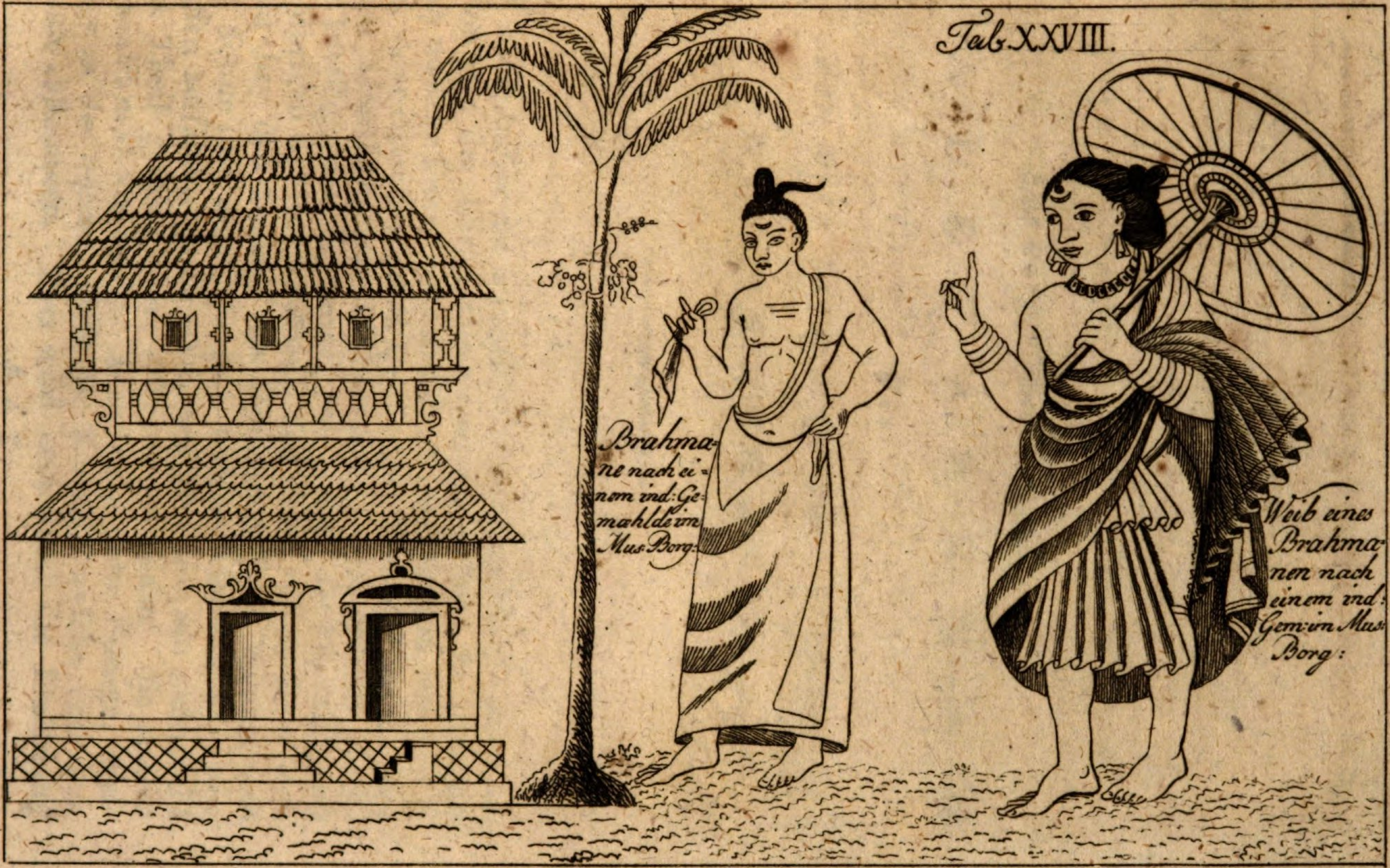
Die Elephanten gelten für Symbole der Stärke, und werden nicht minder hochgeſchätzt, indem die Indier glauben, die Welt ruhe auf acht Elephanten, und werde von dieſen unterſtützt und erhalten. Das Erdbeben ſehen ſie als eine Folge der Ortsveränderung eines dieſer Thiere an.

Der Käfer mit rückwärtsgebogenen Fühlhörnern und glänzenden Flügeln, ſcheint für ein Symbol der Sonne und

der Planeten zu gelten, daher auch die indischen Dichter, ihn beym Beginn ihrer Gesänge anrufen, oder lobend erheben. Dem Buche Sambhavam zufolge, flattert dieser Käfer unaufhörlich um die einsamen Wohnungen der Hesychasten oder beschaulichen Wesen, d. h. um die Planeten her, und erleuchtet dieselben mit seinen Flügeln.

Die Raben stellen die abgeschiedenen Seelen dar, und daher ist es ein heiliges Familiengeschäfte, zum Andenken an diese letztern, jenen Vögeln täglich gekochten Reis zur Speise vorzusetzen.

Einen Fisch und Eber, in deren Gestalt nähmlich Vishnu auf der Erde erschien, habe ich zwar selbst in die unterirdischen Felsen des Tempels Mávalipuram, auf der Coromandelküste, eingeschnitzt gesehen, doch weiss ich gar nicht, dass diesen Thieren in Indien eine besondre religiöse Verehrung sollte bewiesen werden.


Tab. XXVIII.
Brahmane nach einem ind: Gemahlde im Mus: Borg:
Weib eines Brahmanen nach einem ind: Gem: im Mus: Borg:

Die bürgerliche Verfassung.

NALEVARNNAM.

Von

den vier Stämmen oder Casten.

DIE BRAHMANEN.

Wie die Indier die mehresten Hauptgrundsätze ihrer Religion von der Astronomie abgeleitet haben, so scheinen auch manche ihrer bürgerlichen Einrichtungen aus derselben, oder einer ähnlichen Quelle hergeflossen zu seyn. Das ganze Alterthum war der Meynung, dass gewisse göttliche Intelligenzen die Sonne, den Mond, die Planeten und die übrigen Gestirne belebten, und daher rühret denn auch wohl bey den Indiern die Herleitung ihrer Könige von der Sonne und dem Monde, welche demnach in zwey Klassen zerfallen, deren erste, wie ich schon ein andermahl zum Theil gezeigt habe, Surjavamsham, die andere Súmavamsham heisst. Jene umfasst die Könige, welche von der Sonne, diese die Könige, welche von dem Monde abstammen. Dies wird auch durch die Erzählung

mehrerer griechischer Schriftsteller bestätigt, welche, übereinstimmig mit dem beglaubigsten Vorgeben der Indier, dem Bacchus die Entstehung des indischen Reichs und seiner bürgerlichen Einrichtung zuschreiben. Bacchus aber oder Shiva ist, wie schon oben dargethan wurde, die Sonne.

Arrian erzählt, dass Bacchus den Indiern seinen Sohn Budja, als Nachfolger im Reiche hinterlassen habe. Budja aber ist kein anderer, als jene astronomische Gottheit Budha, Dherma oder Merkur, welcher die Indier, Tibetaner und Aegypter den Unterricht in den Gesetzen und Wissenschaften zuschreiben. So soll auch Shrirâma, nach gleichmässiger Angabe griechischer und indischer Schriftsteller, Indien unter seine Bothmässigkeit gebracht, dieses Land darauf vertheilt, und nicht nur den Ackerbau und Gesetze eingeführt, sondern auch das Volk durch seine bürgerliche Verfassung verfeinert haben. Shrirâma aber ist, wie wir schon wissen, aus dem Sterne Ròhini gebürtig.

Selbst die philosophischen Institute der Samanen, stehen mit der Astronomie im engsten Zusammenhange, indem diese Leute behaupten, dass sie unter dem Symbol der Sonne, des Mondes und der Planeten das höchste Wesen verehren, dass der Lingam, den sie am Halse oder Arme tragen, ein Emblem der erzeugenden Sonne sey, und dass sie endlich die schaffende, erhaltende und vernichtende Kraft der Sonne, unter dem Symbol der Erde, des Wassers und des Feuers, im öffentlichen Religionsdienste anbeten. Diese Samanen, Hesychasten, Muni oder beschauliche Leute sind gemeinhin die Räthe der Könige, weil in der astronomischen Welt, auch die Sonne und der Mond als Könige erscheinen, bey welchen die anderweitigen Planeten gleichsam die Dienste versehen.

In dieser Zurückführung der irdischen Dinge auf die astronomische Betrachtung des Weltgebäudes, besteht

nun der Grund der religiösen und bürgerlichen Einrichtung und Verfassung Indiens, wie dies auch aus der grossen Zahl von Königen, Philosophen, Städten, Völkerschaften und andern einzelnen Personen, einleuchtet, welche ihre Nahmen von der Sonne und dem Monde erhalten haben, und noch izt von den Gestirnen benannt werden *). Hieraus enstand nun wahrscheinlich jene Sachen - nud Personenverwirrung in der alten Geschichte, da nähmlich mehrere Sachen oder Personen in einer und derselben Gegend, oder Stadt, mit einem und demselben Nahmen bezeichnet wurden, da alles nur zum Unterschiede seinen Gattungsnahmen erhielt, und die Schreibekunst noch mangelte. Bey dieser genannten grosen Verwirrung, giebt es doch eine bestimmte feste und allgemeine Ueberlieferung unter den Brahmenen, nähmlich diese, dass die bürgerliche Verfassung, und Staatseinrichtung Indiens, nicht von der Sonne, dem Monde, oder den Planeten, sondern vom Könige Manu, dem Gründer des indischen Volkes, welchen Vishnu seiner guten Werke wegen, von dem Verderben der Fluth befreyte **), herrühre.

*) Noch heutiges Tages sind die Nahmen Mitra, Mahádéva, Krshna, Ráma u. s. w. sehr gewöhnliche Männernahmen, und eben so heissen auch die Frauen noch oft Káli, Párvadi, Shakti, Isvari u. s. w. Jene Nahmen der Männer sind, wie sich aus dem vorhergehenden ergiebt, von der Sonne und den Gestirnen, die der Frauen, von den Monde entlehnt. Ja einige dieser letztern, z. B. Laekshmi, Shri, Ramà Vmà u. s. w. haben Bezug auf die Erde, oder die Beherrscher in derselben. Gleicherweise werden auch die Nahmen der Könige, Städte und Tempel, von der Sonne, oder dem Monde hergenommen, wie z. B. Ciandracótta, die Mondesstadt, Rágia Mitra, der König Mitra oder Sonne, fälschlich Rája Mirda; Rágia Ráma, fälschlich Raia Ranas auf *de L'Iles* Karte; Rámishváram, der Tempel des Herrschers Ráma; Rámaburam, die Stadt Râmas; Krshnaburam u. s. w.

**) Dieser Fluth geschieht unter verschiednen Nahmen Erwähnung. So heisst sie Pralejam, die allgemeine Verwüstung;

Manu also gab den Indiern, sein von der Sternkunde entlehntes Staatsbürgerliches System, und theilte die Landeseinwohner in vier Klassen, nähmlich in Priester, Könige, Ackerleute, und Handwerker *). Diese vier Klassen nun, welche die Nahmen Brahmana, Kshetria, Vejshja und Shùdra fühen, gelten als die Hauptcasten der Indier, enthalten aber nach Maafsgabe der bürgerlichen Beschäftigungen, mehrere Unterabtheilungen, deren Zahl sich auf acht und achtzig, beläuft. Was indessen jene Hauptcasten anbetrift, so hat eine jede derselben ihre eigenthümlichen Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche; die, welche zu der einen gehören, können nicht in die andre übergehen, oder versetzt werden, auch dürfen sie nicht aus einer in die andre heurathen, sondern müssen ihrer Caste und

Vellapralejam, die allgemeine Verwüstung durch das Wasser; Kalpànda, das Ende der Festigkeit, Gerechtigkeit, Moralität; Kshaeja, die gänzliche Vernichtung; Samvarta, die allgemeine Zertrümmerung, oder Vernichtung aller irdischen Dinge. Diese Fluth war ein Werk der bösen Genien, und ihr Anschlag, die Welt zu vernichten, würde ihnen gelungen seyn, wenn nicht Vishnu auf Bitten der guten Genien, in Gestalt eines Fisches, und nachher einer Schildkröte erschienen wäre, und den König Manu oder Menu, nebst acht Personen aus der allgemeinen Vernichtung errettet, die dem Untersinken nahe Welt aber, aus dem Wasser wieder in die Höhe gehoben hätte. Selbst Vishnu erzählte, da er in der Gestalt des Königs Krshna erschien, dafs seine Voreltern, die Kauranen, aus der Fluth seyen errettet worden, und dafs er die Gestalt eines von ihnen angenommen habe, um für die Pandaven zu kämpfen. Die Indier beginnen demnach ihre Geschichte mit Manu, setzen die Epoche ihres silbernen Zeitalters in diese Fluth, und leiten aus jener Zeit ihre Gesetze und Einrichtungen her.

*) Der Verf. widerlegt auf einer Quartseite die zeitigen Grundsätze über die Gleichheit der Menschen durch ihre Schönheit und Häfslichkeit, ihre Gutmüthigkeit und Bosheit u. s. w. Meine Leser aber sind wohl zufrieden, wenn ich ihnen diese Widerlegung schenke? Der Bearb.

und ihren Geschäften treu bleiben. Demohngeachtet giebt es Fälle, in denen sie alle mit einander übereinkommen. Dahin gehört die Anerkennung eines höchsten Wesens, das sie unter dem Symbole der Sonne, des Feuers und des Wassers anbeten; Die Erwartung einer Belohnung der Tugend, und Bestrafung des Verbrechens, oder mit andern Worten, die Erwartung des Ruhmes bey Shiva oder Vishnu, und die Furcht vor Shiva, als dem Richter der Verstorbenen, und dem Herrn der Unterwelt; ferner der Glaube an die Wanderungen der Seelen aus einem Körper in einen andern; die Verehrung der Kuh, der Gehorsam gegen die Könige, die Hochachtung der Brahmanen, die besondre Schätzung der Lehrer, die Waschung des Körpers, die Sühnung durch Gebete und Fasten, die Furcht vor bösen Genien, die hülfreiche Handleistung gegen Arme aus derselben Caste, die Aufnahme und Beherbergung solcher Fremdlinge, die Gefälligkeitsbeweisung gegen dieselben, und endlich die Enthaltsamkeit von den Frauenzimmern einer andern Caste.

Die Brahmanen sind in Rücksicht auf Volk und Land verschieden, und daher sind zu bemerken die Brahmanen in Nepal, welche Tibet am nächsten leben. Ferner die Gauri oder Bengalischen, welche am Ganges wohnen, die Sindhuven, welche man fälschlich Hindus nennt, und sich am Indus aufhalten; die Talingischen, Mogolischen, oder die Brahmanen um Agram; die Marastischen, Carnatensischen, Canarischen, Tamulischen, Malabarischen, Majssurischen und Madurensischen. Diese alle aber sind in Rücksicht ihrer Amtsgeschäfte, entweder Opferpriester, oder heilige Lehrer; sie sind entweder Graehastae, d. h. verehlichte, oder Graehasháſtri, das sind Astronomen, oder Giodisháshástri, wie die Astrologen unter ihnen genannt werden.

In Bezug auf die Trennung unter den Brahmanen, wegen gewisser Glaubensätze, sind mehrere Sekten derselben merkwürdig. Die erste dieser Sekten ist die der Vish-

nuviten, welche Vishnubhakter heifsen, und auf eine ganz befondre Weife den Gott Vishnu, oder das Prinzip des Waffers verehren. Diefe trennen fich wieder in zwey Schulen. Eine von ihnen ift die der Tatvavádi- oder Mádhava-Vishnuviten, welche behaupten, dafs fie unabläffig die Wahrheit, oder das wahre und höchfte Wefen, unter dem Symbole des Vishnu verehren. Daher heifsen fie auch die Wahrheitsliebenden, denn Tatvam bezeichnet die Wahrheit, und ein wahres durch fich felbft vorhandenes Wefen. Ihr Nahme Mádhava ift von dem Stifter diefer Schule entlehnt.

Die zweyte Schule der Vishnuviten wird Rámanájaguer genannt, von ihrem Stifter Rámanájaga. Die Anhänger derfelben halten Vishnu'n für einen Hermaphroditen, und fchreiben ihm alfo ein männliches fowohl als weibliches Gefchlecht, daher aber auch eine thätige und leidende Macht zu. Sie glauben an Belohnungen und Strafen nach dem Tode, leben unverheurathet, und ftehen unter einem Lehrer. Ueberhaupt unterfcheiden fie fich von den Anhängern anderer Sekten und Schulen, durch gewiffe auf die Stirne und Bruft gemahlte Zeichen, unter welchen das weibliche Joni, in gelber oder röthlicher Farbe, als Emblem des Feuers und Waffers, oder der Wärme und Feuchtigkeit, das gewöhnlichfte ift.

Die zweyte Sekte ift die der Shivaniten oder Shivabhakter, welche den Shiva, das heift, die Sonne oder das Feuer anbeten. Diefer Gottheit fchreiben fie die Schöpfung der Welt zu, fehen fie als die Urfache und das Prinzip aller Dinge an, eignen ihr die fchaffende, erhaltende und vernichtende Kraft zu, und leugnen zwar den Vishnu oder das Waffer nicht, finden aber die Kräfte deffelben alle auch in dem Shiva oder der Sonne vereiniget. Embleme der Verehrung diefer Sekte find die Conus, Obelisken, Lingams, Jonis und Dreyecke. Die Hörner des Mondes, die Scheibe der Sonne, Shiva's mitten aus der Stirne hervorragendes Auge, das Fünfeck, der Lingam,

und andere ähnliche Zeichen, die ſie für heilig und göttlich halten, tragen ſie abgebildet an der Stirne und Bruſt. Die Lotesblume, die Trommete oder Muſchel, und das doppelte Dreyeck, oder das Fünfeck, ſind auch die Inſignien des Königes von Travancor, welchen in ſeinen Fahnen und Ringen führet.

Die dritte Brahmaniſche Sekte heiſst, Smárta, und dieſes Wort bezeichnet einen Menſchen, der unabläſſig und ernſthaft nachdenkt, ganz in Gedanken verſunken iſt. Als Stifter dieſer Sekte wird Ciangra Guru genannt, und die, welche ihr folgen, behaupten, Vishnu und Shiva ſeyen nicht verſchiedne, ſondern eine und dieſelbe Gottheit. Zugleich eignen ſie die ſchaffende und vernichtende Kraft einem einzigen Weſen zu, und halten ſie für untrennbar und gegenſeitig enge verbunden. Dieſe Sekte alſo beweiſet deutlich, daſs die Unterſuchungen der indiſchen Weltweiſen unter den Symbolen des Waſſers und Feuers, noch auf einen andern Gegenſtand Bezug hatten, nähmlich auf die erſchaffende, erhaltende und zerſtörende Kraft, das Attribut des wahren Gottes, welches ſich an einem einzigen, nähmlich an dem höchſten Weſen befindet, und in Rückſicht auf die würkende Urſache unzertrennlich iſt, in Gott aber allein durch den Verſtand und das Nachdenken kann, bemerkt und unterſchieden werden. Hätten die Forſchungen der Brahmanen nur allein Bezug auf das Symbol des Feuers und Waſſers, oder auf die erzeugende und zerſtörende Kraft der Sonne: wie würden ſie wohl das Feuer und Waſſer für eine und dieſelbe Sache, die ſchaffende, erhaltende und vernichtende Kraft aber für unzertrennlich halten können? Daſs ſie hier aber ſehr von einander abwichen, und ſich in Sekten trenneten, war bey ſo ſpekulativen Unterſuchungen wohl nicht anders zu erwarten.

Das eben geſagte beſtätigt die vierte brahmaniſche Sekte zur Gnüge. Sie begreift in ſich die Páshándisten, welche nichts glauben, die Attribute Gottes leugnen, keinen Gott anerkennen, und mit den übrigen Sekten im Wi-

derspruch stehen. Páshánda bezeichnet einen Gottesleugner, einen Menschen, der der Gottheit zuwider ist, ihr widerstrebt, und so ist es nun einleuchtend, dass jene Leute ein höchstes Wesen anerkannten, unter jenen Symbolen über die göttlichen Eigenschaften nachgrübelten, und sich endlich, gemäss ihrer unvollkommenen Jdee, ihrer mannigfachen Deutung und Trennung derselben, und ihrer Unwissenheit über die Art und Weise, wie sich diese Eigenschaften bey der Gottheit befinden, in mancherley Sekten trenneten, die noch izt bestehen. Demnach sind Erde, Wasser, Feuer oder Sonne, nichts weiter als Symbole, unter denen aber würklich die schaffende, erhaltende und zerstöhrende Macht Gottes begriffen, und auf diese Weise von den Brahmanen angebetet wird. Ishvara ist der Herr, oder das höchste Wesen, Shakti aber seine Kraft, oder erdichtete Frau, durch welche er würkt. Von jenen ist die Sonne, von dieser gilt der Mond als Symbol. Brahma oder die Erde bezeichnet ferner die schaffende, Vishnu oder das Wasser die erhaltende, und Shiva oder das Feuer, die zerstöhrende Eigenschaft dieses höchsten Wesens.

Die fünfte Sekte der Brahmanen besteht aus den Shaktisten, oder Parashaktisten, und führt den Nahmen Shaktibhakter. Sie behauptet, die Göttin Shakti sey die Natur, oder jene würksame Kraft, durch welche Gott alles erschaffen habe, sie sey das höchste Wesen, und die erzeugende Ursache der Erde, des Wassers, und des Feuers, oder des Brahma, Vishnu und Shiva, ja endlich die Gemahlin und Mutter dieser Götter. Dass sie von dieser Göttin ihren Nahmen erhalten habe, darf wohl nicht erst bemerkt werden. Als Symbole und Zeichen der Sakti aber dienen ihr, das Dreyeck, das Joni, der Lotus, und der Mond. Uebrigens bildet sich diese Sekte von ihrer angebeteten Göttin, eine zwiefache Gestalt, nähmlich die einer Schöpferin und Zerstöhrerin, wie vorhin ausführlicher gezeigt ist, als wir von der Bhaváni handelten.

Die fechfte oder letzte Sekte der Brahmanen führt den Nahmen Sarvagnia. Ihre Anhänger behaupten alles zu wiffen, wollen aber zu keiner der genannten Sekten gehören. Sie glauben ein höchftes göttliches Wefen, die Welt aber foll ihrer Meynung nach, blofs durch den Zufall, und ohne eine befondre Vorfehung gelenkt werden, und durch die einft ihr mitgetheilte Kraft beftehen.

Die Grähasta-Brahmanen gehen eine würkliche und unzertrennlihce Ehe mit einer einzigen Frau ein; ift diefe aber unfruchtbar, fo verftoffen fie diefelbe in Gegenwart des Richters und ihres Guru oder Lehrers, und heurathen eine andere. Die Söhne erben das Vermögen ihres Vaters, die Töchter aber erhalten blofs eine Mitgabe. Einem feiner Cafte treuergebenen Brahmanen, fteht es frey, Thiere zu fpeifen und Wein zu trinken. Auf der malabarifchen Küfte gehen fie halbnackend einher. Sie find die Rathgeber der Könige, und Richter in Religionsftreitigkeiten. Alle leiften fie dem oberften Meifter ihrer Sekte oder Cafte Gehorfam, und vergehen fie fich gegen ihren Orden, oder feine Statuten, fo werden fie aus demfelben verftoffen, ja wohl aus dem Reiche verbannet. Die Opferpriefter und Gefetzlehrer unter den Brahmanen, werden von den Revenüen desjenigen Tempels erhalten, bey welchen fie angeftellt find. Schon bey der Eintheilung des Volkes in Caften, wurden den vorzüglichften Tempeln Aecker und Felder zum Anbauen des Reiffes angewiefen, um von den daraus herflieffenden Einkünften, den Gottesdienft und den Unterhalt einer beftimmten Zahl von Prieftern zu beftreiten. Diefe Einrichtung hat auch noch izt in folchen Reichen Indiens Beftand, in welchen eingebohrene, dem National Gottesdienfte ergebene Könige regieren. Doch hat dies eigentlich nur auf die Opferpriefter eines beftimmten Tempels, und auf die Jamanen Bezug, nicht aber auf diejenigen Brahmanen, welche verheurathet find.

K S H E T R I A.

Von der Regierung und dem Kriegswesen.

Die zweyte edle Volksklasse in Indien, besteht in der königlichen Caste, welche den Nahmen Kshetriagiádi führt. Kshetram bezeichnet eine Frau, einen Acker, Körper und Tempel. Die Kshetrier nähmlich haben keine bestimmte Frau, wenn sie sich anders nicht mit einer solchen verheurathen wollen; in Friedenszeiten bearbeiten und pflegen sie die Aecker; im Kriege bieten sie ihren Körper zum Dienste für das Vaterland dar, und wohnen ausser demselben neben den Tempeln. Sie werden auch Rágia putra, d. h. Söhne der Könige, genannt. In dieser Caste müssen die indischen Könige gebohren seyn, um zum Reiche und zu der Regierung gelangen zu können. Doch giebt es gegenwärtig auch einige Könige aus der Caste der Brahmanen, wie z. B. der König von Rapolis auf der malabarischen Küste, welcher eben sowohl die Opfer versieht, als seinem Staate vorsteht.

Der ältesten indischen Anordnung gemäss, ist der König eines Landes jedes Mahl der erste Soldat in demsel-

Tab. XXIX. a.



Ráma Varmer,
Koenig von Travancoridis 1790.
nach einem ind: Gemaehlde im Mus: Borgia

b.

Tab. XXIX. b.



Koenig Aracéri,

nach einem ind: Gemaehlde im Mus: Borg:

ben, und ſeine Kshetria, oder Rágiaputra *), das heiſst ſeine Amtspflichten, ſind unter folgende Titel gebracht.

Sandhi, der Friede. Der König nähmlich muſs, ſo viel als möglich, ſuchen den Frieden zu erhalten, und mit den benachbarten Staaten in Freundſchaft zu leben.

Vigraham, die Tödtung. Wenn es die Nothwendigkeit zum Erforderniſs macht, muſs er im Kriege die Ruheſtörer zu tödten bemühet ſeyn.

Jánam, das Fortſchreiten. Der König ſoll kündig ſeyn, die Truppen zu ordnen, zu muſtern, ſie in Lager zu bringen, dem Feinde entgegen zu führen, und die Kunſt verſtehen, nicht nur ein Pferd, oder einen Elephanten zu reuten, ſondern auch dieſe Thiere zu lenken.

Aaſanam, das Anſetzen. Der König muſs es verſtehen, ſich an einem ſchicklichen Orte feſtzuſetzen, und ſich, wie ſein Heer zu ſichern.

Dvaidham. Er muſs die Truppen gehörig vertheilen, und die Verheerung des Reichs zu hindern wiſſen.

Ashrajam. Er ſoll dem Heere, wie dem Volke Hülfe zu leiſten ſtreben, und bey wankendem Kriegsglück, ſich kunſtmäſsig in die Verſchanzungen zurückzuziehen verſtehen.

Dies nun ſind die Amtspflichten der Könige, deren Ausübung ihnen obliegt, und zu der ſie alſo Vorkenntniſſe und Geſchicklichkeit beſitzen müſſen. Folgendes aber ſind die Mittel, deren ſie ſich zu einer guten Regierung bedienen ſollen.

Sámam. Sie müſſen ſich bey dem Heere und dem Volke beliebt zu machen wiſſen.

*) Man ſchreibt fälſchlich Rágiaput, oder Rágiapouts.

Dánam. Sie müssen freygebig seyn.

Bhédam. Sie müssen auf eine rechtmäfsige Art bessern, züchtigen und strafen.

Dandam. Durch Arbeitsamkeit und Thätigkeit sollen sie ihrem Staate vorstehen und nützlich werden.

Rhasjam. Sie müssen Verschwiegenheit besitzen, und keine Geheimnisse verlautbaren.

Mandram. Bevor sie ein wichtiges Werk unternehmen, sind sie verbunden zu berathschlagen, und Vorsichtsmafsregeln zu nehmen.

Parikshanam Ehe sie das Reich in einen Krieg verwickeln, mufs reifliche Erwägung seiner Folgen vorhergehen.

Njájam. Die Könige müssen Gerechtigkeit üben.

Kalpana. Rechtmässige und vortheilhafte Gesetze müssen sie bestätigen.

Nilá. Sie selbst endlich müssen rechtlich verfahren.

Als Stützen und Sicherungsmittel des Reichs, führen die Indier schlüfslich folgende auf. Zuerst den Regenten. Alsdenn.

Rágiam. Dieser Regent nähmlich mufs sein Reich würklich besitzen.

Amádja. Er mufs einen geschickten Minister haben.

Suharda. Ein treuer Diener mufs ihm zur Seite stehen.

Cosham. Es mufs ein Schatz gesammelt und beygelegt werden.

Durggam. Der König mufs mit hinreichenden Hülfsmitteln versehen seyn.

Belam. Er muſs kriegeriſche Macht und ein Heer haben.

Dies ſind die Erforderniſſe der Könige und Reiche, von denen aber die des Kriegsweſens verſchieden ſind. Waren nähmlich die Soldaten verſammelt, die Kriegsgeräthe herbeygeſchaft, das Heer gemuſtert, und der Proviant vertheilt, ſo wurden die indiſchen Truppen vormahls nicht nach Legionen, Cohorten, Fahnen oder Rotten, ſondern in folgende Ordnungen oder Glieder getheilt.

Das erſte Glied hieſs Patti, und in demſelben befanden ſich ein Elephant, ein Wagen, drey Reuter, und fünf Infanteriſten.

Das zweyte Glied, Sénamugham, beſtand aus drey Elephanten, eben ſo vielen Wagen, neun Reutern, und funfzehen Infanteriſten.

Das dritte Glied, Gutmam, enthielt neun Elephanten, neun Wagen, ſieben und zwanzig Reuter, und fünf und vierzig Infanteriſten.

Das vierte Glied, Ganam, faſste in ſich ſieben und zwanzig Elephanten, eben ſo viele Wagen, ſieben und achtzig Reuter, und hundert und fünf und dreiſſig Infanteriſten.

Das fünfte Glied, Vahini, beſtand aus ein und achtzig Elephanten, eben ſo vielen Wagen, zweyhundert und drey und vierzig Reutern, und vierhundert und fünf Infanteriſten.

Das ſechſte Glied, Vrdana, ſchloſs in ſich zweyhundert und drey und vierzig Elephanten, eben ſo viele Wagen, ſiebenhundert und neun und zwanzig Reuter, und eintauſend zweyhundert und funfzehen Infanteriſten.

Das ſiebente Glied, Ciamú, enthielt ſiebenhundert und neun und zwanzig Elephanten, gerade ſo viele Wa-

gen, zweytausend einhundert und sieben und achtzig Reuter, und dreytausend sechshundert und vier und vierzig Infanteristen.

Das achte Glied, Aniguini, bestand aus zweytausend ein hundert und sieben und achtzig Elephanten, einer gleichen Anzahl von Wagen, sechstausend fünfhundert und ein und sechzig Reutern, und zehentausend neun hundert und fünf und dreissig Infanteristen.

Das neunte Glied endlich, oder Akshohini, zählte ein und zwanzigtausend achthundert und siebenzig Elephanten, eben so viele Wagen, fünf und sechzigtausend, sechshundert und zehen Reuter, und einhundert und neuntausend dreyhundert und funfzig Infanteristen. Dieses Glied beschlofs zugleich das ganze Heer, wenn je eine solche Armee in Indien würklich vorhanden war *).

In dieser Stellung also lieferten die Indier zu alten Zeiten ihre Treffen, und wahrscheinlich wurde sie auch von dem Heere beobachtet, welches unter dem Könige Porus gegen Alexandern kämpfte **). Hieraus läfst es sich denn auch erklären, wie das indische Heer bey dieser Gelegenheit, ohngeachtet seiner Uebermacht, dennoch dem macedonischen unterlag. Späterhin befolgten die Indier zuerst die persische, dann die tatarische, und itzt die europäische Schlachtordnung. Tipo Saib hat die französische, der König von Travancor aber die englische Kriegszucht angenommen.

Wie leicht es übrigens sey, ein Heer in Indien aufzubringen, ergiebt sich deutlich aus folgenden Gründen.

*) Ein solches Heer würde demnach aus 25150 Elephanten, eben so vielen Wagen, 75456 Reutern, und 125749 Infanteristen bestehen, jedes nachfolgende Glied aber ohngefähr drey Mahl gröfser seyn, als das nächstvorhergehende. Anm. d. Bearb.

**) S. Curtius *Lib.* 8. *cap.* 23.

Für das erſte, ſo iſt die zweyte königliche Caſte in Indien, zugleich auch die militäriſche Caſte, und da ſie zum Unterhalte ihre angewieſenen Gärten und Aecker hat, ſo iſt ſie beſtändig zum Kriege vorbereitet und verſehen, und es bedarf nur eines Umſchreibens oder Zeichens, um ſie augenblicklich zu verſammeln. Zweytens bedarf es keiner langen Zurüſtungen, denn die Indier ſtreiten mehrentheils nackend, mit Bogen und Pfeilen, Lanzen, Schildern, Schwerdern, Spieſsen von verſchiedner Länge, Kolben, Wurfſpieſsen und Hellebarden. Flinten ſind nicht überall gebräuchlich, auch nicht einmal in einem und demſelben Reiche allgemein eingeführt. Der indiſche Soldat iſt drittens ſehr leicht zu unterhalten, denn Reis, Früchte, Kräuter und Reiswaſſer, waren von jeher, und ſind noch itzt ſeine ausſchlieſsende Nahrung. Eben ſo enthaltſam war er auch in ältern Zeiten in Rückſicht auf den Gebrauch des Opiums, und der Kanciàva- oder Banga-Blätter, deren Genuſs berauſchend iſt; ſpäterhin aber führten die Araber dies in Indien ein. Der europäiſche Soldat, welcher der Unmäſſigkeit nachhängt, und dem Aràka, oder Arak ſehr ergeben iſt, wird durch ſeine Ausſchweifungen, durch die Hitze, die Armſeligkeit, die Märſche, und die Krankheiten, welche daraus folgen, ſehr leicht mitgenommen, und iſt nach dem erſten Kriegszuge untauglich, daher die Engländer und Holländer lieber indiſche Truppen in Sold nehmen, und ihnen den Vorzug vor den europäiſchen geben. Viertens endlich, ſo kehrt der indiſche Soldat, nach beendigtem Kriege, zu ſeinem Eigenthum zurück, und bauet die Aecker an, welche dieſer Caſte vor Alters her angewieſen ſind. Dies mindert natürlich den Druck des Volkes, macht den Ackerbau blühender, und das Land befindet ſich glüklich dabey. Nachdem aber die Tataren und Europäer ihre Art Krieg zu führen, und ihre Unmenſchlichkeiten nach Indien verpflanzt haben, ſind Mieths- oder Soldſoldaten auch hier üblich geworden.

Die Kshetrier kleideten ſich vor Alters bloſs in feine Leinwand, trugen Fuſsſohlen, und umwanden ſich

wie noch itzt, das Haupt mit leinenen Tüchern. Sie dürfen den Schultergürtel in eben der Art tragen, wie die Brahmanen, nur erhalten sie dadurch nicht die Erlaubniss, wie diese, das Gesetz zu erklären, sondern bloss, die Erläuterungen desselben anzuhören. Die Könige erhielten ihren Unterricht von den Philosophen, und zwar in Häusern, die nahe an den Tempeln liegen: und diese Sitte findet noch in Tibet und auf der malabarischen Küste Statt. Dort nähmlich wird der junge Ticho Lama im Kloster der Lahen, hier aber die Coccinensischen und Travancorischen Könige, in nahe an Tempeln gelegenen Gebäuden, unterrichtet.

Diese königliche Caste ist in mehreren Gegenden Indiens verloschen, und an ihre Stelle ist die dritte Caste, nähmlich die der Shudra und Najren getreten, welche itzt den Kriegsdienst versehen. Weder die eine, noch die andre dieser Casten, ist zu einer würklichen und gesetzmässigen Ehe verbunden, sondern alles hängt bey ihnen vom Gutdünken, und von der Neigung ab: daher der Mann seine einmal angenommene Frau wieder wegschicken, ja das Frauenzimmer sogar, den bey sich zugelassenen Liebhaber, nach Willkühr verabschieden kann. Dies ist der Grund, woher das Frauenzimmer zwar in ihrem Hause Besuche von Männern dieser Caste annimmt, aber nur selten in das Haus des Mannes geführt wird. Das Recht, sie zu besuchen, hängt bloss von ihrer Erlaubniss ab, und von den Bedingungen, die sie dabey ihrem Liebhaber macht. Indessen erhält ein Frauenzimmer, einer alten Sitte gemäss, bey dem ersten Besuche, ein Gewand von feiner Leinwand. Nimmt sie es an, so gilt dies als ein Beweiss, dass sie in die Wünsche des Mannes stimmt, und ihm den Umgang mit sich, ja gleichsam ein Recht auf sich zugesteht, und dieser Umgang hat denn in gewisser Art ein gesetzliches Ansehn.

Diese unbestimmte Liebeley, diese Freyheit, sich mit einem Frauenzimmer zu verbinden, und bald wieder

zu trennen, diese durch Ort und Umstände bestimmte, der beyderseitigen Willkühr überlassene Wahl, und die daraus herfliessende Sorglosigkeit des Vaters im Bezug auf seine Kinder, die er zuweilen nicht einmal dem Ansehen nach kennt, dies alles, sage ich, könnte beynahe mit Gewisheit vermuthen lassen, dass diese Caste endlich ganz aussterben und verlöschen müsse: aber die Unveränderlichkeit, das hohe Alter und die lange Dauer dieser Sitte, beweisen das Gegentheil. Denn diese Caste besteht noch, und wird wahrscheinlich auch so lange Bestand haben, als die indische Religion, und die ursprünglichen Einrichtungen dieses Volkes, im Ansehen sind *).

Die aus einer solchen Verbindung erzeugten Söhne, treten ganz in die Lage ihrer Mutter. Sie bleiben, wie

*) Der Verfasser scheint sich hier einigermassen zu widersprechen, indem er vorhin gestand, diese Caste sey wirklich schon in mehreren Gegenden Indiens verloschen. Indessen glaube ich, dass seine letztere Behauptung gegründet ist. Wären die Frauenzimmer aus einer andern Caste, als der königlichen, dann würden freylich auch ihre Söhne nicht zu dieser gehören, und es wäre ein Wunder, wie sie noch bis izt habe bestehen können. Da aber die Frauenzimmer auch aus keiner andern, als aus der königlichen Caste seyn dürfen, wie der Verf. gleich nachher erkläret, so bleiben ihre Söhne gleichfalls in derselben, und der ganze Unterschied besteht darin: dass sie nicht in die Erbschaft ihrer Väter, sondern ihrer Oheime treten, und unter diesen Umständen, könnte nur eine wunderbare Unfruchtbarkeit diese Caste besonders ausrotten. Ich kann mich irren, aber ich halte die Einrichtung dieser Caste für ausgezeichnet staatsklug. Der Soldat nähmlich hat hier seinen Grund und Boden, für den er aus Interesse fechtet, aber keine eigentliche Familie, so dass er in Gefahr geriethe, bey dieser lieber in Unthätigkeit zu schwelgen, als dem Feinde entgegen zu gehen. Wenn die würklichen Folgen dieser sichern Voraussetzung in neuere Zeiten nicht entsprechen, so liegt die Ursache davon offenbar in andern Umständen.

Anm. des Bearb.

hergebrachte Sitte und Recht es verlangen, bey dem Frauenzimmer, werden in dem Hause ihrer Mutter erzogen, und erben das Vermögen ihres Oheims, ohne daſs dabey eine Rückſicht auf den Vater eintrete; vielmehr muſs deſſen Schweſter gleichfalls, wenn er eine ſolche hat, die von ſich gebohrne Söhne ernähren, und erziehen, worauf ſie denn eben ſowohl ihren Oheim beerben.

Es wird den Frauenzimmern als ein Verbrechen angerechnet, wenn ſie ſich mit einem Manne aus einer andern Caſte etwas zu thun machen; und iſt dieſer aus einer geringern Caſte, ſo werden ſie, wenn ſie ihres Vergehens überführt ſind, gewöhnlich auswärts hin als Sclavinnen verkauft. Die Söhne der Könige treten alſo nicht als Erben in die Verlaſſenſchaft ihres Vaters, ſondern blóſs der erſtgebohrne Sohn der Schweſter des Königes, beerbet ſeinen Oheim, und pflegt den Nahmen des zweyten Königes zu führen, ſo wie ſeine Mutter, oder die Schweſter dieſes ſeines Oheims, den Titel Königin führt. Daſs hierbey gar nicht auf die eignen Söhne des Königes und deren Mutter Rückſicht genommen werde, iſt ſchon geſagt. Dieſe haben zwar rechtliche Anſprüche auf einen beſondern Unterhalt, aber nicht auf beſondere Würden. So verhält es ſich denn auch gegenwärtig mit den Söhnen der Könige P e r u m p a d a p i l und R á m a V a r m e r.

Als Urſache dieſes Geſetzes und dieſer Sitte, führen die Indier an, daſs dadurch das königliche und kriegeriſche Blut unvermiſcht erhalten werde, daſs die Beſitzlichkeiten auf dieſe Art, nicht durch die Frauen von einer Familie auf die andere übertragen würden, daſs die Männer, entledigt von der Sorge für Söhne und Gattinnen, rüſtiger zum Kriege wären, daſs endlich die Frauen dadurch gegen die Gefahr in Sicherheit geſtellt würden, bey einer längern Abweſenheit ihrer Gatten, in eine gewiſſe Unenthaltſamkeit zu verfallen, und die Männer eben ſo wenig zu befürchten hätten, ihnen untergeſchobene Söhne zu ernähren.

Tab. XXX.



Ciani,
nach einem indisch
Gemæhlde im Mus:
Borg:

Tab. XXXII.



Ein indischer Schreiber,
nach einem ind: Gemaehlde
in Mus: Borg:

V A J S H J E R.

Die dritte edle Volkscaste in Indien führet den Nahmen Vajshagiádi. Als ihre Beschäftigungen werden folgende angesehen:

Krshi, der Ackerbau.

Pashupáljam, die Hütung des Viehes.

Vánigiam, der Handel, oder der Verkauf ländlicher Dinge.

Zuerst soll Shrirâma, oder der jugendliche Bacchus, die Indier mit dem Ackerbaue bekannt gemacht haben, und daher heifst er auch Siravánni, d. i. der Pflüger. Auch wird ihm die Vereinigung der bis dahin zerstreutlebenden Indier, und ihre Zusammenführung vom Hirten-zum bürgerlichen Leben beygemessen. Diese Meynung erscheint aber bald in ihrem Ungrunde, wenn man erwäget, dafs der Ackerbau und das Hirtenleben einer einzigen Caste bestimmt ist, also von dem indischen gesetzlichen und bürgerlichen Systeme abhängt. Demzufolge kann also die Einrichtung jener beyden Handthierungen auf keinen

andern, als auf den König Manu zurückgeführt werden, dem man die Eintheilung des indischen Volkes in Casten zuschreibt *). Da Shrirâma aber die Tagessonne darstellet, und die ganze Grundlage der indischen Religion sowohl, als vieler in diesem Lande im Schwange gehender Sitten und Gewohnheiten, zwar nicht aus der künstlichen und gelehrten Beobachtung der Gestirne, aber wohl aus dem bloss natürlichen und einfachen Anblick des Himmels herzuleiten ist: läfst sich da nun wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs so frühe und nothwendige Kenntnisse, als diejenigen sind, welche das Hirtenleben und der Ackerbau verlangt, von der Sternkunde getrennt gewesen seyn sollten? dafs sie einen andern Erfinder sollten gehabt haben, als die Nothwendigkeit? und dafs endlich eine dieser Kenntnisse älter sey, als die andere? Demnach aber erforderte es denn auch schon die natürliche, einfache und richtige Anordnung der Gesetzgebung, selbst zur Zeit der ersten bürgerlichen Einrichtung unter den Menschen, dafs da, wo Priester zur Bewerkstelligung der Verehrung der Götter, und Könige als Vorsteher des Volkes, angestellt waren, auch Ackerleute, Hirten, und solche Leute vorhanden wären, welche die erzeugten Produkte in Umtrieb brächten. Diese bewundernswürdige, der menschlichen Natur angebohrne, Anordnung, thut auf das deutlichste die ursprüngliche Einfalt dieses Volkes, und das hohe Alter dieser Gesetzgebung dar. Ackerleute müssen denen, welche sich nicht mit der Bereitung von Nahrungsmitteln beschäftigen, Getraide, Reifs, Milch, und Butter überlassen, und indefs die Priester den Gottesdienst versehen, und

*) So leicht dies freylich aus den indischen Angaben herfliefst, so wenig läfst sich hierauf doch eine historische Behauptung gründen, nicht mehr und nicht weniger, als etwa auf den babylonischen Thurmbau. Denn jene historisch eingekleidete Angaben sind nichts als Vermuthungen alter Völker über das noch höhere unbekannte Alterthum.

Anm. d. Bearb.

und die Könige für den Frieden forgen, oder Kriege führen, mufs eine dritte Cafte die Aecker bearbeiten, und jenen die benöthigte Speife herbeyfchaffen.

So angefehen und geachtet die erfte und zweyte Cafte in Indien ift, eben fo fehr ift es auch diefe dritte, da fie mit jenen in der engften Verbindung fteht, höchft unentbehrlich ift, kein unanftändiges Gefchäfte treibt, und die Grundlage des ganzen Staates ausmacht. Hier tritt gar kein Gedanke ein, an jenen den Luxus befördernden, und die Kräfte des Reichs fchwächenden *) Handel, fondern die Gefetzgebung zeichnet fich auch hier durch ihre Simplicität aus, indem fie die Lebensart, Arbeit und Befchäftigung diefer dritten edlen Cafte, auf den Ackerbau, die Viehzucht und den Handel mit den hieraus gewonnenen Produkten einfchränket. So befteht diefe Gefetzgebung fchon feit mehr als dreitaufend Jahren **), und follte daher wohl nicht fo oft in Europa getadelt werden.

Die indifchen Tempel fowohl, als die chriftlichen Kirchen, und die ihnen verliehenen Grundbefitzungen, find von aller Schatzung oder Steuer befreyt ***), und die

*) Thut dies der Luxus geradehin und ausfchliefsend immer?

Anm. d. Bearb.

**) Auch hiftorifch erwiefen und gewifs?

Anm. d. Bearb.

***) Der heidnifche König von Coccina verlieh den katholifchen Prieftern das Dattelnwäldchen und die Kirche von Verapolis. Hier ift der auf einer Kupferplatte in gemeiner malabarifcher Sprache abgefafste Schenkungsbrief in einer Ueberfetzung.

„Wörtlicher Grufs des Königes an die Priefter zu Verapolis! Wir befreyen hiermit, den von uns bisher befeffenen, im Diftrikte von Verapolis belegenen Dattelnwald Táttáracéri, uud die itzt in ihm befindliche chriftliche Kirche, von jeglicher Abgabe, Taxe, Schatzung oder fonftigen Laft,

Kirchen der Nafráni genannten St. Thomas Chriften in Malabarien, genieffen diefes Vorrechtes fchon feit der Zeit des Königes Ceramperumal, das heifst, faft feit dem fechften Jahrhundert. Es ift ein uralter, allgemeiner und unwandelbarer Grundfatz der Indier, dafs nichts müffe an-

die fowohl wir, als unfre Erben, Nachkommen oder Minifter, aufgelegt haben, oder in Zukunft auflegen dürften, und fchenken euch jenen Grund von der Oberfläche der Erde, bis herab in die Tiefe des Waffers, und verleihen ihn euch, daher wir denn auch diefes Schenkungs- Befreyungs- und Zuficherungs- Inftrument oder Schreiben haben ausfertigen laffen. Die Grenze jenes Dattelnwaldes macht gegen Morgen der dort vorüberftrömende Flufs, gegen Mittag der Dattelnwald Mundencéri, deffen nördliches Ende er berühret; gegen Abend der Dattelnwald Máráb a, an deffen öftliche Seite er ftöfst, und gegen Mitternacht der Dattelnwald Manijandra, mit feiner füdlichen Seite. Was nun von diefen vier Grenzen eingefchloffen ift, das alles, bis zu der Tiefe des Waffers herab, verleihen, fchenken und ertheilen wir euch, zu eurem Eigenthume und Befitze, und damit aus diefem, oder wegen diefes Grundes keiner von unfern Erben, oder fonft irgend jemand, Anfprüche mache, Abgaben, Taxe oder Schatzung fordere, oder einhebe, fo befreyen wir diefes euer Eigenthum von jeder folchen Laft, fo dafs ihr ungehindert eure Religionsübungen verrichten, und jenes Dattelnwäldchens, fo wie alles deffen, was er enthält, euch nach Willkühr bedienen möget, denn es ift eure Befitzung, die wir euch verleihen, als verliehen beftätigen, und zu euerm Eigenthume abtreten. Diefen Befehl und Befchlufs nun, habe ich Rámen, mit eigner Hand, und in allem übereinftimmend mit den Worten des Königes im Pallafte Cerekel, abgefafst, im Jahre 860 der Stadt Collam, im Monate der Jungfrau".

Das Jahr 860 der Stadt Collam ift unfer 1673tes Jahr, und der Monat der Jungfrau ift unfer September. Die bürgerliche Zeitrechnung der Malabaren beginnet alfo, wie wir fehen, mit der Erbauung der Stadt Coullon oder Collam. S. *Alph. Malabar. p. 21.*

getastet werden, was Ishvar'an oder dem höchsten Gotte gehört, und ihm geheiligt ist *).

Die Schulen, oder Akademien, in welchen die jungen Brahmanen erzogen werden, und den Unterricht im Samscrid, in der Liturgie und den Religionsritus, in der Sternkunde und andern Wissenschaften, welehe alle unter dem gemeinschaftlichen Nahmen Shástram begriffen werden, erhalten, haben auch ihre eigenthümlichen Grundbesitzungen und Revenüen, die ebenfalls von jeder Staatsabgabe befreyet sind. Die Einsammlung jener Revenüen ist einem Brahmanen übertragen, der von diesem seinem Amte den Titel Snádaga führt, und den Lehrern so wie dem ganzen Institute, das Jògam heisst, die Zahlung der Bedürfnisse leistet. Diese Einrichtung findet noch gegenwärtig Statt auf der Akademie zu Triciuri in Malabarien, wo die Gestalt der altindischen Religion, unter ihr ergebenen Königen, noch immer unverändert erhalten ist, dahingegen im mitternächtlichen Striche von Indien, die ursprüngliche Verfassung und Religion, so wie die alten Sitten und Rechte, durch die Tataren, Araber und Engländer, mit andern untermischt und in ihrer Form umgewandelt worden sind. Da Indien nun so mancherley Beherrschern unterworfen ist, deren erste Sorge es war, die alten Gesetze abzuschaffen, und neue an ihre Stelle zu setzen: so

*) Der Verf. ruft hier aus: „Wer wollte nicht lieber unter diesen Heiden leben, als sich nach den Thorheiten, Gesetzen und Einrichtungen einiger europäischer Neuerer ummodeln lassen!" Als Priester hat er Recht, auf das Patrimonium Petri zu halten; als Gelehrter kann er Ansprüche auf das Zugutehalten dieses Ausrufes machen, denn ein gelehrter Mann ist nicht immer ein gescheuter Mann; aber will er dies leztere seyn, so hätte er bedenken sollen, dass der Gottheit alles gehört, es mag Priester oder Laye besitzen, und dass es sich gemeinehin in den Händen der Leztern besser, als in den Händen der Erstern befindet.

Anm. d. Bearb.

würde es überhaupt schwer werden, das Feudalsystem, die Gewohnheiten und alten Einrichtungen dieses Landes, in einem gewissen Zusammenhange darzustellen. Eben daher rühret auch die Verwüstung Indiens, und die schreckliche Verheerung dieses herrlichen Landes durch Angarien *), Schatzungen, Steuern, u. s. w. Wie oft hat man in Indien die Gelegenheit, den Golddurst der Europäer anzustaunen, dessen Befriedigung ihnen auch die gewaltsamsten Mittel annehmlich macht! und wie schicklich war die Antwort des Königes von Travancor, welche dieser einem Europäer gab, da derselbe ihm die Strenge der Eintreibung einer Abgabe vorwarf, er sagte: Ihr selbst habet mir Strenge und Gewaltthat in der Regierung gelehret.

Auf der malabarischen Küste müssen von zehn Maassen Saat, welche im Ertrage hundert Maasse Reiss abwerfen, drey Maasse von jenem, also eben soviel als dreyssig Maasse von diesem, an den König erlegt werden. Dieser Zehente heisst Muppara, und er ist durch ein altes Gesetz verordnet, dem die Vajshjer, Shudrer, Najren, die St. Thomas Christen, die eingebohrnen Araber, welche den Nahmen Mapule erhalten, und endlich alle diejenige unterworfen sind, welche von dem Könige Aecker erhalten haben und sie anbauen. Niemand, ausser den Tempeln, Kirchen, Akademien, und Klöstern der Jamanen, erhält ein Eigenthum auf Aecker oder Dattelwälder, ja, nach einer alten hergebrachten Sitte, können die niedrigen Ca-

*) die Angarien sind eine uralte Einrichtung des orientalischen Despotismus, und bestehen eigentlich in gewissen Poststationen mit unterlegten Pferden für die Couriere, denen es zugleich freysteht, wenn es an Pferden mangelt, sich solche, wo sie zu finden seyn mögen, zu nehmen, ja sogar von dem Reisenden, der ihnen etwa begegnet. Da muss denn der Eigenthümer bis zu der nächsten Station mitlaufen, um dort sein Pferd wieder zu erhalten, oder wohl gar um den Weg zu zeigen. S. *Chardin Voyage en Perse*. T. II. p. 242.

Anm. d. Bearb.

ſten des Volkes, gar kein Grundeigenthum beſitzen, weil ſonſt zu fürchten ſtünde, daſs ſie nicht nur ihren bisherigen Zuſtand, und ihre Gewerbe verlaſſen, ſondern daſs ſie auch durch Würde, Beſitz, Ehrgeitz, Geſchlechtsreinigkeit und Adel, mit den übrigen Caſten möchten verwechſelt, und auf dieſe Art dem geſetzlichen Syſteme, Indiens könnte Eintrag gethan werden.

Der Acker wird mit einem hölzernem Pfluge, nicht aber mit einer eiſernen Pflugſchaar aufgewühlt, indem das Erdreich in den mehreſten Gegenden dieſes Landes leicht iſt. Die Egge iſt garnicht gebräuchlich, und eben ſo wenig bedient man ſich eines Jätheinſtruments, denn der Reiſs wächſet in niedrigen und feuchten Aeckern, und das Unkraut wird mit den Händen ausgeraufet. In vielen Gegenden Indiens wird der Acker jährlich zwey Mahl beſäet, und eben ſo oft geerndtet. Wenn die Ländereyen unfruchtbarer ſind, ſo gräbt man mitten in denſelben, und in beſtimmten Entfernungen Gruben, die mit abgeſchnittenen Zweigen und Blättern angefüllt, und dann, wenn ſie verfault ſind, als trefflicher Dünger gebraucht werden, der die Aecker auf eine Art befruchtet, daſs es nicht nöthig iſt, ſie brach liegen zu laſſen. Wenn es am Regen mangelt, ſo ſchöpfen ſie mit einem Eimer oder Gefäſſe, das an einer Stange befeſtiget iſt, Waſſer aus den Seeen, Flüſſen und Teichen, und leiten es vermittelſt Canale und Rinnen auf ihre Aecker, wie Sonnerat dies weitläuftiger beſchrieben hat *). Man würde ſich ſehr irren, wenn man die Art und Weiſe des indiſchen Ackerbaues im Allgemeinen nach dem Verfahren der Leute auf der Coromandelküſte beurtheilen und daher tadeln wollte. Aus Bengalen und von der malabariſchen Küſte her wird ja eine Menge Reis zum Unterhalte für die Indier auf der Coromandelküſte abgeführt, dort alſo muſs man ſich die Kenntniſs des indiſchen Ackerbaues holen, nicht aber hier, wo der Boden dürre und undankbar iſt,

*) S. Sonnerat a. a. O. Th. I. S. 189. der Oktav-Ausgabe.

und die Leute ſich mehr mit dem Handel, oder dem Weben und Färben feiner Leinewand, als mit dem Landbaue abgeben.

Einigen Angaben zufolge, die ſich bey dem Arrian, Strabo und Curtius befinden, ſollte man faſt glauben, daſs die Brahmanen ſchon in den älteſten Zeiten des Ackerbaues wegen, Tagebücher oder Calender angefertigt hätten. Nun ſchien es ihnen aber der Natur und Sternkunde gemäſs, nach der Bewegung der Sonne, — denn ſie halten immer noch dafür, daſs die Sonne ſich um die Erde bewege *) — zufolge der zwölf Himmelszeichen, durch welche die Sonne gleichſam geht, das Jahr in eben ſo viele Monate zu theilen **), und dieſe Eintheilung findet in Indien noch gegenwärtig Statt.

Nicht minder erforderte es die Sternkunde, den Lauf und Einfluſs, die Verbindung und Einwürkung der Sonne, des Mondes und der übrigen Planeten zu beobachten, zu bemerken, welcher Zuſammenhang zwiſchen dieſem allen und der Erde, vorzüglich aber dem Ackerbaue, ſtatt habe, und demnach nun die Saat- und Erntezeit zu beſtimmen, die glücklichen und unglücklichen Tage zu bezeichnen, oder ſie mit einem eiſernen Griffel auf Palmblätter einzutragen, aus der Bewegung der Luft und der Geſtirne Regen oder heiteres Wetter vorher zu ſagen, ja endlich den Geſtirnen,

*) Es ſcheint nicht als gewiſs angenommen werden zu können, daſs die alten Brahmanen die Erde in den Mittelpunkt der Welt geſetzt hätten, ja einige meynen, der indiſche Philoſoph Javan Ashvárja habe die Attraction gelehrt, und die Sonne in den Mittelpunkt des Weltſyſtems geſtellt. S. die *Aſiatick Reſearches. p.* 430.

**) S. Waltheri *doctrina indica de tempore*, *p.* 153. als Anhang zu Bayeri *hiſtoria regni Bactriani*, und dieſes Letztern *Chronologia Scytica vetus*, in den *Commentariis academ. Petropolit.* T. 3. *p.* 302.

welche ſie für Intelligenzen halten, und wie Gottheiten verehren, eine beſondre Kraft zuzuſchreiben.

Daſs die Brahmanen im Alterthum, ſich ſchon mit der Sternkunde beſchäftigten, und den Planeten mancherley Kräfte, ja ſelbſt einen gewiſſen Einfluſs auf die Erde zuſchrieben, erhellet aus den alten Nahmen derſelben nur zu deutlich. Ciani oder Shani iſt der Nahme des Saturn, und ſeine Bedeutung iſt, feucht, kalt. Er heiſst auch Shanejshvara, oder der Herr der Feuchtigkeit; Gauri, der am, oder aus dem Ganges gebohren; Mandà, der Langſame, wegen des gröſsern Kreiſes, den er um die Sonne zu machen hat, und den er alſo auch nur in längerer Zeit zurücklegt; Pangu, der Hinkende; ja endlich heiſst er auch ſchlechtweg die Zeit, oder der Planet, welcher zu ſeinem Umlaufe einer gar langen Zeit bedarf. Saturn heiſst alſo allegoriſch Chronos, oder Zeit, wird als Greis abgebildet, und hält zuweilen eine Sichel in der Hand, weil er ein Symbol der Zeit iſt, indem die Umſchreibung ſeines Kreislaufes nur in längerer Dauer möglich iſt. Er trägt auch wohl eine Schlange, als Symbol des Lebens, weil er wie die übrigen Planeten, gleichfalls die Eigenſchaft der Belebung beſitzt, und auf des Irdiſche Einfluſs hat. Die Malabaren und Tamuler halten ihn für einen Tabaſſa, d. h. für ein beſchauendes Weſen, weil er nähmlich, wie Budha oder Merkur, die Gottheit der Sonne beſchaut, und ſich um ſie wälzet. Budha oder Dherma iſt der Rathgeber Saturns, weil er ſich der Sonne, als der oberſten indiſchen Gotheit am nächſten befindet, daher er auch der Allwiſſende, der Verſtand, die Einſicht heiſst. Er zeiget dem weiter von ſich entferneten Saturn den Weg für die Vollendung ſeines Kreislaufes um die Sonne, und aus dieſer Urſache hält man ihn auch für den Bothen der Götter, den Führer der Wanderer, und den Schreiber des Saturn.

Der Mond ferner führet die Beynahmen: der Kühle, Feuchte, Braune, Rückwärtsgebogene, der Herr; Jupiter

heiſset der Planet von groſsem Körper, der Beſchauende und Lehrer, und die Venus endlich Vshaena, der immer erzeugende Stern, oder der Frühſtern. Dies ſcheinet zu beweiſen, daſs die alten Brahmanen in der Sternkunde ſehr bewandert waren, und daſs dieſe Wiſſenſchaft, zugleich mit ihren aſtronomiſchen Fabeln und morgenländiſchen Allegorien, von da aus nach Griechenland und Latium übergetragen wurde.

Das Alter dieſer Genien oder Planeten, iſt ſehr von dem Alter der Menſchen verſchieden, und die himmliſche Zeitrechnung übertrifft die des Menſchengeſchlechts ungemein. Nach jenem Alter berechnen die Indier das Alter ihres Volkes, und daſs es demzufolge hoch heraufgeht, verſteht ſich nun von ſelbſt. Ein Tag der himmliſchen Genien und Götter, beträgt eins unſrer Jahre; ein Jahr von jenen durchlebt, hat die Länge von dreyhundert und fünfundſechzig unſrer Jahre, und vier himmliſche Zeitalter ſchlieſſen zwölftauſend Jahre der himmliſchen Genien in ſich. Nach dieſem Calcul richten nun die Indier ihre Zeitrechnung ein, und beſtimmen ihr fabelhaftes Alter.

Von

Von dem Gebrauche

des

GEMÜNZTEN GELDES

bey

DEN INDIERN.

Strabo *) ſagt, die Indier hätten zwar einen Ueberfluſs an Metall, bedienten ſich aber weder des Goldes noch des Silbers. Und an einer andern Stelle **) erzählet er aus dem Berichte des Nearch, welcher Alexanders des Groſsen Schiffe nach Indien geführt, und dieſes Land durchreiſet hatte, daſs die Bewohner deſſelben zwar gegoſſenes, aber nicht geprägtes Erzt brauchten. Eben ſo berichtet Pauſanias ***) aus dem Munde der Reiſenden, daſs die Indier einen Tauſchhandel gegen griechiſche Waaren trieben, aber bey ihrem

*) *Lib.* 15.

**) *L. c.*

***) *Lib.* 3. *p.* 117. *ed. Florent.* 1551.

Ueberflusse an Gold und Erzt, keine ausgeprägte Münze hätten. Arrian hingegen erzählt †), dafs sich in Barygaze (Baroche) alte Drachmen fänden, mit griechischen Inschriften und den Bildnissen Apollodor's und Menander's, die dort nach Alexanders Tode die Oberherrschaft an sich brachten. Plinius endlich schreibt **), dafs unter der Regierung des Kaiser Claudius, ein Freygelassener des Annius Plocamus, der den Zoll vom rothen Meere gepachtet hatte, nebst seinem Schiffe vom Nordwinde ergriffen und nach Indien, oder wie es nach genauer Untersuchung der vom Plinius angegebenen Oerter und ihrer Lage scheint, an die Insel Ceylan oder Taprobanes, verschlagen wurde. Hier nahm ihn, fährt Plinius fort, der Rachia, d. i. der heutige Rágia oder König gütig auf, und wunderte sich nicht wenig, als der Freygelassene ihm Münzen zeigte, die, obwohl sie mancherley Gepräge führten, dennoch alle im Bezuge auf die Regierung des Kaiser Claudius standen. Ja noch mehr, der König schickte hierauf Gesandten nach Rom, welche ein Bündnifs zwischen ihm und den Römern bewürken sollten. Diese Verwunderung des indischen Königes, zusammengenommen mit den vorher beygebrachten Zeugnissen jener griechischen Schriftsteller und Reisenden, thun nun ziemlich deutlich dar, dafs zwar griechische und andre Münzen vor Alters nach Indien gebracht sind, dafs aber der Handel dieses Landes vorzüglich durch Umtausche getrieben ward, indem man ägyptische, griechische und arabische Waaren, gegen indische umsetzte. Eben daher aber konnte der Gebrauch des gemünzten Geldes denn auch nicht stark seyn, vorzüglich in den vom Meere entfernter gelegenen Gegenden, wo es, wie unter den Bewohnern des Gebürges Gates, noch itzt fast gänzlich unbekannt ist, so dafs hier immer der Tauschhandel beynahe ausschliefsend üblich ist. Dem-

†) *Peripl. maris Erythraei.*

**) *Hist. natural. Lib.* 6. *cap.* 22.

ohngeachtet kann es doch schwerlich auch an assyrischen und persischen Münzen in diesem Lande gefehlt haben, da, wie die Geschichte ausweiset, Darius, Semiranis und Cyrus, sich der mitternächtlichen Gegenden Indiens bemächtigt hatten. Besafsen nun diese Nationen geprägtes Geld, so führten sie es auch wahrscheinlich hier ein, wie denn noch gegenwärtig in diesem Lande persische, ja sogar venetianische Münzen im Umlaufe sind, welche von den Arabern aus Cahira und Mocha, und von den Persern aus den Gegenden am persischen Meerbusen, nach der malabarischen Küste gebracht werden *).

Doch dies bey Seite, so hat Indien einst auch seine eigenthümlichen Münzen gehabt, die sich so besonders vor den übrigen auszeichnen, dafs es leicht ist, sie zu erkennen. Es ist vorhin dargethan, dafs die Indier und Tibetaner schon seit den ältesten Zeiten das Dreyeck, den Lingam oder Kegel, die Bärmutter der Göttin Bhaváni, und den im Joni befindlichen Lingam verehren: wenn sich also diese Symbole oder Kennzeichen auf gewissen Münzen finden, so darf man sie für ächt indisch halten **), und von der Art ist die im Borgianschen Museum zu Velitri befindliche Silbermünze, die das Joni der Bhavani darstellt. Dafs schon vor Alters und auch noch gegenwärtig die Indianer die Sonne, den Mond, die Planeten und Gestirne anbeten, ist gleichfalls schon ausführlich dargethan; dasselbe aber wird auch durch viele indische Münzen bestätigt, welche auf der einen Seite den zwiefach gehörnten Mond, auf der andern aber das Bildnifs des Shiva, mit dem Dreyzack in der Hand, und das seiner Gemahlin Párvadi darstellen, wie z. B. die Münze Viráguen, welche gewöhnlich Pagode de Mangalor, d. h. die Münze der Stadt Mangalaburam, genannt wird. Sonnerat

*) S. Adleri *Museum Cuficum Borgianum Velitris* T. I. p. 37 *seq.*

**) Versteht sich, wenn der Betrug sie nicht nach indischen Originalen geprägt hat. Anm. d. Bearb.

ſpricht von dieſem Geldſtücke *), und führet ein anderes auf, welches den Lingam darſtellet; ja, er erzählet auch, daſs ſich noch gegenwärtig im mitternächtlichen Theile Indiens, alte Münzen finden, auf welchen die zwölf Himmelszeichen abgebildet ſind, wodurch das oben geſagte eine wichtige Beſtätigung erhält.

Die urſprünglichen und eigenthümlichen Münzen dieſes Landes ſind, wie geſagt, leicht von andern, die auch in Indien üblich waren oder ſind, zu unterſcheiden, denn auſſer den vorher angegebenen Kennzeichen, enthalten ſie auch auf der einen Seite das Bildniſs, entweder der Göttin Laekshmi, als der Beſchützerin der Reichthümer, oder der Göttin Bhavani, die auch Bhágavadi, und unrichtig Pagode heiſst, als des ſymboliſchen Mondes, oder allein das Bildniſs des Shiva, oder endlich Sterne ohne irgend eine anderweitige Inſchrift. Dieſe ächten indiſchen Münzen ſind ſehr alt, indem ſie in die Zeiten der Entſtehung der indiſchen Religion und bürgerlichen Verfaſſung hinaufgehen, und nicht von auswärts her eingeführt ſind. Da ſie aber keine Inſchrift, und keine Bildniſſe der Könige enthalten, ſo läſst ſich weder die Reihe indiſcher Herrſcher, noch irgend ein beſtimmtes, ſicheres und hiſtoriſches Zeitalter, oder eine ſolche Epoche aus ihnen hernehmen. Bis ſich daher einmal aus andern indiſchen Denkmählern etwas gewiſſeres ergiebt, müſſen ſich die Forſcher der Geſchichte dieſes Landes an der Epoche des Königes Sálivagana halten, der im Jahre 78 unſrer Zeitrechnung ſtarb, und mit deſſen Tode die Indier ſelbſt allenthalben übereinſtimmig, ihre hiſtoriſche und aſtronomiſche Epoche feſtſetzen, welche den Nahmen Sàlivagana Sagàptam führet. **)

*) A. a. O. Th. I. S. 258. der Oktav-Ausgabe.

*) Dieſer Nahme iſt zuſammengeſetzt, aus dem Nahmen des Königes, aus dem ſeines Reiches Sagam, und aus aptam, einem Worte, das im Grandoniſchen ein Jahr bezeichnet, ſo daſs

Die griechiſche, parthiſche, bactrianiſche, perſiſche, arabiſche, und neuere indiſche Münzen, welche ſich von jenen durch Bildniſſe der Könige und Inſchriften unterſcheiden, können vieles zur Aufhellung der indiſchen Geſchichte beytragen. Dergleichen Münzen aber muſs man itzt vorzüglich im nördlichen Indien ſuchen, indem die eingebohrnen Kaufleute und Groſsen ſehr das gepräte Geld lieben, und die wichtigſten Kriege zwiſchen den Parthern, Griechen, Perſern und Indianern, am Indus und Ganges, oder in der Gegend der Städte Barygaza, Agra und Dely geführet ſind. Da die Engländer eben da ſehr anſehnliche Beſitzungen haben, ſo muſs man von ihnen insbeſondre ſolche Aufklärungen erwarten, zu deren Erwerbung und Mittheilung gerade dieſe ihre Lage möglich zu machen ſcheint, wenn ſie ſich eine genauere Kenntniſs des Samſcrid erwerben.

Von den neuern Münzen der europäiſchen Niederlaſſungen in Indien, vorzüglich von den portugieſiſchen, die

der ganze Ausdruck ſo viel ſagt, als: das Jahr in welchem Sâlivaganen regierte. Wilford in ſeinen Bemerkungen über die Stadt Tagara, in den *Aſiatick reſearches p.* 373. nennt dieſen König nach Anleitung der nördlichen Indier, Salbaham, und ſucht darzuthun, daſs er um die Mitte des erſten Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung, zu Patan ſeinen Wohnſitz gehabt habe. Auch Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 26. Sonnerat a. a. O. Th. 2. p. 193. 192. und andre thun dieſes Königes und dieſer Aera Erwähnung, ſo daſs ſich, zuſammengenommen mit dem vorhergeſagten, an der Sache ſelbſt, nicht leicht zweifeln läſst. Aus dem Strabo, Plinius, Arrian und andern griechiſchen ſowohl, als indiſchen Schriftſtellern aber, lieſse ſich darthun, daſs ſchon vor Alexandern dem Groſsen und nochmehr im ſpätern Zeitalter, eine gewiſſe Reihe indiſcher Könige vorhanden geweſen ſey, daher auch Bayer in ſeiner Geſchichte des Bactrianiſchen Reiches, einen König Meander von Indien und Bactrien, einhundert und fünf und neunzig Jahre vor unſrer Zeitrechnung aufführet, und den Beginn der ſcythiſchen Könige auf das Jahr 644 vor Chriſti Geburt ſetzt. S. ſeine *Chronologia ſcythica. p.* 302.

zu Goa gleich den einländiſchen im Umlaufe ſind, haben ſchon andre Schriftſteller gehandelt *). Eben ſo hat auch Balby **) die Zeichnung eines Ringes des Königes von Ceylan gegeben, auf welchem ſich das Bildniſs des Gottes Ganésha befindet, und der ſehr mit demjenigen Ringe übereinkommt, deſſen ſich gegenwärtig der König von Travancor, zur Verſiegelung ſeiner Briefe bedient. In der Mitte deſſelben nähmlich erblicket man eine Lotusblume, mit der dem Vishnu geheiligten Inſchrift, Shripatmanábhen. Dies beweiſet zur Gnüge, daſs die indiſchen Könige nicht einmal auf ihren Siegelringen, ihre Bildniſſe, ihre Aera, oder die Epoche ihrer Thronbeſteigung, ſondern Gemählde und Symbole der Götter, einzeichnen laſſen, und das demnach hieraus zwar die Religion des Landes, aber nicht die Reihe der Regenten, einige Aufklärung erhalten hönne.

*) S. Caſpar Balbys Seereiſen Th. 7. Cap. 24. S. 82. und Sonnerat a. a. O. T. I. p. 256. u. f.

**) A. a. O. Th. 7. Taf. 2.



*) Auf der Kupfertafel Fig 1. No. 1.

Z
ſo
B
C
G
ü
T
d
n
p
d
I
g
e
l
r

Bemerkungen

über einige

INDISCHE MÜNZEN.

Diejenigen zwölf Münzen, über welche ich hier meine Bemerkungen mittheilen will, ſind ächt indiſch, und befinden ſich im Muſeum des Cardinals Borgia zu Veletri.

Die erſte dieſer Münzen *) iſt ein ſeltenes und vorzügliches Silberſtück, das aus dem Königreiche Nepal in das genannte Muſeum gekommen iſt. Es iſt rund, geht aber doch an der einen Seite ein wenig in eine ovale Geſtalt über. Innerhalb iſt es ausgehölet (concav), erhaben (convex) aber von auſſen, faſt einen Finger dick, und gewähret

*) Auf der Kupfertafel Fig. 1. No. 1.

von einer Seite den Anblick einer länglichten Halbkugel. Durch ihre Peripherie, wie durch die zirkelförmigen Linien und die Bildung ihres Mittelpunktes an der holen Seite, wird es deutlich, daſs dieſe Münze zu Ehren der Göttin Bhavâni geprägt iſt, indem ſie das Joni derſelben darſtellet.

Die zweyte Münze *) iſt von Gold, und heiſst ein Golmor. In Bengalen iſt ſie noch itzt im Umlaufe. Ihre Form iſt rund, und ſtellt dem ganzen Anſehen nach, eine Lotusblume oder Nymphäa mit ausgebreiteten Blättern vor. In dem Mittelpunkte oder dem Becher dieſer Blume befindet ſich das Dreyeck, als Prinzip jeglicher Erzeugung, und Emblem der dreyfachen Kraft der Sonne. Mitten aus dem Dreyeck raget ein Punkt hervor, als der Mittelpunkt aller Kraft, aus welchem Brahma, Vishnu und Shiva hervorgegangen ſind. Das Dreyeck ſelbſt kann auch, wie ſchon vorhin erinnert iſt, die weiblichen Theile der Göttin Bhavâni, d. i. des Mondes oder der Natur, und der erzeugenden Kraft, welche ſie in die eben genannten Göttin, auch unter dem Nahmen Shakti ſymboliſiren, darſtellen. Daher wird dieſes Dreyeck gleichfalls in die Lotusblume geſetzt, indem dieſelbe auch ein Symbol der durch Wärme und Feuchtigkeit hervorbringenden Natur iſt.

Daſs dieſe Münze keine ſcythiſche, tibetaniſche, oder ſonſtige, ſondern eine ächte und original indiſche ſey, beweiſen nicht nur dieſe einländiſchen Symbole, ſondern vorzüglich auch die Inſchrift, welche ſich in ihrem Mittelpunkte, am Umkreiſe des Dreyeckes befindet. Dieſe Inſchrift lautet Sri, und zwey andre auſſerhalb dem Mittelpunkte, auf den Blättern der Lotusblume, ſind durch Sa und Ka zu erklären. Es ſind nagariſche oder vanarenſiſche Schriftzüge, und laſſen, als einſam ſtehende, oder An-

*) A. a. O. Fig. 2.

Anfangsbuchſtaben, welche nicht ganze Wörter ausdrücken, zwar Vermuthungen, aber keine Gewiſsheit zu. Jenes erſtere Sri, welches im Mittelpunkte drey Mahle vorkommt, ſcheinet demnach der Göttin Laekshmi, der Beſchirmerin des Reichthums und des Geldes, geweihet zu ſeyn. Im Samſcrid lautet dieſer Buchſtabe unverderbt Shri, und wird mit einem Zuge geſchrieben, macht aber dennoch ein würkliches Wort, und einen Beynahmen der Göttin Laekshmi aus, wie wir eben bey dem dieſe Gottheit betreffenden Artikel geſehen haben. Nur ſetzt die nagariſche, oder vanarenſiſche Volksſprache ein Sr ſtatt des Shr, ſchreibt alſo auch Sri ſtatt Shri, und auf dieſe Art iſt denn jene Inſchrift der Münze ausgedrückt.

Doch iſt hier ein Unterſchied zu bemerken. Shri nähmlich ſchlechtweg, iſt ein Nahme des Bacchus, und bezeichnet einen glücklichen, begüterten, berühmten; wird hingegen das I am Ende jenes Wortes in der Ausſprache gezogen, ſo iſt Shrí der Beynahme der Göttin Laekshmi, der Gemahlin des jugendlichen Bacchus, und zeigt in ihr gleichfalls eine glückliche, begüterte, und berühmte Göttin. Aus dieſer Inſchrift alſo folget, daſs die bisher beſchriebne Münze dem Bacchus und ſeiner Gemahlin zu Ehren gepräget ſey. Doch, da ſie auch mit der Lotusblume und dem Dreyeck bezeichnet iſt, ſo ſollte man faſt glauben, daſs ſie gleichfalls ein Emblem des ältlichen Bacchus, das heiſst der nächtlichen Sonne, als des Erzeugers und Fortpflanzers, enhalte, und daſs ſie demzufolge der Sonne am Tage, wie zur Nacht der Erde und dem Monde, oder der Göttin Laekshmi und Bhavani, als den beyden Gemahlinnen des Bacchus, geweihet ſey Dieſe Münze, als ein halber Golmor *), wiegt vier rö-

*) Der Verf. nannte dieſe Münze vorhin ſchlechtweg einen Golmor, ich weiſs dies alſo nicht damit zu vereinigen.

Anm. des Bearb.

mische Scudi auf, und ist, da sie aus feinem Golde besteht, von sehr grofsem Werthe.

Die dritte Münze *), welche hier in Betracht gezogen zu werden verdienet, ist von Gold, und beträgt den vierten Theil eines Golmor, oder zwey römische Scudi. Sie ist itzt in Bengalen, Vanáres, dem Königreiche Nepal, und vorzüglich in der Stadt Pattan im Umlaufe. Pattan ist ein verderbter Nahme, aus Patna oder Pattana, welches eine königliche Stadt, oder die Residenz eines Königes bedeutet. Vor Alters hiefs diese Stadt auch Shrinagari, oder die Stadt des Bacchus, auch die reiche und berühmte Stadt. Diese ihre Beynahmen zeigen deutlich an, dafs Pattan im Alterthume eine Residenz und Hauptstadt war, wie Wilford dies sehr gut darthut **), indem er zu beweisen sucht, dafs der König Salbahan oder Sàlivagana, um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, von der Stadt Tagara aus nach Pattana seinen Sitz verlegt habe. Dieser Umstand läfst schon an und für sich vermuthen, dafs in dieser Stadt, wo die Kaufleute zusammen flossen, um die indischen Waaren nach Barygaza oder Baroche zu verführen, wo sie denn auf die Schiffe geladen wurden, die ersten indischen Goldmünzen sind geschlagen worden. Die hier besonders berührte Münze, stellt von beyden Seiten eine Lotusblume mit ausgefalteten Blättern vor. In dem Mittelpunkte dieser Blume auf der einen Seite befindet sich der heilige Conus von Pünktchen umgeben, welche die Stelle der Strahlen vertreten. Auf der andern Seite bemerkt man im Kelche jener Blume einen dreyzackigen Blitzstrahl, oder einen Dreyzack, denn dieses wie das erstere ist ein Attribut des Shiva oder Mahadéva, d. h. des nächtlichen und ältern Bacchus, und zwar der Conus in soferne

*) A. a. O. Fig. 3.

**) In den *Asiatick Researches.* p. 373.

er den Lingam oder Phallus darſtellet, der Dreyzack aber und der Blitz, als Werkzeuge des vernichtenden Shiva, welche er in der Hand trägt, und an denen er die Nahmen, Shùli, d. h. der Dreyzackführer, oder der Schreckliche, Vrshadvagia, der Regen-Blitz- und Donnererzeuger, und Bhava, der Daſeyngeber, erhält; alles, wie jeder ſieht, Epithete: die allein Bezug auf die Sonne haben. Schlüſslich bemerke ich, daſs die Inſchrift dieſer Münze, mit der auf der zweyten angegebenen, gleichbedeutend, und ſo wie ſie, in nagariſch-indiſcher Schrift abgefaſst iſt.

Die beyden folgende Münzen *) von Gold, und von ähnlichem Gepräge, heiſsen Viráguen, werden aber gewöhnlich Pagode genannt. Sie enthalten wahrſcheinlich die ungeſtalteten Bildniſſe des Vishnu und der Laekshmi, und haben keine Inſchrift. Uebrigens ſind ſie ſphäriſch gerundet und dick, und heutiges Tages in Indien ſehr gebräuchlich **).

Eine andre goldne Münze ***), gleichfalls ein Viráguen, und wie die eben genannten gerundet und dick, ſtellt auf der einen Seite den Shiva, die Kali, und das ungeſchlachte Bildniſs der Párvadi dar. Auf der andern Seite befindet ſich ein zwiefach gehörnter Mond, als Symbol der letztere jener Gottheiten. Man eignet dieſe Münze der Stadt Mangalor zu.

Die folgende, auch eine Goldmünze †) und Viráguen, ſtellet von der einen Seite die Göttin Bhagavadi

*) A. a. O. Fig. 4. und 5.

**) Von ihnen handelt weitläuftiger Spielberg a. a. O. Th. 7. und Sonnerat a. a. O. Th. 1. S. 256.

***) A. a. O. Fig. 6.

†) A. a. O. Fig. 7.

oder Parvadi dar, und von der andern, welche convex ist, einen Stern, beydes Embleme der Sonne und Symbole des Mondes. Man schreibt diese Münze ursprünglich der Stadt Madrast auf der Coromandelküste, oder vielmehr dem Fürsten von Arcate, zu, aber weder sie, noch die vorherbeschriebne Münze haben eine Inschrift.

Noch eine andre Geldmünze *) stellt auf einer Seite deutlich das Bild der Göttin Laekshmi, auf der entgegengesetzten aber einen Elephanten in sehr artigem Gepräge dar. Nach dem alten indischen Rechte dürfen allein Fürsten, und Tempel für die einländische Götterverehrung, Elephanten in ihrem Besitze haben, und da zu dergleichen Tempeln, nach der Landeseinrichtung, oft sehr grosse Grundstücke gehören, so konnten einige von ihnen, vermöge des Herren- und Eigenthumsrechtes, goldne Münzen ausprägen. Demnach scheint diese Münze, als eine Tempelsmünze, unterschieden werden zu können. Doch ist dies blosse Vermuthung, freylich nicht ganz ohne Grund, aber doch ohne Bestätigung, indem es an einer Inschrift gänzlich mangelt.

Die folgende, aus nepalensischem Silber geprägte Münze **), ist, wie einige andre, sphärisch gerundet, und wie es mir scheinet, mit gewöhnlichen nagarischen Charackteren bezeichnet. Diese Schriftzüge sind in den Reichen und Provinzen der Könige von Catmandu Pattan und Badagao üblich. Die genannte Münze macht den vierten Theil einer nepalensischen Rupie, oder eines Guldens aus. Rupja ist ein Wort im Samscrid, bedeutet eigentlich das Silber. Dieser generische Nahme ist also sehr uneigentlich auf die Silbermünzen übergetragen; doch dürfte dies nur von Ausländern gethan seyn, wie wenigstens die Reinheit des indischen Sprachgebrauchs, und die

*) A. a. O. Fig. 8.

**) A. a. O. Fig. 9.

Herleitung dieses Wortes, es vermuthen lassen. Hieraus kann man nun auch auf die Wahrheit dessen folgern, was oben gesagt wurde, daſs nähmlich der Gebrauch der Silbermünzen oder Rupien in Indien später, und etwa zur Zeit der Tataren aufgekommen sey, denn auf den mehresten dieser Münzen befinden sich persische Inschriften, aber ganz und gar keine indische Symbole.

Auf der einen Seite einer Silbermünze von der Coromandelküste *), die gewöhnlich Panam, oder unrichtig Fanon genannt wird, befindet sich die Göttin Laekshmi, welche in beyden Händen eine Lotusblume hält. Auf der entgegengekehrten Seite siehet man einen doppelten zwiefach gehörnten Mond.

Eine goldne Münze **), die Kalien genannt wird, ist heut zu Tage im Königreiche Travancor im Umlaufe. Nachdem aber die dasigen Könige zur grössern Bequemlichkeit des Volkes, wie des Handels, kleine Silbermünzen, unter dem Nahmen Ciacram, haben ausprägen lassen, sind jene Kalien ausser Gebrauch gekommen, Da fünf und zwanzig Ciacram eine Rupie ausmachen, und fünf Kalien den nähmlichen Werth haben, so werden die Rechnungen im Reiche Travancor zwar der Form nach auf Kalien gesetzt, würcklich aber fünf Ciacrum statt jedes Kalien gezahlt. Diese Geldmünze ist im Gepräge mit vielen Punkten angefüllet, und stellet, wenn ich nicht irre auf der einen Seite, eine Ratte, als das eigenthümliche Thier des Gottes Ganésha dar.

Die zwölfte, oder letzte hierzu bemerkende Münze ***), ist von Zinn, sphärisch gerundet, und mit einem fliegenden Hirschen, oder sonstigem eingebildeten Thiere

*) A. a. O. Fig. 10.
**) A. a. O. Fig. 11.
***) A. a. O. Fig. 12.

bezeichnet. Von dieser allein in der Stadt Tavai im Königreiche Ava gültigen Münze, sagt der Missionär, welcher sie nach Rom überschickte, dass sie daselbst nach einem alten Gebrauch, zu kleinen Handelsausgaben diene, und im Barmanischen Danga heisse. Auf der einen Seite, fährt er fort, befinde sich eine schimärische Figur, welche Tó genannt werde, und einen fliegenden Hirsch darstelle. Die andre Seite enthalte als Inschrift, drey Wörter im Páli-Charakter, aber umgekehrt, indem sie sich in dem Stempel in gerader Ordnung befunden hätten. Diese drey erwähnten Wörter, setzt endlich der Missionär dazu, lauten Nagará mahá sakha, d. i. ein grosses Hülfsmittel für den Handel, obwohl ich weder meine Lesung der Wörter, noch ihre Uebersetzung für völlig richtig auszugeben wage. So weit der Uebersender dieser Münze!

Was die von dem Missionär angegebene Inschrift anlanget, so glaube ich, werden folgende Bemerkungen zu ihrer Aufhellung und ihrem richtigen Verständnisse, nicht undienlich seyn.

Nagara und Nagari bezeichnet im Samscrid oder der heiligen Sprache, eine Stadt, Nagarivasi einen Bürger oder Stadtbewohner.

Mahá bedeutet in eben dieser heiligen Sprache das, was gross ist. Daher Mahatvam die Grösse; Mahatmjam, die Seelengrösse; Mahòdaram, einen grossen, wassersüchtigen Leib.

Saháјam endlich bedeutet im Samscrid die Hülfe, das Beförderungsmittel. Daher denn Saháјa oder Saháјi der Helfer; Saháјikunu Hülfe leisten; Shakti die Kraft, Macht; Shaktiman ein starker, kraftvoller, mächtiger Mann.

Sind demnach die Charaktere dieser Inschrift richtig gelesen, so ist der wahre Sinn derselben dieser: Ein grosses

Hülfsmittel für die Stadt, oder, eine grofse Kraft der Stadt.

Wenn der Miſſionär vorhin ſagte, dieſe Münze werde Danga genannt, ſo iſt zu merken, daſs dieſes Wort einen Hammer, oder ein Inſtrument bedeutet, mit welchem man ein Bildniſs, eine Figur, oder ein Zeichen, auf Metall, oder auf ein Maaſs und Gewicht präget. Daher Dangakásha, eine geprägte, mit einem Zeichen oder Bildniſſe verſehene Münze.

Jene Münze alſo aus dem Reiche Ava, erhält den allgemeinen oder Gattungsnahmen Donga, eine geprägte, oder mit einem Bildniſſe bezeichnete Münze. Zugleich erhält ſie eine Inſchrift, die ſie zu einem groſsen Hülfsmittel, oder zu einem nicht unbedeutenden Mittel der Kraft des Staates macht. Auch gilt dieſe Münze zu einem augenſcheinlichen und ſichern Beweiſe, daſs der Samſcrid im Reiche Ava noch gegenwärtig üblich, und die Sprache Pàli oder Bàli nichts anders ſey, als ein Dialekt, oder eine verdorbene Mundart jener heiligen Sprache.

S H U D R A.

Die vierte edle Caſte in Indien, iſt die der Künſtler und Handwerker, welche nicht weniger als die übrigen drey zur Aufrechterhaltung des Reiches beyträgt, und daher zur Zeit dieſer Staatseinrichtung, mit dem Adel beehrt wurde. Zu dieſer Kaſte gehören die Goldarbeiter, Metallgieſser, Schmiede, Zimmerleute, Kränzewinder, Mahler, Aerzte, Schneider, Wahrſager, Zauberer, Leineweber, und viele andre Arbeiter.

Unedel aber, und mit einer gewiſſen Infamie belegt, ſind die beyden Caſten Pareja und Beleja. Die erſtere dieſer Caſten hat es mit den Cadavern der in das Waſſer gefallenen, oder auch natürlich geſtorbenen Thiere zu thun. Die Leute aus dieſer Caſte enthäuten die Kühe, ziehen die Felle der übrigen Thiere ab, und eſſen Fleiſch. Von dieſer ihrer Handthierung erhalten ſie die Nahmen Ciandála und Nisha, welche niedrige und verabſcheuungswürdige Menſchen bezeichnen.

Die andre unedle Caſte der Pelejas beſteht aus Sklaven, und iſt zu alten Zeiten durch Geſetz und Gewohnheit aus ſolchen Leuten gebildet, welche wegen eines Vergehens

gegen

Tab. XXXII.



Peleya,
nach einem ind: Gemaehlde im Mus: Borg:

gegen die Verordnungen und ihre Caſte, aus derſelben getrieben wurden, ihren Adel einbüſsten, und zu Sclaven gemacht wurden. Da dieſe Menſchen nun mit Frauenzimmern, welche eines ähnlichen Verbrechens wegen ein gleiches Geſchick hatten, ihre Gattung fortpflanzten, ſo entſtand daraus dieſe Caſte, welche bis auf den heutigen Tag Beſtand hat, und wahrſcheinlich ſo lange fortwähren wird, als die gegenwärtige geſetzliche Einrichtung Indiens beſteht. Aus der Urſache zur Bildung dieſer Caſte iſt das itzt übliche Verbum pelejádunu entſtanden, welches ſoviel ſagt, als aus ſeiner Caſte vertrieben werden, verunreinigt werden, oder Infamie auf ſich laden, ſey es nun, daſs dieſes durch Vermiſchung mit einem Frauenzimmer aus einer andern Caſte, oder ſonſt durch eine andre unanſtändige und ſchändliche Handlung geſchehe. Doch ich kehre wieder zu der Caſte Shudra zurück!

Alle Handwerker haben ihre Zunftvorſteher, welche Kulashréshda heiſsen. Die freyen, wie die mechaniſchen Künſte, führen den gemeinſchaftlichen Nahmen Shilpisháſtram. Die, welche ſich mit ihnen beſchäftigen, ſind zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und Ordnung, in verſchiedne Gewerke getheilt, und alle ſtehen unter den Zunftmeiſtern, welche die gewöhnlichen Richter ihrer Gilde ſind. Alle Proceſſe, die die Zunft betreffen, ſie mögen Nahmen haben wie ſie wollen, werden vor ſie gebracht, in einer Verſammlung der Aelteſten unterſucht, nach der alten Sitte, und dem Herkommen gemäſs entſchieden, und das Urtheil, wenn der Fall ſchwierig iſt, nach der Mehrheit der Stimmen abgefaſst. Das Amt und die Verpflichtung dieſer Zunftvorſteher verbindet ſie alſo, die Zwietracht und den Haſs in den Familien ſchon im keimen zu unterdrücken, entſtehenden Unruhen vorzubeugen, die Rechte ihrer Zunft aufrecht zu erhalten, über ſtreitige Güter abzuurtheilen, arme Mädchen aus der Gildenkaſſe auszuſtatten, die Nachricht wegen einer Heurath anzunehmen, Eheſcheidungen zu verfügen, wenn die Gatten nicht bey einander leben können, oder wegen des Verge-

hens des einen von ihnen, getrennt zu werden verlangen, die Verbrecher zu ermahnen, und wenn ſie ſich nicht beſſern wollen, an den König zu gehen, und ihn zu bitten, ſie vermöge ſeiner Macht, aus der Caſte zu vertreiben, und im Vaterlande, oder ins Ausland gegen eine Zahlung, die in die königliche Kaſſe flieſst, als Sklaven zu verkaufen. Dieſe Rechte der Zunftmeiſter ſind noch gegenwärtig auf der malabariſchen Küſte gültig, ob ſie wohl ſeit der Zeit ſehr geſchmälert ſind, als man anfieng Miethsſoldaten an die Stelle der alten patriziſchen Krieger zu ſetzen, und Ausländer anzuwerben. Dieſe nähmlich erweiterten mehr als billig die Gewalt der Könige, und die Miniſter hörten auf, das Urtheil des Zunftmeiſters abzuwarten, ſondern verhiengen eigenmächtig Belohnungen oder Strafen über Privatperſonen.

Das Bildſchnitzen, die Bildhauerey und die Erztgieſserey, waren in Indien ſeit undenklichen Zeiten bekannt, wie dies insbeſondre die älteſten Tempel beweiſen *). Was die Zeichnung menſchlicher Geſtalten, und vorzüglich die Bildung gröſserer Staüen betrift, ſo fehlt es den Indiern zwar ganz an dem Leben und correkten Style, den wir in ähnlichen Kunſtwerken der Griechen und Römer bewundern, aber in der Abbildung kleiner Figuren, in der Darſtellung von Kriegen, Triumphwägen, und in der Verzierung der Tempelfronten, zeigt ſich eine Geſchicklichkeit, eine ſchöne und gefällige Simplicität, und endlich eine ſo elegante Mannigfaltigkeit, wie wir ſie in den altägyptiſchen Denkmählern nicht gewahr werden. Daſs es den gröſsern Statüen an Kunſt und Correctheit fehlt,

*) Ich beziehe mich hier auf die Tempel zu Illoura, Salcette, Râmishvaram und den auf der Elephanteninſel. Daſs Alexander dieſe ſollte erbaut haben, läſst ſich gar nicht beweiſen, vielmehr ſpricht ihre ganze Anlage und Verzierung, ſo wie die ſichere Folgerung aus hiſtoriſchen Angaben, für einländiſche Erbauer.

liegt nicht in der Unbehülflichkeit des indischen Genies und einer Schwäche der Beurtheilungskraft dieses Volkes, sondern in den Anforderungen der Priester und Sekten, die sich auf Meynungen und Mysterien stützen, und denen es gnüget, den Begriff von der Gottheit, nach den Geheimnissen der religiösen Vorstellug von derselben, in eine eben daher unproportionirte, und uncorrecte Abbildung gebracht zu sehen. So giebt es z. B. nichts ungestalteters, als die Statüe und das Bildniss der Göttin Laekshmi, die gemeinhin sitzend, und zwar mit krummen, eingebognen und abscheulichen Füssen dargestellet wird. Das geschieht aber nicht ohne einen mysteriösen Grund, denn Laekshmi ist die Erde, welche gebähret, durch das Gebähren ernähret und belebet, und daher als die grosse Mutter gleichsam in gebährender Stellung abgebildet wird. Aus dieser Ursache erwiederte ein indischer Künstler, der gewisse Bildnisse der Götter in Erzt giessen sollte, und dem das ungestaltete Ansehn derselben zur Last gelegt ward: er könne nicht von der vorgeschriebenen Form abweichen, damit er nicht für einen leichtsinnigen Verächter des Gesetzes und der Gewohnheit angesehen, von den Priestern des Irrthums bezüchtigt, und bey dem Vorsteher seiner Zunft in ein böses Licht gesetzt werden möge. Dies ist auch der Grund, woher es allen Mahlern, Bildhauern und Giessern untersagt ist, ein Gemählde oder eine Statue zu verkaufen, bevor dieselben nicht von Priestern in Augenschein genommen, gut befunden, mit Weihwasser eingeweihet, und in die Zahl der Götzenbilder aufgenommen sind *).

*) Der Verfasser geht hier wohl zu weit, wenn er den Mangel alles dessen, was wir Kunst nennen, in Indien, fast ausschliessend auf die Rechnung religiöser und mysteriöser Glaubensvorstellungen setzt. Wenn es dem indischen Genie nicht am ächten Gefühle des Schönen fehlete, woher entspannen sich denn in ihm jene bizarren Glaubensvorstellungen von dem Ansehen der Götter, die sich doch die Imagination jedes Volkes

Was die Arzneykunde betrift, so wird sie auch, wie Strabo schon vor Alters bemerkte *), von den Indiern in Anwendung gebracht, da sie aber die Seelenwanderung als einen Glaubenssatz betrachten, so kann es freylich nicht fehlen, daſs sie sich jeder Heilart enthalten, welche einen Blutausfluſs nöthig macht. So falsch indessen immerhin auch jener Lehrsatz ist, so trägt er doch, da er dem milden Clima und dem Charakter des Volkes angemessen ist, nicht wenig zur Moralität der Indier bey. Daher nähmlich rühret ihre Sanftmuth, ihre freundliche Behandlung der Menschen sowohl als der Thiere, ja, ich möchte sagen, ihre Liebe für dieselben, die sie bis in das Abergläubische treiben; daher die seltenen Mordthaten, unter den heydnischen Eingebohrnen dieses Landes, ihr Mitleiden mit Elenden, und ihr Wohlwollen selbst in der Bestrafung von Verbrechen. Aber eben aus jener Ursache schliessen sie auch die Adereröffnung von ihren Heilmitteln aus, oder bedienen sich ihrer nur im höchsten Nothfalle. Eben so

mit den schönsten, ihm denkbaren Formen und Umrissen zu bilden pflegt? Gestehen wir es also nur aufrichtig, die Indier kannten, und kennen gröſstentheils noch itzt keine schönen Formen, oder haben kein Gefühl für das ächte Schöne. Sie bildeten einst ihre Götter so gut als sie sich dieselben dachten, und sie sie darzustellen im Stande waren; ihre Priester aber finden es, wie die Priester überall, treflich, sie bey dem Alten zu lassen. Niemand wird deshalb indessen über die Indier lachen, sondern sich an Abdera und Democrit's schwarze Venus erinnern. (S. Wielands Geschichte der Abderiten B. I. Cap. 4. 5. 6.) Wenn Griechenland die gröſsesten Meisterstücke der Schönheit lieferte, so ist das sehr begreiflich, indem der Himmelsstrich, die Anlagen, die Erziehung, die Gesetze, die Staatseinrichtung, die Bildung, und so viele andre Umstände sich vereinigten, hier an belebten und unbelebten Wesen, die schönsten Formen zu erschöpfen; weil aber alle diese Ursachen gar nicht die nähmlichen in Indien sind, so wird sich auch keiner darüber wundern, wenn die Kunstwerke dieses Landes ganz anders ausfallen, als die griechische.

*) *Lib.* 15.

wenig kennen, oder wenden ſie den Kayſerſchnitt und die Lavements an, und Krankheiten, die ſie ohne dieſe Mittel, nicht durch den einfachen oder zuſammengeſetzten Gebrauch der Kräuter heilen können, geben ſie entweder ganz auf, oder ſuchen ihnen durch abgeſchmakte oder abergläubiſche Mittel Einhalt zu thun. Dies kann nicht auffallend ſeyn, denn ſo wie die Indier keine ſtarken Gemüthsbewegungen empfinden, ſo hängt ihnen auch der Fehler einer gewiſſen körperlichen Trägheit und Schwächlichkeit an. Sie ſind höchſt abergläubiſch, duldſam bey Uebeln, hängen über die Maaſse an ihren Gottheiten, ſuchen Orakelſprüche *) von ihnen zu erhalten, ſind nachläſſig im Gebrauche von Heilmitteln, dulden voll Ergebung ihre Leiden, wenn ſie zu bemerken glauben, daſs die Arzney nichts beſſert, und die Götter ihnen nicht hold ſind, und übergeben ſich ohne Bangigkeit dem Ishvara, oder dem rächenden Gotte. Man ſieht ſehr viele von ihnen mit einer Ergebenheit auf dem Krankenlager liegen, die auf einen gänzlichen Mangel des Geiſtes und der Sinne könnte ſchlieſsen laſſen, und viele ſterben, ſo ſehr ihre körperlichen Kräfte auch von den Leiden ſchon hingeraffet ſeyn mögen, ohne daſs ihr Geſicht ein Zeichen des Todes verräth, ruhig hin.

So gering nun die Kenntniſs iſt, welche die Indier von der Arzneykunſt und Chirurgie haben, ſo giebt es doch kaum einige Krankheiten, jene allgemeine Nationalſchwäche etwa ausgenommen, welche die Brahmanen nicht zu heilen verſtehen. Auch giebt es in dieſem Lande eine gar groſse Menge mediciniſcher Schriften, und die Knaben lernen von der zarteſten Kindheit an die Kräuter und ihre Eigenſchaften kennen, ſo daſs man zehenjährige Kinder ihres Geſchlechts ſieht, die man als erfahrne Kräuterkundige zu bewundern genöthigt iſt. Die Analyſe der

*) Die, wie hier, oft auch in bloſsen Anzeigen und Vorbedeutungen beſtehen.

Anm. d. Bearb.

Pflanzen und die Beschreibung ihrer Kräfte, ist, nach Maasfsgabe der alten und neuen Versuche und des langen Gebrauchs, in jenen Schriften so vollständig und genau als möglich *).

Dafs die Indier schon in sehr alten Zeiten die Schreibekunst in Ausübung gebracht haben, bestätigt Strabo**), und die Materialien, auf welche sie schreiben, mögen wohl nach und nach in der nähmlichen Ordnung gefolgt seyn, welche Plinius angiebt***). Zuerst dürften die Indier sich wohl durch die trockenen und häufig vorhandenen Palmblätter zum schreiben aufgefordert gesehen haben, und daher die Menge aus solchen beschriebenen Blättern bestehender Bücher, welche, wenn sie mit einem durch zwey Oefnungen an beyden Fugen der Blätter durchgezogenen Faden, und zwey, gleichfalls Palmblätter enthaltenden Tafeln, zusammengeschnüret werden, Grantham heifsen. Von diesen Büchern also hat der Samscrid uneigentlich denseben Nahmen Grantham erhalten, indem die Sprache und die Schrift, in welcher dergleichen alte Bücher abgefasset sind, keine andere als die samscridische ist.

Später als die Bücher aus Palmblättern, kamen wohl die papiernen in Gebrauch, vorzüglich im nördlichen Indien, wo die Palmen seltener sind. Wie alt die Weberey

*) Wer sich Kenntnisse der Sprache erworben hat, kann in den zahlreichen Handschriften der itzigen Nationalbibliothek zu Paris, auch über diesen Gegenstand, reichliche Auskunft finden, vorzüglich in dem daselbst gleichfalls vorhandenen Buche Adaravavedam, welches von dem vierten Gesetze der Indier, oder den Funktionen der vierten Caste handelt. S. auch Sonnerat a. a. O. *T. I. chap.* 5. *p.* 74. auch *chap.* 9 *p.* 174. *Asiat. Researches. T. I. p.* 408. und 428. und Niebuhr a. a. O. Th. 2. p. 17.

**) A. a. O.

***) *Hist. nat. Lib.* 13. *cap.* 11.

der feinen Leinewand unter dieſem Volke ſey, erhellet aus dem Arrian *). Aus der Baumwolle nun, welche zur Verfertigung jener Leinewand diente, bereiteten ſie denn auch gleichfalls eine Art noch ziemlich roher Papierplätter, welche hernach, wenn ihre Oberfläche abgerieben und geglättet war, auf mannigfache Art in Bücher zuſammengeheftet wurden **). Wenn der König von Travancor an angeſehene, nicht unter ſeiner Herrſchaft ſtehende Männer ſchreibt, ſo bedient er ſich nach europäiſcher Art des Papiers, faltet den Brief zuſammen, und verſchlieſst denſelben mit ſeinem Siegel; ſchreibt er hingegen an ſeine Unterthanen, ſo geſchieht dies auf Palmblättern. Als eine Probe der Art, wie dergleichen Briefe abgefaſst ſind, mag hier die Ueberſetzung eines, von dem genannten Könige im Jahr 1787, an den Biſchoff und die Miſſionsprieſter zu Verapolis erlaſſenen Schreibens folgen.

S c h r e i b e n

zur Einſicht für den Biſchoff und die Väter zu Verapolis.

Ich habe Euer an mich abgeſchicktes Schreiben geleſen, es mir vorleſen laſſen, und den ganzen Vorgang daraus erſehen. Zu gleicher Zeit habt Ihr mir nun den Ausgang des Verfolgs überſchrieben. Ich hoffe nicht, daſs dem Herkommen eures (chriſtlichen) Geſetzes, ohne Veranlaſſung ein Hinderniſs werde in den Weg geſtellet werden. Wenn aber etwas dem ähnliches geſchehen ſollte, ſo will ich Euch

(* In ſeinem *Periplus.*

**) Als Proben dieſer Art von Büchern, ſind die tibetaniſchen, peguaniſchen, indiſchen, und chineſiſchen Papierhandſchriften, und das auf Seidenzeug geſchriebene Diplom des groſsen tibetaniſchen Lhama, auf der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide*, zu betrachten.

über alles anhören, und den Handel schlichten. So habe ich, der Grofssecretär, Pira Ciûdum Perumál Mádéven, dieses Schreiben, gemäfs dem Befehle Sr. Majestät abgefafst.

Shripatmanábhen

(des Königes eigenhändige Unterschrift.)

Aufserhalb lautet die Auffchrift:

Antwortschreiben des Königes an den Bischoff und die Väter zu Verapolis.

Gleichzeitig mit dem Gebrauche der papiernen Bücher, scheint die Benutzung der Kupferplatten, indem die Gesetze, Privilegien und andre wichtige Denkmähler, Palmenblättern und Baumwollenpapier nicht mit Sicherheit konnten anvertraut werden. Mehrere solcher Kupferplatten haben die Engländer zu Calcutta bekannt gemacht*), deren erstere eine Grundverleihung enthält, und, man mag die indische Aera wie man nur will berechnen, in die Zeit vor dem ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zu setzen ist. Hierbey aber ist zu bemerken**), dafs die nördlichen Indier nicht blofs nach der Aera des Sálivagana, von welcher vorhin die Rede war, sondern auch, und zwar gewöhnlich, nach der Aera des Königes Vikramàditja, die Jahre zählen. Das Jahr 1848 dieser Aera

*) In den *Asiatick Researches. p.* 123. 131. 279. 357.

**) Was auch schon Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 27. bemerkt hat.

Aera ist unser 1791stes Jahr; wenn es daher wahrscheinlich ist, dass es in jener Kupferplatte heisst: der König Déva-pála oder Gopala *) habe jenen Grundbesitz im drey und dreyssigsten Jahre der Aera des Königes Vikramáditia ertheilt, so kann man die Ausfertigung dieses Instrumentes schwerlich anders, als in das drey und zwanzigste Jahr vor Christo setzen **). In eben diesem Denkmahle wird des Sugueda, d. h. des Budha, gedacht; ferner der Göttin Laekshmi, des Ràma, des Rávana, ja auch der bisher erwähnten Sekten und Casten. Es fehlt demnach auch den Indiern nicht an einländischen Denkmählern, und diesen, so wie ihren Büchern, zufolge, lässt sich mit vieler Ueberzeugung behaupten, dass der Gebrauch des Samscrid in der Schrift sehr alt sey, und dass alles, was bisher von mir, vorzüglich aus den Angaben des Buches Amarasinha vorgetragen ist, noch itzt unwandelbar bestehe.

Die Indier schreiben vermittelst eines eisernen Griffels, mit bewundernswürdiger Fertigkeit auf die Palmblätter,

*) Diese Nahmen werden in den *Asiatik Researches* sehr unrichtig *deb paal* und *Gopaal* geschrieben.

**) Einige halten den Vikramaaditja, nach der Tradition der Indier, für einen Vater des Königes Sàlivagana oder Salbahan, wie Niebuhr a. a. O. wo er nur, wie Wilford und Wilkins in den *Asiat. Researches*, beyde Nahmen falsch schreibet. Einige schreiben auch Vicramáditja, und das kommt sehr mit dem reinen und originellen Samscrid überein. Vikram oder Vicram zeigt das Ausserordentliche an, Aditja aber heisst die Sonne, daher jener ganze Nahme so viel sagt, als die ausserordentliche, die grösseste Sonne. Doch wer auch dieser König immer gewesen seyn mag, genug dass von seinem Tode an eine besondre historische Aera beginnet, an der sich nicht zweifeln lässt, da sie in den indischen Denkmählern benannt wird. Vorzüglich findet sie sich auf allen bisher bekannt gewordenen Kupferplatten jener Art in Indien. Daher hat man sich denn auch diese Aera, neben der des Königes Salivagana, zu merken. Es ist wohl falsch, wenn einige behaupten, jene erstere Zeitrechnung beginne mit dem Jahre 250 nach Christi Geb.

und das, indem ſie ſtehen, ſitzen, umhergehen, oder liegen, oft ſogar, ohne etwas zu haben, worauf ſie ſich ſtützen könnten. Die Anzahl der Abſchreiber iſt groſs, und eben ſo groſs die Menge der Handſchriften, die man doch nur erſt nach groſser Mühe leſen lernet.

Ich ſchlieſse hier dieſe Unterſuchungen mit einem indiſchen Denkſpruche oder Slogam *).

„Liebe den Umgang mit ehrbaren und würdigen Leu-„ten; wünſche, daſs es dem Andern wohl ergehe, und „du ſelbſt thue wohl; ehre deinen Lehrer und Meiſter, „befleiſsige dich der Wiſſenſchaften, halte dich bloſs „an deine Gattin; fliehe und verabſcheue die Sünden der „Welt; ſey ergeben gegen deinen Schöpfer, zügele die „Leidenſchaften, meide den Umgang mit Böſen. Dem „Manne, der ſo handelt, werde Lob und Verehrung zu „Theil!"

*) Schon Diogenes Laert. *de vitis philoſophor. in prooem. p. 2. ed. Rom.* ſagt: man erzähle, die Gymnoſophiſten philoſophirten in Räthſeln und kurzen Denkſprüchen, die hauptſächlich darauf hinausgiengen, daſs man die Götter verehren, nichts Böſes thun, und rechtſchaffen ſeyn ſolle. Eben dieſe Art zu philoſophiren findet noch itzt in Indien ſtatt. und ſolche kurze Denkſprüche heiſsen Slogam. Ihre Menge in Indien iſt groſs, und die Knaben lernen ſie von der früheſten Kindheit an auswendig. Auch fehlt es nicht an Apophthegmen, durch welche die Indier die Sitten ihrer Jugend zu bilden ſuchen.

A n h a n g

einiger

Zuſätze und Berichtigungen.

Es war vorhin die Rede von Vishnu's irdischen Erscheinungen, doch nur in solcher Kürze, als es das Verhältniss zu der Behandlung der andern Gegenstände gestattete. Da die Sache indessen eine ausführlichere Darstellung wohl verdient, so mag sie hier insbesondre nachfolgen.

Zuvörderst also kommt hier ein ächt indisches Gemählde in Betrachtung, das sich in dem Museum des Cardinal Borgia befindet, in einem Nachstiche nebst andern Copien indischer Originale, diesem Werke beygelegt werden soll, und die irdische Erscheinung Vishnu's in Gestalt eines Fisches, vor Augen stellt.

Auf diesem Gemählde nun erscheint ein ruhiges Meer, aus welchem eine Menge weisser und röthlicher Wasserblumen emporraget, die gleichsam den Beginn der Erzeugung aus dem Wasser ankündiget. Auf dem Meere schwimmt die goldfarbige, glänzende Scheibe der Sonne, die auf eine Vereinigung der Wärme mit dem Wasser als das eigentliche Prinzip der Hervorbringung, hindeutet. Aus einer Trommetenmuschel, dem andern symbolischen Prinzipe jeder möglichen guten und bösen Erzeugung, geht ein schrecklicher, flammender Riese, mit einem entblösten Schwerdte bewafnet hervor. Ihm gegenüber aber erhebt sich ein grosser Fisch über die Fluth, mit weit geöfnetem Rachen, aus welchem Vishnu hervortritt. Vier Hände werden an diesem Gotte bemerkbar; in der ersten hält er

einen Pfeil, in der zweyten eine Trommetenmuſchel, in der dritten eine Waſſerblume, und in der vierten endlich das Ciacram oder Rädchen. Seitwärts ſtehen auf dem Meere vier weibliche Geſtalten, die in ihren erhobenen und verſchlängten Händen eine Lotusblume tragen, und Vishnu'n anbeten. Vishnu ſelbſt ſtrafet mit dem Pfeile und Ciacram den Giganten, oder Dämonenfürſten Irannja, den grauſamen Tyrannen der Welt *). Am Ufer liegen die vier Bücher des indiſchen Geſetzes, welche unter dem Nahmen Vedam bekannt ſind. Dieſe hatte Irannja dem ſchlummernden Brahma entwandt und in das Meer geworfen, Vishnu aber als Fiſch, ſammelte ſie dort wieder zuſammen, und legte ſie unbeſchädigt an das Ufer.

Auf dem obern Raume des Gemähldes, wird man zwey weiſse Stiere, Embleme der Erzeugung, gewahr, welche mit Decken verſehen ſind. Sie erſteigen mit gleichmäſsigem Schritte einen Felſen, auf welchem ſich der berühmte indiſche Baum Kalpaorkſham befindet, der ein Emblem der Unſterblichkeit, Gerechtigkeit und Feſtigkeit iſt. Kalpam nähmlich bezeichnet dieſe Eigenſchaften, Vrkſham aber einen Baum, und ſo dient die Vereinigung dieſer beyden Wörter zu der Bildung jenes Nahmens.

Dies nun iſt die erſte irdiſche Erſcheinung Vishnu's in der Geſtalt eines Fiſches, und die Indier bezeichnen ſie mit dem Nahmen Malsjávadáram; übrigens leuchtet es ein, daſs ſie auf die ſogenannte Sündfluth Beziehung habe. Brahma, der Fürſt und Genius der Erde, uneingedenk des höchſten und eigentlichen Gottes Parabrah-

*) Einige ſchreiben den Nahmen dieſes Rieſen Irenniaczen, welches ſoviel ſagt, als: der Herrſcher Irannja, d. h. der zürnende, wüthende Herrſcher, der mächtige Genius. Sonnerat nennt ihn Canagacchen, Calakégen und Ajcriben. Der zweyte dieſer Nahmen bezeichnet einen Herrn der Sünde, denn Kalagam, oder Calakam, mit welchem k bedeutet Sünde, Isha aber, oder das adjectiviſche Egen oder Eshen, zeigt den Herrn oder Urheber der Sünde an. Es iſt unrichtig, wenn dieſer Rieſe in den *Aſiat. Reſearches* Hereni heiſst.

ma, schlummerte, noch im ersten Zeitalter der Welt, ruhig ein. Irannja, ein geschworner Feind der Götter und guten Genien, und das immer wachsame Oberhaupt der Dämonen, stahl ihm mittlerweile die Bücher des Vedam *) und warf sie in das Meer. Das Menschengeschlecht, dadurch aller Gesetze und Vorschriften entbunden, begann Parabrama'n zu verachten, sich allen möglichen Lastern zu ergeben, und veranlasste dadurch die Sündfluth, als Strafe für seine Vergehungen. Mitten unter dieser Vertilgung der übrigen Menschen, lief auch Manu oder Satjavrta, der Gerechte und Redliche, gleiche Gefahr. Schon schwamm er auf der Fluth, in welcher Lage ihn das erwähnte Gemählde darstellt, als Vishnu sein Gebet erhörte, es sich dieses Mannes sowohl. als der untergehenden Welt jammern liess, den Riesen bekämpfte, Manu'n errettete, und die Bücher des Gesetzes aus dem Meere hervorbrachte. Hierauf begann eine neue Geburt der Dinge aus dem Lotus und der Trommetenschnecke, der paradiesische Baum Kalpavrksham, der den Trank und die

*) Der Nahme Védam oder Bed, wie ihn die Indostaner und Nepalenser aussprechen. bezeichnat eigenthümlich die heilige Lehre von der Verehrung der Sonne, des Mondes, der Planeten und Elemente. Das Buch Védam aber ist allegorisch zu nehmen, und besteht eigentlich in dem Buche der Natur, d. h. in der Ordnung, Uebereinstimmung und Harmonie zwischen Himmel, Erde, Elementen und irdischen Dingen, die bey der Sündfluth in das Meer herabsank, und welche Vishnu, jene personificirte erhaltende Kraft der Erde, wieder herstellete. Demzufolge bekennen die Brahmanen, dass ein würkliches historisches Buch Védam gar nicht vorhanden sey, und so ist es lächerlich, wenn in unsern Tagen einige behauptet haben, dieses Buch sey von ihnen aufgefunden worden. Védam ist itzt bey den Brahmanen ein Nahme, mit dem sie im Allgemeinen das Gesetz, die Lehre und die Anordnung der Götterverehrung, welche in mehr als einem Buche enthalten sind, andeuten, und so heisst denn bey ihnen ein Gesetzlehrer Védi, die Erklärung des Gesetzes Védàrtham, das Gesetz oder die Verordnungen der St. Thomas-Christen in Malabarien Nasrâni vêdam u. s. w.

Speiſe der Unſterblichkeit, welche den Göttern oder guten Genien verſprochen waren, enthält. Die Stiere, als Embleme der neuen Erzeugung, giengen hervor, und die Sonne endlich ſchwamm über dem Meere, als Symbol des Vishnu, des Erhalters der Welt, der einer gleichen Verehrung würdig iſt, mit dem einzigen und wahren Gotte, deſſen leibhaftes Abbild er iſt. Erſt damals begannen die Indier den Vishnu zu verehren, als er in menſchlicher Geſtalt, unter dem Nahmen Krshna, auf der Erde erſchien, und jene Geſtalt ſoll er von ſeinen Voreltern ererbt haben, die ſich gleichſam auf wogenden Bretern, aus dem Verderben der Fluth erretteten. Krshna ſelbſt ſagte davon im Buche Bhágavadam: „Vermittelſt des Schwimmens ward dieſer ſchwimmfähige Körper erhalten, er, der Grund- und Urſtoff der Pandavafamilie, und ſo nach auch dieſes meines Körpers, der, als er ſich des Bogens und Pfeiles des Gottes Brahma bediente, den Schuz des Gottes Vishnu erlangte, drey Ciacram *) erhielt, und mit denſelben den Leib meiner Mutter erfüllte".

Die zweyte irdiſche Erſcheinung Vishnu's, welche die Indier Kùrmavadaram nennen, gieng vor ſich in Geſtalt einer Schildkröte, und iſt gleichfalls in einem andern Gemählde dargeſtellt. Hier erblicket man den Berg Meru, den Wohnſitz Sonne, mitten im Meere, wohin ihn die guten und böſen Geinen, während des heftigen Kampfes, der zwiſchen ihnen eintrat, geſtoſſen hatten. Die Veranlaſſung zu dieſen Kampfe gab das Amrdam, oder der Trank und die Speiſe des Himmels, welche Vishnu auf jenem Berge, oder in ſeinem Paradieſe, das Vaicunda heiſſet, austheilet. Die guten ſowohl, als die böſen Genien ſehnten ſich ungemein nach dieſem Tranke

*) Dieſe Ciacram ſind, wie ſchon ſonſt bemerkt iſt, Rädchen, und Symbole der Herrſchaſt über Himmel, Erde und Unterwelt.

Tranke *), und wollten ihn von dem Berge Meru entwenden. Bey dem Kampfe beyder Partheyen, den diese Begierde entzündete, sank der genannte Berg, auf dem die Erde ruhet, tief in das Meer herab. In dieser Gefahr eilten die guten Genien zu Vishnu, dem Erhalter der Welt, und baten ihn, den Berg zu retten. Er that es. In der Gestalt einer Schildkröte liefs er sich in das Meer herab, stemmte von unten her seinen Rücken gegen den Fufs des Berges, uud hob ihn nicht nur aus den Fluthen empor, sondern unterstützte ihn auch, damit die Gewalt der Wogen ihn nicht wieder in die Tiefe herabwälzen möchte. Als die guten und bösen Genien den paradisischen Berg wieder hergestellt sahen, fafseten sie ihn mit der grossen Schlange Vásughi, welche die Welt in zirkelförmiger Schliengung umschliesset, ein, indem die bösen Genien den Kopf, die Götter aber den Schwanz dieser Schlange ergriffen, und ihn um den Berg herumzogen, von welchem sie denn wieder die göttliche Speise zu erlangen strebten. Auf dem Gemählde ist unter den Göttern, welche am Schlangenschwanze ziehen, Brahma der erste. Man erkennet ihn an seinen vier Gesichtern, und an dem Buche, welches er in der Hand hält. Ihm zunächst erscheinet Vishnu, mit seiner Kette oder seinem Blumenkranze am Halse. Der dritte dieser Götter ist Shiva. Er hat ein Tiegerfell um die Schultern, eine Haubenschlange auf dem Kopfe, in der Hand aber einen Dreyzack, an dem eine Glocke befestiget ist. Indem nun die genannten Götter auf das thätigste in ihrer Arbeit beschäftiget waren, gefiel es der Schlange nicht länger sich zerren und ziehen zu las-

*) Bey der grofsen Verschiedenheit der Meynungen aller Völker, die einen ähnlichen Glauben haben, über das, worin ihre himmlische Speise, oder ihr himmlischer Ttank bestehe, wird man es den Indiern wohl zu gute halten, wenn sie ihn nach unterschiedenen Gegenden, bald aus Milch, bald aus Honig, bald wieder aus Kräutern anfertigen lassen, und ihm die Ertheilung der Unsterblichkeit zuschreiben.

sen, sie entledigte sich ihres Giftes, und inficirte das ganze Meer mit demselben. Sogleich aber ströhmte der Berg Meru sein Ambrosia aus, welches indessen der himmlische Arzt Danuvandra von der Meeresfläche wieder aufsammelte, und wohlbewahret in einem Gefäfse dem Vishnu auslieferte, der sich auf dem Gipfel des genannten Berges befand. Hier theilte es dieser Gott nun an die guten Genien aus, nachdem vorher noch die Dämonen waren vertrieben worden, welche seit der Zeit einen unauslöschlichen Groll, Misgunst und Hafs gegen die Götter in ihrem Busen nähren.

Demzufolge erscheint Vishnu, dreymal auf diesem Gemählde. In der Gestalt einer Schildkröte nähmlich hält er den Berg in die Höhe, in Menschen- oder Göttergestalt ziehet er mit am Schwanze der Schlange, und mit dem Ansehn eines Gottes oder Königes endlich sitzt er auf dem Gipfel des Berges Meru, mit untergeschlagenen Füfsen in einer Lotusblume. Sein Gesicht ist schwarz von Farbe, sein Haupt mit einem Kranze umwunden, und auch hier, wie öfter, erscheint er mit vier Händen, in denen er wieder eine Lotusblume, einen Pfeil, die Trommetenschnecke und das eiserne Rädchen, oder Ciacram hält. Sobald er das vom Meere zusammengelesene Ambrosia an die übrigen Götter vertheilet hat, steiget neugebohren, aus den Fluthen die Göttin Laekshmi *), die Gemahlin Vishnu's hervor, welche mit einer Wasserblume in den Händen, sich ihm zur Rechten niederläfst. In demselben Augenblicke wurde auch aus dem Meere, Sarasvadi, die Göttin der Harmonie und Eintracht, und Brahma's Gemahlin erzeugt, die auf der linken Seite Vishnu's ihren Platz nahm. Ja noch mehr, auch die Göttin Múdevi, oder die Göttin der Schamlosigkeit und Zwietracht, welche sich indessen nicht auf diesem Gemählde befindet, entschlüpfte

*) Sie ist gleichsam die *Magna mater*, *Ops*, oder *Venus* der Indier, die Göttin der Erzeugung und Fruchtbarkeit.

damals zuerſt dem Meere. Nebſt dieſen Göttinnen gebahr zu derſelben Zeit das Meer noch eine Kuh, das Symbol der Fruchtbarkeit, ein Roſs mit ſieben Köpfen, den Baum Kalpavrksham, und einen weiſsen Elephanten, der ſich nicht nur an Stärke und Klugheit auszeichnete, ſondern auch von Vishnu zu einer Stütze der Welt oder Erde beſtimmt wurde. Dies iſt der fabelhafte Grund der indiſchen Behauptung, daſs die Erde auf einer Schildkröte und acht Elephanten ruhe, und daſs das Erdbeben durch die Bewegung dieſer Thiere von ihrem Standorte, bewürkt werde. Auf dem Meere und am Ufer erblickt man viele Waſſerblumen, und an dem obern Rande des Gemählde die Sonnenſcheibe, und den zwiefach zugeſpitzten Mond.

So viel von dem Gemählde ſelbſt, und itzt noch etwas von dem myſteriöſen Sinne, der auf demſelben dargeſtellten Gegenſtände!

Die guten und böſen Genien, wünſchen die Unſterblichkeit zu erlangen. Zu dieſem Endzwecke ſuchen ſie den himmliſchen Trank, entweder von dem Berge Meru, als dem Wohnſitze der Sonne, der erſten Gottheit, und dem Symbole des wahren Gottes, oder dem Baume Kalpavrksham, gleichſam dem Baume des Lebens und Todes, oder endlich ſelbſt aus dem Paradieſe Vishnu's, zu entwenden. Doch, indem ſie am heftigſten darnach ſtreben, und gegenſeitig auf das leidenſchaftlichſte kämpfen, ſinket urplötzlich der Berg, der Baum, ja das Paradies ſelbſt in das Meer herab. Um ſie von dem gänzlichen Verſinken zu retten, nimmt Vishnu, die perſonificirte erhaltende Kraft der Welt, die Geſtalt einer Schildkröte an, läſst ſich in die Fluthen herab, und erhebt unverſehrt, ſammt dem Berge die Welt aus dem Waſſer. Nimmt man dies alles zuſammen, ſo ſcheint dieſe irdiſche Erſcheinung Vishnu's, die Idee der Schöpfung, eines Kampfes zwiſchen Genien und Engeln, eines wohlthätigen und ſchädlichen Baumes, eines Hinabſinkens der Erde in das Meer, d. h. einer Sündfluth, und endlich eines Erhalters und Wie-

derherſtellers des Menſchengeſchlechtes, in ſich zu ſchlieſſen. Die Schlange, ein Symbol des Lebens und Todes, welche die ganze Erde in ihrem Kreiſe umfaſst, vergiftet das Waſſer, welches wir als Prinzip der Entſtehung kennen gelernet haben, und daher rührt die zwiefache, gute und böſe Generation der Menſchen. Aber der himmliſche Art ſammelt die ins Meer verſtreute Götterſpeiſe (die Unſterblichkeit) wieder anf, und Vishnu theilt ſie hierauf bloſs an die Rechtſchaffenen aus. Die Frevler hingegen werden vom Geſchenke und Genuſse der Unſterblichkeit und Glückſeligkeit ausgeſchloſſen.

Es iſt nicht unbekannt, daſs dieſe irdiſche Erſcheinung Vishnu's, von Andern noch auf eine etwas verſchiedne Art erzählt werde: aber die beſondere Tradition einer einzelnen Provinz, kann der allgemeinen Lehre der Indier keinen Eintrag thun, und dieſe ſtimmt mit ihren handſchriftlichen Werken und Gemählden, ganz unſrer aufgeſtellten Nachricht bey.

Ein groſser Theil der aſiatiſchen Völker, hat ähnliche, ja übereinſtimmende Mythen, mit der eben vorgetragenen. Einige von ihnen halten das Auffinden ihres Göttertranks für möglich, verſchwenden zu dem Ende, gleich guten Goldmachern, Zeit und Geld bey ihren Experimenten, und erkaufen ſich endlich mit dem Genuſs ihrer Extracte, ein früheres Lebensende. Ein ähnlicher Wahn hat ſich auch der Indier und Tibetaner bemeiſtert, doch hegen die erſtern, wie es ſcheint, eine edlere Idee von ihrem Amrdam, und halten es nicht für ein Kraut. Schwerlich kann dieſe Götterſpeiſe etwas anders ſeyn, oder bezeichnen ſollen, als die Unſterblichkeit ſelbſt.

Der Berg Meru heiſst bey den Indiern auch Sumeru, der ſchöne Berg; Raetnáſena, der köſtliche, goldene Wohnſitz; und Suráleja, das Haus, oder die Wohnung der Sonne. Dieſer Berg iſt alſo nach der Lehre der Indier, eine Art von Paradies, in welchem Gott die Unſterblich-

keit verleihet. In demſelben befindet ſich auch der Baum Kalpavrksham, d. i. der Baum der Unſterblichkeit, Feſtigkeit und Gerechtigkeit. Die nördlichen ſowohl, als die ſüdlichen Indier verehren gleichmäſsig dieſen Berg, und nennen ihn Someru. Die Tibetaner, welche myſtiſche Stufen auf dieſem Berge annehmen, glauben, daſs ſich auf ihm die Sonne, der Mond, und ihre Lahas oder Planeten befinden und dort im Beſchauen vertieft ſind. Den Nahmen des Berges ſchreiben ſie Rirou oder Righiel lunbò, welches, wenn man es auf den Samſcrid zurückführt, Irushi, oder unrichtig Rigi und Rushi lunbo lautet. Dies aber ſagt ſo viel als, der Berg der beſchaulichen, oder der glückſeligen Planeten-Gottheiten, welche auf ihm die Sonne und den Mond anſchauen und ihnen Verehrung erweiſen.

Auf der ſüdlichen Seite dieſes Berges, ſoll ſich, nach der Meynung der Indier nnd Tibetaner, der Baum Ciamba befinden, welchen die Indoſtaner Giamum, die Tibetaner aber Zampu nennen; offenbar Verfälſchungen jenes erſtern Nahmens. Dieſer Baum findet ſich häufig in Indien, und die im Lande zerſtreutlebenden Portugieſen nennen ihn nach einer Verſtümmelung in ihrer Sprache Jamboeira. Seine Frucht, die in einem grünen, innerhalb mit einem milchartigen Kerne verſehenen Apfel beſteht, und ihrer Natur nach viele Hitze hat, heiſst bey ihnen Jámba, oder der Adamsapfel. Als die Portugieſen zuerſt nach Indien kamen, erzählten ihnen die heidniſchen Einwohner, daſs der Ciamba-Banm in ihrem Paradieſe, das heiſst, auf dem Berge Meru gepflanzt ſey, und daſs demſelben die zwiefache gute und böſe Generation der Menſchen, ihre Entſtehung verdanke; dies gab die Veranlaſſung zu jener Benennung der Frucht dieſes Baumes. Auch glauben die Indier, daſs aus dem Safte dieſer Aepfel ſich ein Höllenfluſs bilde, indem ſie den Ciamba-Baum zwar für den erſten und früheſten im Paradieſe, aber auch für den Urheber alles Uebels halten. Weil doch aber die alten Indier dafür hielten, daſs nicht ein und der-

selbe Baum zu gleicher Zeit eine gute und böse Frucht tragen könne, so dichteten sie noch einen zweyten Baum auf dem Berge Meru, und nannten ihn Paramagiádika, oder den Muscatennufsbaum. Eigentlich bezeichnet Parama im Samscrid eine herrliche, ausgezeichnete, treffliche Sache *), Giádika aber die Muscatennufs. Auf diese Art also bildeten sich mit Verlaufe der Zeit durch Grübeleyen, zwey Bäume des Paradieses in der Meynung der Indier. Die ältesten brahmanischen Schriften hingegen thun nur eines einzigen, nähmlich des öfter gedachten Baumes der Gerechtigkeit und Unsterblichkeit Erwähnung. Die Wahl jener zwiefachen Bäume in spätern Zeiten ist indessen für die allegorische Dichtung der Entstehung des Guten und Bösen nicht übel ausgefallen. Die Muscatennufs nähmlich gewähret, wie man bemerkt haben will, durch ihren Genufs eine gewisse Heiterkeit dem Geiste, Kräfte dem Körper, Stärke dem Magen, und den Sinnen eine merkliche Lebhaftigkeit. Aus dieser Ursache ist sie auch eines der indischen Leckerbissen, und eine vorzügliche Zuthat beym Reis und andern Speisen. Der milchigte Ciába-Apfel hingegen, soll eine gewisse Hitze, und eine solche narcotische verderbliche Kraft bey sich führen, die auch den stärksten Magen angreift, und den rüstigsten Mann zu Boden wirft. Gegenwärtig bedient man sich in Indien, wie es heifst, schändlicher Weise dieses Apfels zum Abtreiben der Geburt, und durch die Einmischung seines Saftes in Kuhmilch bereitet man seinem Feinde den Tod **).

Schlüfslich wird es hier nicht überflüssig seyn, anzumerken, dafs nach der Meynung der Indier und Tibetaner,

*) Z. B. Paramen, das herrlichste, höchste Wesen, die Gottheit.

**) Abbildungen oder Beschreibungen des Ciamba-Baums befinden sich im *Alphab. Tibet, p.* 472. Taf. 1. Bey Pivati a. ö. a. O. *T.* 8. *Tab.* 20. *Fig.* 2. und im *Horto Malabarico. Amstelod.* 1689. *T.* 1. *Fig.* 8.

am Fuſse des Berges Meru, aus vier, neben der Wurzel des Baumes Kalpavrksham befindlichen Steinen, eben ſo viele Flüſſe entſpringen, nähmlich der Indus, Ganges, Pahkiu und Sita *), welche die Kraft haben ſollen zu reinigen und zu entſündigen. Wenigſtens wird hierdurch die Aehnlichkeit dieſer geſammten Fiction mit den Moſaiſchen Nachrichten, welche ſich ſchon im vorhergeſagten zeigte, verſtärkt.

Die dritte Erſcheinug Vishnus, welche mit dem Nahmen Varáhavadáram bezeichnet wird, gieng in der Geſtalt eines Ebers vor ſich. Auf einem originel indiſchen Gemählde wird ſie folgendermaſsen dargeſtellt.

Man erblickt ein mit Waſſerblumen überdecktes Meer, auf dem der flammende ſchreckliche Rieſe Irannja ſchwimmet, und neben ihm ſein Schwerd, das ihm aus den Händen entfallen zu ſeyn ſcheint. An der Seite deſſelben, gleichfalls auf dem Meere, ſteht der Sieger Vishnu, braun von Farbe, und ganz in menſchlicher Geſtalt, nur mit dem Kopfe eines Ebers, aus deſſen Mund ein Zahn deſſelben Thieres hervorraget. Auf dieſem Zahne ruhet in einer Lotusblume, die Erde mit Wälen und Thürmen überdeckt. Irannja nähmlich verſenkte die Erde in den Abgrund des Meeres, aber Vishnu beſiegte ihn, und führte ſie in der erwähnten Geſtalt, wieder unbeſchädigt aus dem Meere herauf. Dieſe Erſcheinung Vishnu's ſcheint mit den beyden frühern zuſammen zu hängen **). Ein gewiſſer Schriftſteller ***) ſagt, daſs nach

*) Pahkiu und Sita ſind die tibetaniſchen Nahmen dieſer Flüſſe.

**) Abbildungen dieſer dritten irdiſchen Erſcheinung Vishnu's kann mann ſehen beym Pivati, a. a. O. T. 8. Tab. 21. Fig. 1. und bey Sonnerat a. a. O. T. I. p. 286.

***) Der Pater *Marcus a Tumba* in einen handſchriftlichen Werke auf dem Muſeum des Card. Borgia.

der Meinung der nepalensischen Indier, der Dämon Iranja, im ersten Zeitalter der Welt, die Ursache des menschlichen Verderbnisses gewesen, dass er hierauf die Erde im Meere zu versenken begonnen habe, und dass demzufolge diese drey ersten irdischen Erscheinungen Vishnu's im Bezuge auf die grosse Fluth stehen. Macrobius *) hält den Eber für ein Symbol der regnigten Jahreszeit. Nimmt man dies an, so läst sich's leicht erklären, warum Vishnu bey der allgemein verheerenden Fluth, die Gestalt jenes Thieres annahm. Indessen da die Indier diesen Eber auch Varaha, Kidi und Sugara, d. i. einen wilden Bergeber nennen, so kann er auch ein Symbol der Stärke, Wildheit und der Rache seyn. Er hält nähmlich die Erde auf seinem Zahne, welches Stärke andeutet; er ist wild, denn mit eben diesem Zahne streckte er den Riesen Iranja zu Boden, und zur gerechten Strafe, sog er das Blut aus seinem zerfleischten Körper. Diese dritte irdische Erscheinung Vishnu's zeigt abermals deutlich, dass die Chronologie und Geschichte der Indier nicht über die Zeit der allgemeinen Ueberschwemmung hinausgehe **), und demnaeh fällt denn Holwels System der indischen Zeitrechnung über den Haufen.

Die

*) *Saturnalia. Lib. I. cap. 20.*

**) Aber vorhin deutete doch der Verf. ziemlich merklich die zweyte Erscheinung Vishnu's auf die Schöpfungsepoche, sogar nach Mosaischen Nachrichten, oder um richtiger zu sagen, auf den Mythus vom paradisischen Leben und Sündenfalle. In allen solchen Deutungen werden ihm wahrscheinlich Wenige beytreten, obwohl, was ich nicht leugnen will, eine gewisse Uebereinstimmung, und ein Zusammenfliessen vieler ähnlicher morgenländischer Traditionen in eine Urquelle, bey weitem mehr Wahrsceinlichkeit hat, als die Künstliche von Jones und unserm Verf. getroffene Herleitung der Götter Griechenlands und Roms aus indischen Mythen. Noch will ich bemerken, dass ich die sogenaunte Sündfluth, immer nur im Charakter des Verf. dieses Werkes, eine allgemeine Fluth nenne;

es

Die vierte irdische Erscheinung Vishnu's, Narasinhavadáram genannt, gieng, wie dieser indische Nahme schon andeutet, in der Gestalt eines Geschöpfes vor sich, dessen Bildung zum Theil mit einem Löwen, andern Theils mit einem Menschen Aehnlichkeit hatte. Die Veranlassung zu dieser Erscheinung gab gleichfalls der Dämon Irannja, welcher, obwohl schon zu verschiednen Mahlen getödtet, dennoch immer wieder auf die Erde zurückkehrte, und unter den Menschen seine Verehrung begründen wollte. In diesem Geschäfte aber widersezte sich ihm Paragaladen, ein Mann von alter Rechtschaffenheit und altem Glauben, der dagegen sehr viel Böses von dem Dämon erlitt. Hierauf erschien Vishnu in der angegebenen Gestalt, besiegte den Irannja, befreyte den Paragaladen von den bisher erlittenen Verfolgungen, und führte die Verehrung seiner selbst auf der Erde ein *). Wahrscheinlich ist diese, und vielleicht manche andre der Erscheinungen Vishnu's, bloss in der Absicht von den Brahmanen

es sey denn, dass man die überall zusammenstimmende Sage der alten Welt, in Gemeinschaft mit vielen physischen Bemerkungen, auf eine Revolution der Erde, vermittelst einer allgemeinen Fluth deuten wollte; dann würde die sogenannte antediluvische Geschichte, nicht mehr als die Geschichte der Bewohner einer ganz eben so wie izt gestalteten Erde anzusehen seyn, wir würden uns noch weniger über ihre Dunkelheit wundern, ihre geringe Zuverläſsigkeit deutlicher einsehen, und könnten dann unsre Chronologie gleichfalls richtiger von der Sündfluth, als von der sogenannten Schöpfung an datiren: denn jene würde uns für diese gelten, gerade wie etwa den vornoachischen Menschen eine frühere, vielleicht ähnliche, oder auch unähnliche Revolution, für die Epoche ihrer Weltschöpfung galt.

*) Eine Abbildung dieser irdischen Erscheinung Vishnu's giebt Pivati a. a. O. Th. 8. Taf. 21. Fig. 2.

erdichtet, um den urſprünglichen Dienſt des Vishnu zu befeſtigen, und das Volk, ſowohl durch die der Tugend verheiſsenen Belohnungen, als die dem Verbrechen gedroheten Strafen, in ſeiner Pflicht zu erhalten. Nachdem die Fluth auf der Erde eingetreten war, kam die Verſündigung in gröſsere Betrachtung, und daher erſchien Vishnu, als welterhaltende Kraft, nun öfter, bald um die Gottloſen zu ſtrafen, bald um den Frommen Beyſtand zu leiſten.

Zum fünften Mahl trat Vishnu in der Geſtalt eines Pygmäen auf, und dieſe ſeine Erſcheinung führet den Nahmen Vámana. Bali nähmlich, ein König, ſoll der Sage nach, ſich gegen Götter und Menſchen aufgelehnt haben. Man glaubt gewöhnlich, dieſer König habe würklich auf der Erde regiert, aber das Buch Amaraſinha macht den Bali zum Herrſcher der Unterwelt, und dieſes Buch verdient in Rückſicht der alten Mythen unleugbar gröſsern Glauben, als die Fabeln des groſsen Haufens. Bali iſt alſo ein Dämon, den Vishnu gleichfalls beſiegte, obwohl er es nicht hindern konnte, daſs er nicht noch immer alljährig, von ſeinem unterirdiſchen Sitze her, die Oberwelt beſuchen ſollte. Doch vertreibt ihn Vishnu jedes Mahl wieder, und weiſet ihn in die Unterwelt zurück. Dies hat Veranlaſſung gegeben zu dem Feſte Onam, welches in Malabarien im Auguſt, an andern Oertern aber im November feyerlich begangen wird. Die Indier kleiden ſich neu zu dieſem Feſte, kämpfen mit einander *), ſtreuen Blumen

*) Wer in dieſen Kämpfen bleibt, wird nach der Meynung der Indier, in den Himmel erhoben, denn er hat gleichſam dem Dämon Widerſtand geleiſtet, und ſich für die Sache ſeines Gottes Viſhnu dem Tode unterzogen. Da es nun aber nicht wahrſcheinlich iſt, daſs die Indier ſich freywillig, zum Andenken an eine durch den Belus oder ſonſt einen König ihnen zugefügte Niederlage, ſollten tödten laſſen: ſo hat man in dieſer Sitte, wohl mehr eine zum Grunde liegende religiöſe My-

in den Strasſen hin, und freuen ſich des gegenwärtigen Reichthums an Früchten.

Gewöhnlich heiſst zwar die Unterwelt bey den Indiern Pádálam, das Buch Amaraſinha aber nennt ſie Baliſatma, oder den Wohnſitz des Königes Bali, und dies beweiſet deutlich, wie irrig diejenigen handeln, welche dieſe Erſcheinung Vishnu's auf den aſſyriſchen König Belus, oder einen indiſchen Beherrſcher anwenden. Bali bezeichnet im Samſcrid auch ein Opfer, da nähmlich den Dämonen, oder vielmehr Geſpenſtern, welche in der Unterwelt umherwanken, und Bhûder heiſsen, zur Nachtzeit Reis als Speiſe hingeſtellt wird. Auch dies beweiſet wieder, daſs Bali nicht ein wirklicher, ſondern ein erdichteter Herrſcher iſt.

Auf einem Gemählde, das dieſe Erſcheinung darſtellt, befindet ſich Vishnu in Geſtalt eines Zwerges, mit einem Schirme verſehen, und faſſet mit den Händen das Waſſer auf, welches ihm Bali aus einer Flaſche, oder einem Gefäſse, zum Waſchen in dieſelben gieſset. Das Gieſsen des Waſſers in die Hände der Brahmanen, iſt eine Art von heiligem Eide, durch den ſich die Könige und andre Leute, gegen die Götter und Brahmanen, zur Haltung ihres Verſprechens, verbinden.

Der ſechsten irdiſchen Erſcheinung Vishnu's iſt ſchon oben ausführlicher Erwähnung gethan, ich will aber, zur gröſsern Aufhellung dieſes Gegenſtandes, noch eines hierhergehörigen Gemähldes denken, welches den Krieg des Shrirâma mit dem Rávana, oder den Kampf zwiſchen dem jugendlichen Bacchus und dem Pluto darſtellt. Auf dem obern Theile dieſes Gemähldes wird man

the, als wahre Geſchichte zu ſuchen. Von dem hier erwähnten Feſte S. Sonnerat a. a. O. Th. 2. B. 3. Cap. 5.

die berühmte Stadt gewahr, welche Rávana auf der Insel Ceylan besass. Affen und Bären, die Begleiter des Shrirá ma, und rüstige Kämpfer, belagerten die Stadt, eroberten sie und lockten ihren Besitzer, sammt seiner ganzen Giganten- und Menschenschaar, auf das offene Feld hinaus. Zur linken Seite auf diesem Felde, fährt oberhalb auf einem mit vier weissen Rossen bespannten Wagen, Laekshen einher, ein Bruder des Gottes Shriráma, und schnellet auf den Riesen Indracittern, der ihm entgegen eilet, einen Pfeil ab. Der Riese stürzet vom Wagen herab, aber ein anderer seines Geschlechtes mit einem Eselskopfe, hält die Pferde an, die sich vom Wagen losgerissen haben. Unterhalb wird man den Kampf zwischen dem Shriráma und Rávana selbst gewahr. Jener steht da, braun von Farbe am ganzen Körper, und drückt einen Pfeil ab gegen den Rávana: hierauf haut er die Hände ihm ab, und den Eselskopf, der über seine andere zehen Köpfe hervorragt, und stürzt endlich dieses mit zwanzig Armen, Pfeilen, Aexten, Schwerdtern und Schilden bewaffnete, vielköpfige und riesenartige Ungeheuer zu Boden. Nun fallen die Affen auf sein Heer, greifen die Giganten, Menschen, Pferde und Elephanten an, die ihn begleiteten, zerstreuen, tödten, steinigen sie, und füllen das Schlachtfeld mit Leichnamen an. Shrirâma hatte seinen Affen befohlen, sogleich, wenn sie ihn den Bogen anlegen sehen würden, Rávana's Armee mit Steinen anzugreiffen, damit, wenn sein Pfeil das Ziel verfehlen sollte, die Wuth des Angriffes dadurch nicht unterbrochen würde, und er nicht das Ansehn bekäme, wie wenn ihn Furcht, oder das Gefühl einer Gefahr anwandele. Daher erblicket man denn auch auf diesem Gemählde fast alle Affen mit rothen Steinen bewafnet, und indische Palmzweige in ihren Händen, mit denen sie das Heer Rávana's, oder des Gottes der Nacht, von welchem es heisst, dass er den Tod in Ketten mit sich führe, angreiffen. Diese Art des Streites nähmlich ist, wie jeder weiss, den Affen sehr gewöhnlich. Rávana oder Pluto, König der reichen Insel Laenga, oder Ceylan, gieng, als Gott der Schätze und Reichthümer, dem Shiráma wohl

gerüſtet entgegen. Unter Shrirama aber kämpfte der Silen Hanuman, der Heerführer und Vater der Affen. Er betet mit gefaltenen und erhobenen Händen den Sieger an, und erſcheint hier braun von Farbe, und mit Hörnern verſehen.

Die ſiebente irdiſche Erſcheinung Vishnu's, gieng in Geſtalt eines ſtarken und tapfern Helden vor ſich, und ſo heiſst er Belabhadraráma *). Man behauptet, dieſe ſeine Erſcheinung habe zur Abſicht gehabt, die Rieſen und hochmüthigen Menſchen zu zähmen, die Götterverehrung zu begründen, die Opfer wieder einzuführen, und die entſchwundene Gerechtigkeit wieder in die Welt zurückzu rufen.

Bey der achten dieſer Erſcheinungen, trat Vishnu als Held oder König, unter dem Nahmen Paraſuráma auf. Para bezeichnet im Samſcrid eine herrliche, vor andern ſehr vorzügliche Sache, Su aber iſt eine Präpoſition des Lobes und der Ehre, welche dem Nahmen vorgeſetzt zu werden pflegt, um die Güte und Trefflichkeit der durch ſie bezeichneten Dinge, anzudeuten. Der Nahme Paraſuráma alſo ſtellt Raman, als den höchſten, beſten und vorzüglichſten unter allen Göttern dar; ja, die nördlichen ſowohl als die ſüdlichen Indier erheben dieſe Erſcheinung Vishnu's, oder vielmehr dieſen Gott ſelbſt in dieſer ſeiner Erſcheinung, mit dem glänzendſten Lobe, obwohl ſie in den Umſtänden, welche nicht allein hier, ſondern auch bey den übrigen irdiſchen Auftritten der Art eintraten, ſehr von einander abweichen. Selbſt über die Ordnung und Reihe dieſer Erſcheinungen ſind ſie verſchiedner Mey-

*) Dieſes Wort nähmlich bezeichnet einen ſolchen Helden.

nung, und die z. B. welche wir hier nach der Angabe der mittäglichen Indier, als die achte aufzählen, gilt bey den nördlichen Bewohnern des Landes für die ſechſte.

Vishnu, bey ſeiner Erſcheinung unter dem Nahmen Paruſaráma, betrat in eben der Art, wie Shriráma, mit dem er überhaupt hier ein und daſſelbe Weſen zu ſeyn ſcheint, zuerſt den irdiſchen Schauplaz, im Königreiche, oder vielmehr in der Stadt Ajodja. Sachkundige Männer ſetzen dieſe Stadt nicht ferne von Patnà, an den Fluſs Devà, welcher nahe bey Ciaprà in den Ganges flieſst. Demzufolge ergiebt ſich's aus dem Vaterlande und den Thaten Paraſuráma's, wie auch aus der Etymologie dieſes Nahmens, daſs ein und derſelbe Gott, nähmlich Vishnu, unter der veränderten Hülle des Nahmens Ráma, häufig von den Brahmanen, als auf der Welt erſcheinend, dargeſtellt, und als Veranlaſſung dazu die Abſicht angegeben werde, bald dieſen oder jenen Tyrannen und Dämon zu vertreiben, zu beſiegen, oder zu tödten.

Zum erſten Mahle ſoll Paraſuráma auf der Erde erſchienen, und in ganz Indien ſichtbar geworden ſeyn, um den Cartaviraguen, oder einen Herrſcher und mächtigen Giganten, — denn dies iſt die Bedeutung jenes Nahmens — zu tödten. Schon hieraus erhellet, daſs der Erfinder dieſer Göttererſcheinungen, ihre Nahmen aus der Natur der Sache, die er behandeln wollte, entlehnet, und ſie demnächſt in Perſonen umgewandelt habe. Ja es leuchtet auch ein, daſs dieſe Rieſen nichts anders ſind, als Weſen, die aus den Nahmen, Tapferkeit, Macht, Grauſamkeit, Güte, Vortrefflichkeit u. ſ. w. erdichtet wurden, und ſinnbildliche Kämpfe geführt, oder Niederlagen erlitten haben ſollen, um dadurch ſymboliſch den Kampf der Sünde und Strafe, der Tugend und des Laſters, der Frömmigkeit und Gottloſigkeit u. ſ. w. anzu-

deuten, das Volk durch diese Fabeln zu unterrichten, und es zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten.

Zum zweyten Mal erschien Parasuráma, um einige indische Könige, die Kshetrier zu unterdrücken und zu strafen. Sie hatten sich nähmlich durch Ehrgeiz, Reichthum und Wollust von den eigentlichen Vorschriften der kriegerischen und königlichen Caste entfernt, behandelten das Volk mit grausamer Tyranney und setzten die Opfer und die Verehrung der Götter hintan. Um diese Tyrannen also zu ihrer Pflicht zurück zu führen, sie zu strafen, oder auch zu tödten, erschien demnach Vishnu, oder die personifizirte Welterhaltende Kraft, unter dem Nahmen Parasuráma. Dem allen zufolge sollte man fast glauben, dass diese irdische Göttererscheinungen erst zu der Zeit von den Brahmanen erdichtet worden seyen, als schon die Eintheilung des Volks in Casten, und seine bürgerliche Verfassung begründet waren. Wie hätte nähmlich Vishnu oder Parasuráma in der Absicht auf der Erde erscheinen können, die Könige oder Kshetrier zu strafen, wenn diese damals noch gar nicht vorhanden waren, und also auch nicht von der Norm ihrer Caste abweichen konnten?

Aus dieser und andern Göttererscheinungen, vorzüglich aus derjenigen, in welcher Shriráma auftritt, liesse sich vielleicht mit einigem Grunde folgern, dass die Indier schon etwa um das Jahr 250 nach Abraham, ihre Könige, und eine bürgerliche Verfassung hatten, denn auf dieses Jahr verlegen mehrere christliche Kirchenschriftsteller die Erbauung der Stadt Nysa in Indien, die Thaten des Bacchus, und den Beginn der Könige vom Geschlechte Pandava. Ich weiss sehr gut, dass viele Schriftsteller anderer Meynung sind, indem sie z. B. die Brahmanen von den Aegyptern oder Persern entspringen, dann um

das Jahr 540 vor Chr. von dem Cambyſes vertreiben, ſich nach Indien begeben, und da ihre Schriften, ihre Geſetze und ihre Gottesverehrung gründen laſſen, u. ſ. w. Dieſe und ähnliche Meynungen aber haben gar vieles gegen ſich.

Die neunte irdiſche Erſcheinung des Vishnu, in der Perſon des Krshna, iſt ſchon vorhin ausführlich erläutert worden, und das bisher geſagte mag genug ſeyn zur Aufhellung dieſes Gegenſtandes, oder der irdiſchen Erſcheinungen Vishnu's.

Kürzere Zusätze, Kupfererklärungen und Berichtigungen.

In Bezug auf die fünfte Kupfertafel ist noch zu bemerken, daſs die Tularsipflanze, nach dem Berichte eines sachkundigen Mannes, eine Art von wildem malabarischen Ocymum ist.

Zu der siebenten Kupfertafel. Brahma wird mit vier Gesichtern abgebildet, und nicht eines derselben, sondern jedes hat ein bärtiges Kinn. Oben auf der Scheitel der vier Häupter dieses Gottes, raget die Trommetenmuschel hervor, als Symbol und Prinzip der Erzeugung durch Wärme und Feuchtigkeit.

Auf der neunten Kupfertafel befindet sich in jeder Figur, der Gott Vishnu, oder der indische Bacchus Shrirâma, unter dessen Nahmen Vishnu auf der Erde erschien.

Auf der zehenten Kupfertafel ist Shiva mit fünf Köpfen abgebildet. Als Urheber der Erzeugung sitzt er in der Lotusblume, und unter ihm erblickt man einen Stier, das Symbol der erzeugenden Kraft. Aus jenen fünf Häuptern strömet der Ganges hervor, das Symbol des himmlischen Thaues und der Fruchtbarkeit, oder das Was-

ſer des Ganges, welches die Kraft der Entſündigung hat. Dieſes Gemählde beweiſet deutlich, daſs der irdiſche Ganges ein Symbol des himmliſchen Ganges ſey, oder des himmliſchen Thaues, vermittelſt deſſen die erzeugende Sonne, als Abbild des wahren Gottes, alles erfriſchet und hervorbringt, und daſs hieraus der ganze Aberglaube herzuleiten ſey, demzufolge die Indier es für ein Glück ſchäzzen, in den Fluthen des Ganges ihr Leben zu enden.

In eben der Waſſerblume, in welcher Shiva oder die Sonne ſitzend abgebildet iſt, ſitzt neben ihm die Göttin Bhaváni oder Párvadi, d.i. der hervorbringende Mond, welche ihrem Gemahl, der Sonne, mit einer Hand eine Lotusblume darreicht, wogegen ſie von ihm einen Hirſch erhält, um anzuzeigen, daſs ſie in einen Hirſch umgewandelt, mit ihm in den Wäldern, oder eigentlich zu reden, im weiten ätheriſchen Gefilde umhertändele, was, wie die Werke der Brahmanen verſichern, auch wirklich geſchehen ſeyn ſoll. Der ſchon vorhin einmal genannte Pater Markus a Tumba, hält dieſes Bildniſs zwar für das des Brahma, und es iſt nicht zu leugnen, daſs dieſe Gottheit überall im Lotus ſitzend abgebildet werde, aber er hat nie mehr als vier Geſichter, alſo nicht fünfe wie hier Shiva. Auch hält Brahma in der einen Hand ein Buch, Shiva einen Dreyzack; jener reutet auf einem Schwan, dieſer auf einem Stiere, oder er hat doch, wenn er im Lotus, als Erzeuger ſitzt, immer einen Stier, oder eine Haubenſchlange neben ſich, zum unterſcheidenden Kennzeichen ſeiner vom Gotte Brahma.

Die zweyte Figur auf eben dieſer Kupfertafel, ſtellt den ſchrecklichen, rührenden Vernichter Shiva dar, umgeben mit Menſchenſchädeln, und auf einen Rieſen, oder eine menſchliche Geſtalt tretend. Die Brahmanen erzählen, die Göttin Shakti, oder die Natur, ſterbe alljährlich einmahl ab, indem alle Stände, Kräuter, Früchte und die übrigen Vegetabilien, einmahl im Jahre hinwelken und gleichſam verderben. Daher zieht Shiva den Schedel

der ſterbenden Göttin Shakti, in jedem Jahre auf einen Faden, und hängt ihn um ſeinen Hals. Weil dies nun fortwährend geſchieht, ſo entſteht daraus der ganze Kranz von menſchlichen Schädeln, den man am Halſe des Shiva erblickt *).

Auf der ſechszehenten Kupfertafel, unter der zweyten Figur, befindet ſich der Berg Meru zwiefach, oder vielmehr, man wird dort zwey Berge gewahr, die doch nur einen und denſelben Berg, nähmlich den Himala, Imau, oder Meru vorſtellen. Auf einem dieſer beyden Berge nun ſitzet Shiva oder die Sonne, und hat ein Tigerfell unter ſich ausgebreitet liegen. Aus ſeinem Wohnſitze, auf der Spitze des Berges, entſpringt der Ganges, und ſtröhmet, wie die Sage der Indier erzählet, von da aus durch ihr ganzes Land hin. Die gauriſchen oder bengaliſchen Jogi, ganz dieſelben Leute, wie die alten Samanen, gehen noch heutiges Tages in eine Tiegerdecke gehüllet umher. Sie ahmen das unſtäte, umherirrende Leben des Shiva, oder der Sonne nach, und verführen durch ganz Indien das heilige Waſſer des Ganges, damit die Könige und deren Diener, welche nicht ſelbſt an den Ganges gelangen können, dadurch mögen in den Stand geſetzt werden, ſich mit dieſem Waſſer zu reinigen, und ihre Sünden darin abzuſpülen.

*) Der Verf. behauptet, in einer Abbildung bey Thom. Hyde habe die Gottheit Mitra ebenfalls eine Schädelverzierung, und geht ſo zu dem ſonſt ſchon, aus andern Gründen dargelegten Sazze über, daſs die Sonne Erzeuger und Vernichter, und Herr über Leben und Tod zugleich ſey. Ein ſolches Bildniſs kann ſich nur allein in der *Hiſtoria religionis veterum Perſar.* des groſsen Hyde allein finden, aber in der erſten und beſten Ausgabe dieſes Werkes, zu Oxford 1700. iſt es gar nicht vorhanden, auch ſchwerlich in der zweyten, welche Sharpe beſorgt hat.

Anmerk. d. Bearb.

Gegenüber auf dem Gipfel des andern Berges, ſitzt in einer Lotusblume die Göttin Párvadi oder der Mond, mit einem Schwerdte, wenn ich nicht irre, in der Hand, und unter ihr ſtrömt der Ganges aus dem Berge hervor, welcher, wie ihn einige nennen, Chandraſichara heiſst. Dieſer Nahme aber iſt verderbt, denn er iſt zuſammengeſetzt aus Ciandra (Tſchandra), welches im Samſcrid den Mond bezeichnet, und aus Shegara, das einen Tragenden andeutet. Hieraus alſo ſchon erhellet, daſs dieſer Berg gleichſam den Mond trägt, und daſs demnach die Göttin Párvadi, die auf ſeinem Gipfel ihren Wohnſitz hat, nichts anders iſt, als der Mond, oder die Gaengadévi, die dieſen Nahmen als Göttin des Ganges führt. Und hindurch wird nun alles dasjenige beſtätigt, was oben vom Shiva, von der Pàrvadi, u. ſ. w. geſagt iſt.

Auf der zwanzigſten Kupfertafel ſind drey Bildniſſe des Budha befindlich. Das eine ſtellt ihn mit untergeſchlagenen Beinen, in einer Lotusblume ſitzend dar. In dem andern erſcheint er in der Geſtalt, unter welcher er im Tempel zu Jagarnat verehrt wird, mit zwey Lotusblumen in den Händen. In dem dritten Bildniſſe endlich wird man ihn mit untergeſchlagenen Beinen, in nachdenkender Stellung gewahr, und dieſes Bildniſs iſt ein tibetaniſches. Bey dieſer Gelegenheit merke ich aus dem handſchriftlichen Werke des P. Marcus an, daſs der groſſe Lama, nichts weiter iſt, als der oberſte Lehrer der tibetaniſchen Religion, gleichwie alle Sekten in Indien einen ſolchen oberſten Lehrer haben. Selbſt der brahmaniſche König Rapolin auf der malabariſchen Küſte, verſieht alle Geſchäfte des tibetaniſchen Groſslama, und die Könige gehorſamen ihm nicht nur in Sachen der Religion, ſondern beweiſen ihm auch durch ihre Beſuche Verehrung. Ihnen allein ſteht ein näherer Zutritt zu ihm frey, den übrigen Brahmanen aber und heidniſchen Indiern zeigt er ſich bloſs im Fenſter, und ertheilt ihnen von da aus ſeinen Seegen. Erhält er ein Schreiben des holländiſchen Gouverneurs zu Cochin, oder des Biſchoffes zu Verapo-

lis, so wird die ihm anklebende europäische Unreinigkeit erst mit Wasser abgespült, und es alsdenn eröfnet.

Die zwey und zwanzigste Kupfertafel giebt ausser dem Bildnisse des Ganesha, auch die Abbildung eines ehelichen Zeichens, das die Bräute und Frauen in Indien am Halse tragen. Ein solches Zeichen ist dem Gotte Ganesha heilig, und das hier abgebildete, war aus Holz gearbeitet, und mit Goldblech überzogen. Es stellt nach indischer Art den Lingam nebst dem Joni dar, um dadurch die Verbindung des Mannes mit seiner Gattin anzudeuten.

Auf der sieben und zwanzigsten Kupfertafel ist die Abbildung eines ehernen Denkmahls aus dem Museum des Cardinals Borgia beygefügt, das den Kopf des Gottes Apis darstellt. Zugleich bestätigt dieses Denkmahl die Meynung, dass der Apis ein Symbol der erzeugenden Kraft sey, indem er deutlich einen Phallus oder Lingam im Munde hält, welcher in natürlicher Gestalt senkrecht herabhängt. Apis ist ein verderbter Nahme, aus dem indischen Apen, der Erzeuger, der Vater *).

Die acht und zwanzigste Kupfertafel giebt die Abbildung eines brahmanischen Hauses, und der Frau eines malabarischen Brahmanen.

Auf der Kupfertafel, welche die indischen Münzen darstellt, befinden sich zwey unter der vierten und fünften Figur, von denen wir vorhin sagten, dass es goldene Viraguen seyen, und sie keine Aufschrift hätten. Dies ist aber folgendermassen zu berichtigen. Die erste dieser bey-

*) Wir kennen den Verf. als einen leidenschaftlichen Freund der Etymologie. Ob die hier beygebrachte wohl mehrere Freunde finden sollte, als manche seiner andern Herleitungen und Erklärungen?

Anmerk. d. Bearb.

Bayerische Staatsbibliothek München

den Münzen *), iſt eine goldene Pagode, oder ein Viraguen aus dem Reiche Carnate, bekannt unter dem Nahmen der Goldmünze des Nabob Hyder Ali Khan. Sie ſcheint den Gott Vishnu darzuſtellen, neben welchem die Göttin Laekshmi ſitzet. Auf der andern Seite hat ſie eine Inſchrift, die wahrſcheinlich in alten indiſchen Schriftzügen abgefaſst iſt.

Die andere gleichfolgende Münze **) heiſst gewöhnlich ein goldener Panam oder Fanon. Auch hier erblickt man den Vishnu in ſitzender Stellung, mit untergebogenen Füſsen, und auf der entgegenſtehenden Seite wird gleichfalls eine Inſchrift im alten indiſchen Charakter ſichtbar.

*) Unter Figur 4.

**) Unter Figur 5.



T. ſc. von Erz.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXXXX V 92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paulinus

Darstellung der Brahmanisch-Indischen Götterlehre, Religionsgebräuche und bürgerlichen Verfassung

Gotha 1797

4 H.as. 619
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10359634-9
VD18 14528398